

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Das Jahr 1945
und das nördliche Ostmitteleuropa.
Rückblicke in die Zukunft

Neue Folge Band V/1996 Heft 1

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg

Herausgeber:

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Postfach 2323, D-21313 Lüneburg
Telefon (041 31) 3 7097
Telefax (041 31) 39 11 43

Redaktionskollegium:

Sabine Bamberger-Stemmann M.A.
(Redaktion)
Dr. Sophia Kemlein
Dr. Konrad Maier (Redaktion)
Dipl.-Bibl. Ulrich Ribbert
Prof. Dr. Karl-Heinz Ruffmann
Dr. Joachim Tauber
Anja Wilhelmi M.A.

Verantwortlich für dieses Heft:
Dr. Joachim Tauber

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums des Innern

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint halbjährlich jeweils im Juni und Dezember.
Preis pro Heft 35 DM, Jahresabonnement 60 DM zuzüglich Versandkosten.
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Herstellung: Stahringer, Ebsdorfergrund

Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, Lüneburg

ISSN 0029-1595

Das Jahr 1945 und das nördliche Ostmitteleuropa. Rückblicke in die Zukunft

Joachim Tauber: Editorial	7
-------------------------------------	---

Abhandlungen

Rex Rexheuser (Warschau): Das Jahr 1945 in Ostmitteleuropa in historischer Perspektive	11
Elena Zubkova (Moskau): Rußland und das Jahr 1945	21
Egil Levits (Bonn): Der Zweite Weltkrieg und sein Ende in Lettland . . .	37
Justas Paleckis (Vilnius): Litauen: Lehren des Jahres 1945 und der Nachkriegszeit auf dem Weg in das sich vereinigende Europa	63
Włodzimierz Borodziej (Warschau): Das Jahr 1945 in der polnischen Geschichte	75
Karl-Heinz Ruffmann (Traunstein): 50 Jahre danach: 1945 als Epochenjahr für Deutschland und sein Verhältnis zum nördlichen Ostmitteleuropa	95

Mitteilungen

Umbruch oder Kontinuität: Die Tschechoslowakei und Ostmitteleuropa 1945–1948 (Robert Luft)	107
Symposium „Angekommen! – Angenommen? Flucht und Vertreibung 1945 bis 1995“ in Karlsruhe, 26. September 1995 (Karl-Peter Krauss) . . .	113
Vertriebene in Niedersachsen. Flucht und Vertreibung der Ostdeutschen und ihre Integration nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein deutsch-polnisches Colloquium der Ost-Akademie, Lüneburg, 9.–11. Mai 1995 (Horst-Dieter von Enzberg)	115
Internationale Tagungen im Jahr der Gedenktage (Beata Ociepka)	122
Ein Überblick über die Konferenz „Ostpreußen – 50 Jahre nach Potsdam“ vom 18.–19. September 1995 in Mierki bei Olsztyn (Alvydas Nikžentaitis)	129
Heimat und Identität. Selbstbewußtsein und Miteinander in der Ostseeregion. Internationales Colloquium in der Ostsee-Akademie, 27.–29. Oktober 1995 (Randolf Oberschmidt)	132
Völkerbegegnung oder „Symbiose ohne Liebe“? Eine Tagung in Lodz vom 19.–21. Oktober 1995 (Beate Kosmala)	137
Das Institut für Länderkunde in Leipzig begeht sein 100jähriges Jubiläum (Elke Knappe)	141

Rezensionen

Uničtoženje Evreev SSSR v gody nemeckoj okupacii (1941–1944). Sbornik Dokumentov i Materialov (Die Vernichtung der Juden der UdSSR in den Jahren der deutschen Okkupation (1941–1944). Sammelband von Dokumenten und Materialien), red. v. Jitzhaq Arad. (Frank Golczewski)	147
Elena S. Senjavskaia, 1941–1945. Frontovoe pokolenie. Istoriko-psihologičeskoe issledovanie (1941–1945. Die Frontgeneration. Historisch-psychologische Untersuchung). (Karsten Brüggemann)	149
Michail P. Devjataev, Pobeg iz ada (Der Hölle entronnen). (Joachim Mai)	152
[Mart Laar,] Eesti 1944. Tundmatu autori silme läbi (Estland 1944. Durch die Augen eines unbekanntenen Autoren). (David Feest)	154
Latvijas okupācija un aneksija 1939–1940. Dokumenti un materiāli (Die Okkupation und Annexion Lettlands 1939–1940. Dokumente und Materialien), red. v. Ilga Grava-Kreituse, Inesis Feldmanis (u.a.), wissenschaftliche Red. v. Dietrich A. Loeber; The Occupation and Annexation of Latvia 1939–1940. Documents and Materials. (Detlef Henning)	159
Lietuvos ocupacija ir aneksija 1939–1940 (Die Besetzung und Annexion Litauens 1939–1940), hrsg. v. Lietuvos Valstybinis Archivas u. dem Lietuvos Istorijos Institutas. (Joachim Tauber)	164
Czesław Łuczak, Polacy w okupowanych Niemczech 1945–1949 (Die Polen im okkupierten Deutschland 1945–1949). (Zbigniew Wilkiewicz)	171
Kazimierz Kozłowski, Pierwsze dziesięć lat władzy politycznej na Pomorzu Zachodnim (1945–1955) (Das erste Jahrzehnt politischer Herrschaft in Hinterpommern (1945–1955)). (Jörg Hackmann)	177
Bohdan Cywiński, Mój kawałek Europy (Mein Stückchen Europa). (Robert Traba)	182
Jörg Friedrich, Das Gesetz des Krieges. Das deutsche Heer in Rußland 1941 bis 1945. Der Prozeß gegen das Oberkommando der Wehrmacht. (Joachim Tauber)	186
Der Zweite Weltkrieg und die Gesellschaft in Deutschland. 50 Jahre danach. Eine Ringvorlesung der Universität München. Mit Beiträgen v. Heinz Friedrich, Friedrich Georg Friedmann, Ludolf Herbst, Gerhard Grimm, Georg Süßmann, Rudolf Kuhn, Friedrich Wilhelm Graf, Hans Maier, Hermann Nehlsen, Elmar Seebold, Hans Wagner, Otto B. Roegele, Josef Zander, hrsg. v. Venanz Schubert (u.a.). (Sebastian Simsch)	192
Wendepunkt 1945? Kontinuität und Neubeginn in Deutschland und Japan nach dem Zweiten Weltkrieg, hrsg. v. Dietmar Petzina u. Ronald Ruprecht. (Ulrich Burger)	195
Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges. Eine perspektivische Rückschau, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hrsg. v. Hans-Erich Volkmann. (Joachim Tauber)	197
Hermann Glaser, 1945. Ein Lesebuch. (Joachim Zießler)	202
Stettin Szczecin 1945–1946. Dokumente – Erinnerungen. Dokumenty – Wspomnienia, hrsg. v. der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde und dem Institut Historii Uniwersytetu Szczecińskiego; Danzig 1944 Gdańsk. Gespräche nach 50 Jahren. Rozmowy 50 lat później; Greifswald 1945. Neue Dokumente und Materialien, hrsg. v. Joachim Mai. (Sabine Bamberger-Stemmann)	205
Eberhard Beckherrn, Alexej Dubatow, Die Königsberg-Papiere. Schicksal einer deutschen Stadt – Neue Dokumente aus russischen Archiven (Christian Rühmkorf)	208
Flucht und Vertreibung. Zwischen Aufrechnung und Verdrängung, hrsg. v. Robert Streibel. (Karl-Peter Krauss)	211

Ruth Kibelka, Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel. (Arthur Hermann) . . .	214
Ich sah in das Gesicht eines Menschen. Deutsch-polnische Begegnungen vor und nach 1945, hrsg. v. Dieter Bach u. Wiesław Lesiuk. (Sophia Kemlein) . . .	220
„Wach auf, mein Herz, und denke“. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Schlesien und Berlin-Brandenburg von 1740 bis heute / „Przebudź się, serce moje, i pomyśl“. Przyczynek do historii między Śląskiem a Berlinem-Brandenburgią od 1740 roku do dziś. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Redaktion Klaus Bzdziach. (Ingo Eser)	224
Hartwig Bögeholz, Die Deutschen nach dem Krieg. Eine Chronik. Befreit, geteilt, vereint: Deutschland 1945 bis 1995. (Bernd Stöver)	228
Erhard Eppler, Als Wahrheit verordnet wurde. Briefe an meine Enkelin. (Ulrich Ribbert)	230
Die Autoren der Abhandlungen	233

Editorial

50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa ist der Tag der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches ein Symbol, das für viele verschiedene, oft auch widersprüchliche Entwicklungen und Zäsuren steht. Da ist zum einen die in der modernen Geschichte beispiellose, säkulare, endgültige und vollständige Niederlage des nationalsozialistischen Deutschland als Endpunkt der 'deutschen Katastrophe', von der der Historiker Friedrich Meinecke 1946 in einem ersten Deutungsversuch sprach, zum anderen die – damals sicherlich schwer erkennbare und von außen, von den Siegern mit- und bald gegeneinander initiierte und bestimmte – Möglichkeit zu einem neuen, anderen Anfang für die Deutschen. Da sich dieses Neubeginnen im Zeichen einer ideologischen Konfrontation zwischen Ost und West vollzog, führte der Weg vom 8. Mai 1945 nicht unbedingt zwangsläufig, aber doch immer klarer erkennbar in die Bildung zweier deutscher Staaten, der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik, beide Kinder des Kalten Krieges, beide geformt nach der politischen Ordnung der jeweiligen Führungsmacht. So war der 8. Mai auch der Tag des Endes des kurzlebigen deutschen Nationalstaates der Neuzeit, der Beginn der deutschen Teilung, eine grundstürzende Zäsur, eine vermeintlich langandauernde, wenn nicht endgültige Antwort auf die deutsche Frage.

Die Ereignisse der Jahre zwischen 1989 und 1991 haben uns alle, vor allem aber die Historiker eines Besseren belehrt. Die Deutschen leben wieder in einem Nationalstaat, die deutsche Teilung ist bereits Geschichte und mit ihr auch die eben gegebene Wertung des 8. Mai 1945. Der Umgang mit diesem Jahrestag in den Medien und der deutschen Öffentlichkeit konzentrierte sich fast ausschließlich auf Deutschland, und sehr bald engte sich zudem die Diskussion auf die Frage ein, ob es sich denn um einen Tag der 'Niederlage' oder einen der 'Befreiung' gehandelt habe. Über alledem stand – ausgesprochen oder unausgesprochen – das Wissen um die fundamentale Neuordnung der politischen Landkarte Europas 1989/1991. Was bleibt – so lautet die erste Frage, der in diesem Band des „Nordost-Archives“ nachgegangen werden soll – von der Zäsur des Jahres 1945 aus heutiger Sicht bestehen, welche neuen Interpretationen und Wertungen lassen sich nach dem Zusammenbruch der östlichen Vormacht aufzeigen, der den Deutschen die Vereinigung, Osteuropas Völkern die Freiheit und Eigenstaatlichkeit brachte.

Eben angesichts der jüngsten zeitgeschichtlichen Ereignisse ist es einleuchtend, daß es dabei nicht ausschließlich um Deutschland gehen kann,

denn für die Staaten Ostmitteleuropas ist nach der Wende 1989/1991 der Umgang mit und die Bewertung des Jahres 1945 ebenfalls in ein neues Stadium getreten. Ein bislang eingleisiges Geschichtsbild bedarf der Korrektur, der Meinungsvielfalt und der kritischen Diskussion. Nirgends ist dies notwendiger als beim Umgang der östlichen Nachbarn Deutschlands mit dem Jahr 1945.

In Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde e.V. veranstaltete das Institut Nordostdeutsches Kulturwerk in Lüneburg einen Vortragszyklus, der unter dem Titel „Rückblicke in die Zukunft“ Antworten auf die eben aufgeworfenen Probleme zu geben suchte. Eingeladen wurden Historiker und Politiker aus Estland, Lettland, Litauen, Polen, Rußland und Deutschland. Die damals gehaltenen Vorträge, bis auf den des estnischen Referenten Peeter Järvelaid, bilden in überarbeiteter Form den Kern dieses Bandes.

Wie gebrochen, ja teilweise geradezu widersprüchlich das Jahr 1945 aus heutiger Perspektive erscheint, belegen alle Beiträge. Sie zeigen aber auch, wie unendlich näher die Ereignisse von 1945 im Ostmitteleuropa der Gegenwart sind als in Deutschland. Während hier nach dem Mai 1995 das Thema schlagartig wieder aus der öffentlichen Diskussion verschwand, sind die Folgen von 1945 in Ostmitteleuropa weiterhin und viel unmittelbarer spürbar; nicht umsonst existiert in den baltischen Staaten die Meinung, der Zweite Weltkrieg habe für Litauen, Lettland und Estland erst mit dem Abzug der russischen Truppen 1993/94 geendet.

Der Blick von 'außen' relativiert nochmals in aller Deutlichkeit die deutsche Diskussion; die Erfahrungen der östlichen Nachbarn Deutschlands, die erst heute – 50 Jahre danach – versuchen können, ihren Weg zurück nach Europa zu gehen, läßt den Unterschied zu dem Land, das im Mai 1945 bedingungslos kapitulierte, besonders augenfällig werden. Quasi seitenverkehrt gilt dies auch für diejenige Siegermacht, die die Hauptlast des Zweiten Weltkrieges in Europa zu tragen hatte, wie der Beitrag der russischen Historikerin Elena Zubkova verdeutlicht. Das polnische Exempel, das Włodzimierz Borodziej schildert, wie auch die Beiträge zu den baltischen Staaten von Justas Paleckis und Egil Levits zeigen die heutigen Zwiespälte einer Bewertung des Jahres 1945 in aller Deutlichkeit auf. Es handelt sich hierbei strenggenommen um „Rückblicke in die Gegenwart“, vor deren allgegenwärtigem Hintergrund sich Zukünftiges erst langsam, zögernd und unter großen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Problemen entwickeln kann. Der historische Rückblick von Karl-Heinz Ruffmann auf die deutsche Situation 1945 verdeutlicht in aller Klarheit diese quasi zeitversetzte Entwicklung. Neben den jeweiligen länderspezifischen Beiträgen unternimmt es Rex Rexheuser, das Jahr 1945

und das nördliche Ostmitteleuropa in eine größere Perspektive einzuordnen; sein Artikel steht deshalb am Beginn der Abhandlungen und bietet damit zugleich eine Einführung in die Thematik.

Joachim Tauber

ABHANDLUNGEN

Das Jahr 1945 in Ostmitteleuropa in historischer Perspektive

von Rex Rexheuser

Was seit 1989 in Ostmitteleuropa geschehen ist, hat die Situation der Region so gründlich verändert, daß von der Ordnung, in der sie seit 1945 gelebt hatte, heute nichts mehr erhalten scheint. Seit 1945 stand die Rote Armee an der Elbe. Die sowjetische Grenze war weit nach Westen vorgeschoben. Im Vorfeld kontrollierte Moskau von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer einen breiten Streifen von Satellitenstaaten. Politik, Wirtschaft und Kultur ganz Ostmitteleuropas waren sowjetischem Muster unterworfen oder doch angenähert. Und der Westen respektierte diese Herrschaftssphäre insofern strikt, als er sich von jeder militärischen Intervention fernhielt. Die Sowjetunion bekam dadurch freie Hand, auf Krisen in der Region mit jedem Mittel reagieren zu können, auch mit Gewalt. Seit 1989 ist die Rote Armee kampfflos und in wenigen Jahren (bis 1993!) aus Ostmitteleuropa abgezogen. Die Satellitenländer gewannen ihre Unabhängigkeit. Die Ukraine, Weißrußland, die baltischen Republiken erklärten sich zu selbständigen Staaten. Damit zerbrach die Sowjetunion selbst. Und in der ganzen Region begann ein Umbau der politischen und wirtschaftlichen Strukturen im Namen von Demokratie und Kapitalismus, nach dem Vorbild des Westens.

Daß der Westen ein Vorbild nur abgab, aber nicht aufzwang, verleiht dem Umbruch von 1989 eine weitere Dimension. Der friedliche und freie Übergang kontrastiert nicht nur mit der Nötigung, unter der die Ordnung von 1945 eingeführt wurde. Er durchbrach zugleich eine Regel, die in Ostmitteleuropa seit Jahrhunderten gegolten hatte. Selbstbestimmung kannte man hier auch vor 1945 nur als Ausnahmefall. Bereits in der frühen Neuzeit war die Region mehr und mehr zu einem Interventionsraum anrainender Großmächte geworden. Seit dem 16. Jahrhundert verlegten die Osmanen, Österreich und Schweden, später auch Rußland und Brandenburg ihre Grenzen immer tiefer in das Gebiet hinein. Mit den Teilungen Polens okkupierten Rußland, Preußen und Österreich den Rest und hielten ihn bis in den Ersten Weltkrieg unter Kontrolle. Die Freisetzung der Region im Zusammenbruch der drei Imperien 1917/18 hatte nur den Cha-

rakter eines Zwischenspiels. Es endete 1939, als Deutschland und die Sowjetunion Polen und die baltischen Länder erneut unter sich teilten. 1941 folgte die Besetzung des ganzen Raums durch Deutschland, seit 1944/45 die Sowjetisierung. Die Phase bis 1989 erscheint vor diesem Hintergrund als Glied einer Kette, als bloße Abwandlung eines sehr alten Musters. Was Ostmitteleuropa damals erlebte, wiederholte die Erfahrung von Generationen. Die fremden Herren wechselten, die fremde Herrschaft blieb. Ostmitteleuropa war Objekt seiner stärkeren Nachbarn.

Niemand weiß heute, ob mit dem Umbruch von 1989 das Schema der vergangenen Jahrhunderte auf Dauer außer Kraft gesetzt ist oder nur auf Zeit unterbrochen sein wird wie 1917/18. Manche Gefahren, die der Unabhängigkeit Ostmitteleuropas drohen, zeigen sich schon jetzt; ich werde von ihnen reden müssen. Zwischen den Situationen von damals und heute sind aber auch Differenzen unübersehbar, die für größere Stabilität sprechen.

Von den drei Imperien, die bis zum Ersten Weltkrieg den Raum beherrschten, ist am Ausgang des Krieges nur eines, Österreich-Ungarn, für immer zerfallen. Die anderen waren bloß vorübergehend geschwächt, hielten fest an ihren imperialen Traditionen und amalgamierten sie mit neuen expansionistischen Ideologemen – Rußland mit der sozialistischen Verheißung, Deutschland mit dem Kult der Rasse. Ostmitteleuropa spielte in keinem dieser Weltbilder eine mehr als untergeordnete Rolle. Als aber Berlin und Moskau wieder zu Kräften gekommen waren und die Gelegenheit sich bot, griff man zu und bemächtigte sich des Zwischenraumes, erst gemeinsam und dann im Kampf gegeneinander. Die Ausgangslage von heute ist völlig anders. Deutschland besitzt zwar wirtschaftliches Gewicht wie nie vorher und hat an politischem durch die Wiedervereinigung noch dazugewonnen. Es sieht sich aber territorial saturiert, wird zugleich gestützt und gebunden durch europäische und atlantische Institutionen und hat, wie zu hoffen ist, die Neigung zu imperialen Alleingängen für immer verloren. Rußland ist zumindest das Vermögen dazu gestützt worden, viel mehr als nach 1917. Sein Territorium in Europa liegt heute weit hinter den Grenzen der Zwischenkriegszeit und entspricht etwa dem des Zarenreichs im 17. Jahrhundert. Missionarisch ist Rußland ausgebrannt. Ganz anders als nach der Oktoberrevolution bietet es der Welt kein Gegenmodell und keine Heilsbotschaft mehr. Als grenzüberschreitende Tendenz ist ihm nur großrussischer Nationalismus geblieben, und gerade gegen diesen hat das Sowjetsystem in Ostmitteleuropa Dämme errichtet, die seinen Sturz überdauert und sich bisher als ausnehmend fest erwiesen haben.

Das klingt paradox, meint aber einen sehr einfachen Sachverhalt. Er fällt ins Auge, wenn man fragt, was denn Ostmitteleuropa im strengen

Sinn zum Interventions-Raum, das heißt zu einer Sphäre gemacht hat, die sich in deutlichen Konturen gegen die Umgebung abhebt und von ihr unterscheidbar geblieben ist durch Jahrhunderte. Allein der Zugriff von außen erklärt das Phänomen nicht. Die Grenze zwischen Außen und Innen hätte sich über kurz oder lang auch verwischen können, aufgezwungene Herrschaft wäre zu angestammter Herrschaft geworden, Fremdes eine Spielart des Heimischen. Solche Prozesse der Angleichung haben sich historisch immer wieder ereignet, auch bei den Großmächten, die in Ostmitteleuropa intervenierten. Die Stadtrepublik Novgorod ist der Moskauer Autokratie im 15. Jahrhundert mit Gewalt eingegliedert worden wie im 18. Jahrhundert das aristokratische Schlesien dem absolutistischen Hohenzollernstaat. Weder Novgorod noch Schlesien wollten den Anschluß, beide haben sich mit Waffen gewehrt, das Bewußtsein eigener Identität ist den Regionen nie verlorengegangen. Es versöhnte sich aber mit der neuen Zugehörigkeit. Die Unterworfenen lernten, sich als einen Teil des Moskauer oder preußischen Ganzen zu betrachten. Vollends im 19. Jahrhundert, als den Novgorodern ihr Russentum, den Schlesiern die Deutschheit wichtig zu werden begann, dachte niemand mehr an Sezession. Einst problematische Außenbezirke hatten sich in selbstverständliches Inland verwandelt.

Ostmitteleuropa oder doch große Gebiete in ihm waren ein viel widerständigerer Stoff. Irgendwann überschritt jede Großmacht, die sich hier ausdehnte, Grenzen, die nicht verwischten, vielmehr die Tendenz hatten, sich bis zur Ausschließlichkeit zu verhärten. Bis ins 19. Jahrhundert erklärt sich dies zum Teil daraus, daß die fremden Mächte selbst Grenzen respektierten und einer eingegliederten Region mehr oder minder große Autonomie beließen. So behandelte Wien seit 1526 das Königreich Ungarn, so verfuhr Petersburg nach 1815 mit dem Königreich Polen. Anderswo gab es aber solche Abgrenzungen nicht. Dennoch trat im 19. Jahrhundert überall in Ostmitteleuropa die Forderung auf, daß Herrschaft ihren Ursprung nur in der Region haben dürfe. Stammte sie von anderswoher, galt sie fortan als illegitime Herrschaft, die zu beseitigen sei. Der Anspruch konnte sich mit der Forderung nach Demokratie verbinden, war aber keineswegs demokratisch in seinem Kern. Wäre er es gewesen, hätte er sich leicht mit der Existenz von Imperien verbinden lassen, vorausgesetzt nur, deren Untertanen hätten sich zu Bürgern emanzipiert und Teilhabe an der Herrschaft gewonnen. Umgekehrt ist bodenständige Herrschaft sehr wohl mit undemokratischer Verfassung vereinbar, zum Beispiel den autoritären Regimen, wie sie gerade in Ostmitteleuropa und gerade in seiner kurzen Freiheitszeit zwischen den Kriegen die Regel geworden sind. Was sich mit vielen Verfassungen vertrug, aber jede Herrschaft unerträglich machte, die nicht aus der Region kam, war die Zuspitzung des

Nationalgedankens, die im 19. und 20. Jahrhundert Ostmitteleuropa ebenso verändert hat wie den ganzen Kontinent.

In Völker teilte sich die Bevölkerung auch hier von langer Hand. Esten wußten immer, daß sie keine Letten, keine Russen sind, und nie hat ein Pole sich mit Tschechen oder Deutschen verwechselt, seitdem er und sie diese Namen führten. Die andere Art wurde aber selten als Gegensatz empfunden, stark genug, ein Auskommen der Völker zu verhindern. Man lebte zusammen in den verschiedensten Kombinationen, nebeneinander in abgesonderten Gruppen, durcheinander in Gemengelage, sehr oft auch in sozialer Schichtung übereinander, ohne daß deshalb der Friede grundsätzlich unsicher gewesen wäre. Zur Schmerzgrenze wurden die Kontaktlinien erst, als die Völker sich nationalisierten und anfangen, ihre Verschiedenheit dramatisch ernst zu nehmen. Politischen Ausdruck fand diese Emphase im Anspruch auf den eigenen Staat, bekannt als das Recht der Völker auf Selbstbestimmung. In seinem Licht erschien jedes Imperium in Ostmitteleuropa als Fremdling in Permanenz, ein immerwährender Eroberer, der Tag für Tag so viele Grenzverletzungen beging, wie es Nationen auf seinem Territorium gab. Keine Dauer war mehr imstande, diesen Makel zu tilgen, nachdem der Gedanke an Selbstbestimmung einmal Fuß gefaßt hatte. Am Ende machte er die jahrhundertealte Herrschaft der Habsburger ähnlich zu einem Skandal, wie die kurzlebige deutsche Herrschaft im Zweiten Weltkrieg und die sowjetische danach es von Anfang an gewesen sind. Die Schwäche der politischen Strukturen Ostmitteleuropas erklärt, warum die Region seit der frühen Neuzeit immer wieder und immer mehr dem Zugriff fremder Großmächte erlegen ist. Daß sie Fremde geblieben sind, erklärt sich aus einer Stärke Ostmitteleuropas, dem Selbstbehauptungswillen seiner Nationen.

Dies betonen heißt nicht, Unterschiede in den Spielarten der Fremdherrschaft übersehen. Sie gingen tief genug, mit weiten Ausschlägen zwischen den Ländern, Perioden und Systemen. Das Maß nationaler Bedrückung etwa, das im 19. Jahrhundert die Teilungsmächte über Polen verhängten, änderte sich nicht nur mit der Zeit; es war auch in Rußland, Österreich, Preußen so ungleich, daß eine genau trennende Erinnerung die Unterschiede bis heute im Gedächtnis des Landes festgehalten hat. Alle diese Abstufungen wiederum verblassen gegenüber den Brutalitäten, die den Fremddiktaturen des 20. Jahrhunderts gemeinsam gewesen sind. Und selbst hier waren die Differenzen gravierend, obwohl in diesem Fall die Erinnerung der Opfer eher zu einer Nivellierung des Schreckens neigt.

Die deutsche Diktatur im Zweiten Weltkrieg hat die Nationen Ostmitteleuropas ohne Ausnahme behandelt als Rohstoff zu beliebiger Verwendung. Ungarn und Slowaken wurden zu Bundesgenossen ernannt, Polen

und Ukrainer als Arbeitssklaven eingesetzt, Esten und Letten zur Germanisierung vorgesehen, die Juden umgebracht. Das Völkermaterial diente ganz unterschiedlichen Zwecken. Aber zu Material waren die Völker alle geworden. Das nationalsozialistische System entzog ihnen im strengen Sinn das Recht auf Existenz. Es ließ ihnen nur die Wahl zwischen Tod, Revolte oder Selbstaufgabe.

Das sowjetische System hat Ostmitteleuropa gewiß nicht zur Selbstbestimmung verholfen. Es führte sich 1939 mit Gewalt ein, kehrte 1945 mit Gewalt wieder, behauptete sich 1953, 1956, 1968 mit Gewalt und hat auf Gewalt erst an seinem Ende verzichtet, als es materiell wie moralisch zu schwach geworden war, sie noch zu handhaben. Aber der Form nach erkannte es das Selbstbestimmungsrecht der Völker an, trieb sogar größten Aufwand, hier einen Schein zu wahren, den der Nationalsozialismus peinlich vermieden hat. Juristisch ruhte die gesamte Sowjetordnung auf diesem Prinzip. Die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken war von ihrer Gründung an als Föderation von Völkern konstruiert. Als Stalin 1945 die Sowjetunion nur mäßig vergrößerte und im westlichen Vorfeld, also außerhalb von ihr, die Staaten der Satelliten sich bilden ließ, trat der nationale Bauplan noch schärfer hervor. Ganz Ostmitteleuropa, ob diesseits oder jenseits der sowjetischen Grenze, gliederte sich politisch seither nach Nationen.

Was daran Fassade und vorsätzliche Irreführung war, ist oft beschrieben, viel häufiger erlitten worden. Innerhalb der Sowjetunion lettische Schulen, in denen mehr Russisch gesprochen wurde, außerhalb eine polnische Regierung, die Weisungen aus Moskau bekam – der Widerspruch zwischen Form und Inhalt, Worten und Taten hat das Leben im Ostblock jahrzehntelang gezeichnet und zur Qual gemacht. Dennoch war nicht alles Nationale nur Schein. Der Realität kamen schon die Grenzen zwischen den Sowjetrepubliken nahe, noch näher die Grenzen zwischen den Volksdemokratien. Im großen und ganzen sah die Landkarte Ostmitteleuropas nach 1945 aus, als hätten – mit Ausnahme der Polen und Deutschen – die Völker selbst über sie entschieden. Die Fremdherrschaft nötigte ihnen hier nichts als den eigenen Willen auf, ein Phänomen, das es in der langen Geschichte der Fremdbestimmung Osteuropas nie vorher in solcher Breite gegeben hat. Überdies mußte die Zentralgewalt, da sie den Schein wahren wollte, den nationalen Institutionen immerhin ein Minimum an Wirklichkeit gestatten. Noch mehr Wirklichkeit versuchten, gedeckt durch den Schein, die Nationen selbst sich zu erlisten oder zu ertragen, eingeschlossen deren kommunistische Machteliten, die darin nur zaghafter waren als die Oppositionen. Im Sowjetsystem sind deshalb die nationalen Institutionen von Anfang an eine kritische Zone gewesen,

Schauplatz und Stützpunkt für vorsichtige und systemkonforme Autonomieregungen wie für entschiedene und systemsprengende Selbständigkeitsbewegungen. Solange das System intakt war, hat es solche Tendenzen zu beiden Seiten der sowjetischen Grenze wirksam kontrollieren können. In den nationalen Institutionen steckte aber so viel an potentieller Kraft, daß sie sich in der Fundamentalkrise der 80er und 90er Jahre überall als die Sollbruchstelle des ganzen Systems erwiesen haben. Um den Widerstand der Partei- und Wirtschaftsbükratien gegen die Perestrojka zu brechen, mobilisierten die Reformer um Gorbačëv „Volksfront“-Bewegungen in den einzelnen Sowjetrepubliken. Innerhalb wie außerhalb der Sowjetunion verknüpften sich in den Volksbewegungen selbst die Forderungen nach politischer Demokratie und wirtschaftlichen Reformen unmittelbar mit dem Anspruch auf nationale Selbstbestimmung. Um der Massenproteste Herr zu werden, übernahmen die regionalen Parteieliten die nationalen Parolen, in den Satellitenstaaten wie in den Sowjetrepubliken. Noch im Moskauer Zentrum wurde 1991 der Machtkampf El'cins gegen Gorbačëv im Namen der nationalen Befreiung Rußlands von der Sowjetunion geführt. Dem Sowjetsystem widerfuhr, was unter der NS-Herrschaft undenkbar gewesen wäre. Es wurde nicht von außen zerstört. Es zerbrach von innen her an nationalen Institutionen, die es selbst geschaffen hatte.

Man sieht heute deutlicher als in der Emphase des Umbruchs, welche Lasten die sowjetische Herkunft den überlebenden Nationalstaaten aufgebürdet hat. Daß sie nur zu überleben brauchten und nicht erst entstehen mußten, gewährte ihnen aber auch Vorteile, einen Bonus von Dauer und Stabilität, der ihren Vorgängern nach dem Ersten Weltkrieg, sämtlich neue Gründungen auf den Trümmern der Kaiserreiche, gefehlt hat. Auch das Verhältnis zwischen den Staaten ist heute weitaus weniger problematisch als damals. Die Nachfolgestaaten hatten sich nicht nur im Konflikt mit den Imperien, sondern oft auch im Widerstreit gegeneinander gebildet. Über ihre Grenzen konnten sich bis an die Schwelle des Zweiten Weltkriegs die Polen mit Litauern und Tschechen so wenig verständigen wie die Ungarn mit Rumänen und Slowaken. Den Weißrussen und Ukrainern bestritt Polen überhaupt das Recht auf staatliche Existenz. Heute gelten alle diese Fragen als entschieden. Die Nationen Ostmitteleuropas respektieren einander, nicht unbedingt in Sympathie, aber aus einer wohlverstandenen Solidarität der Interessen, die des Nachbarn Unabhängigkeit und Integrität stützt, weil sie der eigenen Sicherheit nutzen. Kein Regierungswechsel und keine Verschiebung parlamentarischer Mehrheiten, die seit 1989 in den meisten Ländern der Region eingetreten sind, hat – mit der einzigen Ausnahme Weißrußland – diesen Konsensus bisher erschüt-

tert. Er reicht vom linken Flügel des Parteienspektrums bis weit hinein in den rechten und erklärt die bemerkenswerte Tatsache, daß die politischen Grenzen der Sowjetperiode vom postsowjetischen Ostmitteleuropa sorgsam und in seltener Einhelligkeit gehütet werden. Es erleichtert die Konsensbildung überdies sehr, daß die Staatsgesellschaften der Region heute in ethnischer Hinsicht homogener sind als nach dem Ersten Weltkrieg. Die Vereinfachung ist freilich bitter bezahlt mit Katastrophen. Zwei starke Minderheiten, die früher in dem ganzen Raum verbreitet waren und innenpolitisch, außenpolitisch oder in beiden Bereichen für Zündstoff sorgten, überleben nur noch in Resten. Die Juden sind dem Holocaust zum Opfer gefallen oder emigriert. Die Deutschen haben drei erzwungene Wanderwellen aus dem Gebiet verdrängt – die Umsiedlungen des Dritten Reiches, die Massenflucht am Ende des Krieges und die Vertreibungen danach. Auch die Gemengelage der Völker, die an ihrem Platz blieben, ist teilweise deutlich gemindert worden durch die Deportationen und sogenannten Repatriierungen in sowjetischer Zeit. Wo sich aber Minderheiten erhalten haben, werden sie von den Mehrheiten in aller Regel schonend behandelt, mit weit größerem Verständnis jedenfalls, als es zwischen den Kriegen üblich gewesen ist. Günstig wirkt sich auch aus, daß die jahrzehntelange massive russische Präsenz erstaunlich wenig demographische Spuren hinterlassen hat. Sehr im Unterschied zur inneren Sowjetunion gab es keine gesteuerte und kaum eine spontane Migrationsbewegung über die sowjetische Grenze hinweg, die zur Einwurzelung vieler Sowjetbürger in den Blockländern hätte führen können. Wer dorthin kam, überwiegend Militärs und politische Kader, kam auf Weisung, blieb nur auf Zeit und lebte zumeist in einer Isolierung, die von oben verhängt war und Kontakte zur Umgebung nur zuließ, wenn sie kontrollierbar waren. Die sorgfältig abgeriegelten Kasernenareale, die geschlossenen Trupps von Rotarmisten auf den Straßen waren auffällige Zeichen dieser Ghettoisierung, zu beobachten von der DDR bis nach Polen und Ungarn. Die Beendigung der sowjetischen Präsenz reduzierte sich deshalb auf ein Organisationsproblem. Das Millionenheer rückte ab auf Befehl, wie es eingerückt war, und hinterließ an Leere wenig mehr als die ökologische Wüste seiner Stationierungsplätze.

Nach allem möchte man meinen, Ostmitteleuropa habe heute nicht allein seine vergleichsweise kurze Sowjetperiode abgeschlossen. Ist nicht das Ende seiner jahrhundertlangen Fremdbestimmung gekommen? Mit dem deutschen Zusammenbruch 1945 und dem russischen Zurückweichen seit 1989 verschwanden die letzten Interventionsmächte aus der Region. Gegenwärtig sind beide domestiziert, ob sie es gewollt hatten oder nicht. Ostmitteleuropa selbst hat in seiner politischen Gliederung nach

Nationen, in der ethnischen Homogenität vieler seiner Gesellschaften, in der Entspanntheit seiner zwischenstaatlichen Beziehungen Stabilität gewonnen wie niemals zuvor. Es spricht einiges dafür, daß die Muster der Vergangenheit ihre Geltung verloren haben.

Einiges, aber doch nicht alles. In der gründlich veränderten Konstellation überdauern auch alte Elemente der Unsicherheit. Neue kommen hinzu, und was am bedenklichsten ist – die Risiken stecken überall, im Osten, im Westen und mitten in der Region.

An erster Stelle ist von Rußland zu sprechen. Die fast gewaltlose, rasche und überraschende Auflösung des Sowjetimperiums hatte zur Kehrseite, daß längst nicht alle seiner Bürger den Vorgang verstanden haben, geschweige denn gebilligt hätten. Zumal unter den Russen, die sich am leichtesten mit dem Imperium identifizieren konnten, sind Enttäuschung, Ratlosigkeit, eine latente Bereitschaft zum Revisionismus verbreitet. Die anhaltende wirtschaftliche und politische Krise des Landes fördert solche Stimmungen. Im Auftreten und den Wahlerfolgen der alten Kommunisten und neuen Nationalisten sind sie bereits manifest geworden. Fatal ballen könnten sie sich in der Armee, der das lautlose Ende des Systems, seine Niederlage ohne Kampf, die Hilflosigkeit seiner Superwaffen vermutlich noch mehr zu schaffen machen als anderen gesellschaftlichen Gruppen. Rußland seit 1989 ähnelt darin überhaupt nicht dem Deutschland von 1945, das zwar nicht alle Folgen seines Zusammenbruchs hinnehmen mochte, aber jedenfalls einsah, daß seine Rolle als Weltmacht ausgespielt war. Manche Ähnlichkeit dagegen hat das Rußland von heute mit Deutschland nach 1918. Von damals wissen wir, wie gefährlich die nicht angenommene Niederlage einem Lande werden kann, das groß, verarmt und von politischen Krisen heimgesucht ist.

Noch ist die russische Wirklichkeit weit von den deutschen Möglichkeiten entfernt. Sjuganov und Žirinovskij stehen in der Opposition, der imperiale Revisionismus ist zwar manifest, aber durchaus nicht dominant geworden. Immerhin hat er begonnen, die russische Politik zu beeinflussen. Auf den Unabhängigkeitswillen der Čečenen fand El'cins Regierung bisher keine andere Antwort als traditionelle Gewalt. Der damalige Außenminister Kozyrev sprach schon 1994 von der besonderen Interessensphäre, die Rußland in seinem westlichen Vorfeld zu wahren habe. Gegenüber dem Westen zeigt Moskau eine deutliche Scheu, sich auf verbindliche und kontrollierbare Abmachungen einzulassen. Niemand vermag zu sagen, ob es sich dabei um vorübergehende Schwankungen, taktische Rücksichten auf die Opposition oder eine Rückkehr in alte Gleise handelt. Über der ganzen russischen Politik liegt eine irritierende Unsicherheit. Am stärksten wird sie in Ostmitteleuropa empfunden. Die Furcht sitzt

hier tief, die Vergangenheit werde sich wiederholen, die zweite Befreiung von äußerer Herrschaft sei vorübergehend wie die erste, man habe nur eine Gnadenfrist zwischen zwei Invasionen. Schon gegenüber dem westlichen Nachbarn ist das Mißtrauen nie völlig verschwunden, so gewiß die Jahrzehnte friedlicher deutscher Nachkriegsentwicklung es gedämpft haben. Die Erfahrung der Ohnmacht gegenüber dem östlichen Nachbarn dagegen ist frisch und läßt die Gesellschaften Ostmitteleuropas mit äußerster Unruhe auf die irrlichternden Züge der russischen Politik reagieren. Noch größer als in den einstigen Satellitenländern sind diese Sorgen im Gürtel der ehemaligen Sowjetrepubliken von Estland bis zur Ukraine. Sie liegen unmittelbar an der russischen Grenze und schließen, eine Folge der Binnenmigrationen in sowjetischer Zeit, erhebliche Minderheiten russischer Bevölkerung ein. Wenn Moskau will, hätte es hier bequeme Vorwände für politische Pressionen und einen günstigen Ansatz für militärische Aktionen. Begründet oder nicht, die Ängste der russischen Nachbarn setzen sich um in ihren Handlungen. Ganz Ostmitteleuropa sucht Schutz vor der angenommenen Gefahr und hofft, sie im Westen, bei dem alten Gegenspieler des Ostens zu finden.

In der Wendung nach Westen steckt zugleich ein wirtschaftliches Motiv, und auch hier schlägt in der Gegenwart die Vergangenheit durch. In seiner wirtschaftlichen Entwicklung ist Ostmitteleuropa zwar Rußland seit alters voraus gewesen, gegenüber Westeuropa aber traditionell im Verzug. Die Sowjetperiode hat daran wenig geändert, trotz eines beträchtlichen Modernisierungsschubs, den das Sowjetsystem weiten Teilen der Region nach 1945 immerhin vermittelt hat. Verglichen mit 1939 war 1989 der Abstand Ostmitteleuropas vom Westen eher noch größer geworden. Um ihn endlich zu verkürzen, will man die erfolgreicherer Wirtschaftsformen übernehmen und sich in das überlegene Wirtschaftssystem integrieren. So weist alles in eine Richtung. Ängste und Hoffnungen, der Unabhängigkeitsanspruch, das Sicherheitsbedürfnis, die Fortschrittserwartungen treiben Ostmitteleuropa zur Abkehr von Rußland und zur Hinwendung nach Westen.

Der Westen wird auf die Werbung reagieren müssen. Eine eindeutige Antwort hat er bisher nicht gegeben. Nach 1989 überwog anfangs die Tendenz, den ganzen ehemals kommunistischen Osten politisch, wirtschaftlich und militärisch sich selbst zu überlassen. Später zeichneten sich zwei Optionen ab, beide formuliert mit dem Blick auf zurückliegende Erfahrungen und künftige Möglichkeiten. Der eine Gedanke war, Rußland, Ostmitteleuropa und den Westen zusammenzubinden in einem übergreifenden System wechselseitiger Sicherheit mit Abstimmung der wirtschaftlichen Interessen und einem Entwicklungsprogramm nach Muster des

Marshallplans. Dieses Ziel verfolgten die „Partnerschaft für den Frieden“, eine amerikanische Idee, und der europäische Vorschlag, die KSZE auszubauen, eine Institution, die aus den Jahren der Entspannungspolitik vor 1989 stehengeblieben ist. Das zweite Konzept war eine Abwandlung dessen, was Deutschland im Prozeß seiner Vereinigung vollzogen hat. Es sah die schrittweise Ausdehnung rein westlicher Institutionen nach Ostmitteleuropa hinein vor. Offen blieb, wann welche Länder der Region davon erfaßt werden sollen. Vorausgesetzt war nur, daß die Ausdehnung Rußland ausschließt und notfalls gegen Rußland durchzusetzen sei. Osterweiterung von NATO und EU heißen die Stichworte, unter denen diese Version bekannt geworden ist.

Ein gemeinsames Dach Ost und West übergreifender Institutionen oder nach Osten ausgreifende Institutionen des Westens – eine letzte Entscheidung zwischen den Alternativen ist noch nicht gefallen. Seit 1994 verdichten sich aber die Anzeichen, daß die Befürworter der ersten Version an Gewicht verlieren, in den Vereinigten Staaten wie in Westeuropa. Dagegen werden immer häufiger Kandidaten für eine Osterweiterung genannt. Polen, Tschechen und Ungarn gelten als die aussichtsreichsten Kandidaten; sie hören bereits Termine für ihre Aufnahme in NATO und EU. Es scheint, daß die Situation Ostmitteleuropas heute in den Hauptstädten des Westens ähnlich beurteilt wird wie in der Region selbst, das heißt vorrangig unter dem Gesichtspunkt einer potentiellen Bedrohung durch Rußland. Eine Ausdehnung der Europäischen Union ließe sich zwar ohne diese Annahme begründen. Welchen Sinn hätte aber die Erweiterung eines Verteidigungsbündnisses, wenn es niemanden gibt, dem man die Absicht und das Vermögen zutraut, einen Angriff zu führen?

Im Lichte dieser Möglichkeiten ist es so sicher nicht, daß die Vergangenheit Ostmitteleuropas heute an ihr Ende gekommen ist. Mindestens in den Köpfen, in den Hoffnungen, Ängsten und Ressentiments wirkt sie allenthalben weiter. Noch festere Gestalt könnte ihr zuwachsen, wenn es gegenwärtigen und künftigen Akteuren an Klarsicht, Nervenstärke und gutem Willen fehlen sollte. Leicht würde dann Ostmitteleuropa noch einmal werden, was es oft schon gewesen ist, ein Schauplatz fremder Rivalitäten, Interventionsraum für andere Mächte.

Rußland und das Jahr 1945

von Elena Zubkova

Im Jahre 1991 ging ein großer Abschnitt der russischen Geschichte zu Ende, den man gewöhnlich als Sowjetzeit bezeichnet. Der Zerfall der Sowjetunion, die Entstehung neuer unabhängiger Staaten auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion und der Zusammenbruch des Ostblocks in Europa haben im heutigen Rußland kontroverse Reaktionen ausgelöst. Die einen bewerten diese Prozesse als einen Verlust jener Position, die sich das Land 1945 nach dem siegreichen Ende des Krieges erkämpft hatte. Die anderen dagegen sehen in diesen äußerlich destruktiven Prozessen eine Entwicklung progressiver Tendenzen, die sich zwar gleich nach Kriegsende geltend gemacht hatten, die jedoch in der Folgezeit durch die konservative Tradition blockiert worden waren. Ungeachtet der Polarität beider Meinungen stimmen sie doch in einem Punkt überein: Die Ereignisse der Jahre 1989–1991 kann man nur im Kontext der Geschehnisse des Jahres 1945 sowie der Folgezeit verstehen und beurteilen. Damals bildeten sich die Grundzüge des innen- und außenpolitischen Beziehungssystems der UdSSR heraus, das als solches mit unwesentlichen Veränderungen bis Ende der 80er Jahre Bestand hatte.

Und noch ein zweiter wichtiger Punkt muß erwähnt werden: Für das russische gesellschaftliche Bewußtsein markiert das Jahr 1945 nicht einfach nur einen Scheidepunkt. Es ist zu einem Symbol geworden, das aus dem historischen Gedächtnis des Volkes nicht mehr wegzudenken ist. 42 Mio. Menschen der heutigen russischen Bevölkerung (bei einer Gesamtbevölkerungszahl Rußlands von 148 Mio.) haben den Zweiten Weltkrieg miterlebt.¹ Für sie sind die Ereignisse jener Jahre nicht nur abstrakte Geschichte. Es ist die Geschichte ihres eigenen Lebens, persönlicher Gewinne und Verluste, und deshalb ist das Verhältnis der älteren Generation zur Kriegszeit und den Nachkriegsjahren durchdrungen von den Spuren „gelebter Geschichte“.

Jedes Volk hat das Recht darauf, das Kriegsjahr 1945 auf seine Art und Weise zu beurteilen, ausgehend von den Erfordernissen der Entwicklung einer eigenen Staatlichkeit und Kultur. Dennoch hatte das Jahr 1945 – ungeachtet der unterschiedlichen weiteren Schicksale der Völker und Länder – eine gewisse allgemeine, ja sogar allgemeinmenschliche Bedeutung: Es

¹ Rossijskaja Federacija v 1992 godu (Die Russische Föderation im Jahre 1992). Moskva 1993, S. 99.

war das Jahr des Kriegsendes. Für die Mehrzahl der Russen, die diesen Krieg durchgemacht hatten, war eben diese allgemeinmenschliche Bedeutung entscheidend für den Stellenwert des Phänomens Sieg. Natürlich bedeutete der militärische Sieg Rußlands nicht nur das Ende von Kriegsnot und -entbehrungen sowie den Beginn des langersehnten Friedens. Der Krieg und seine Folgen hatten sowohl das gesamteuropäische Leben als auch die Situation Rußlands im Innern radikal verändert. Was die Frage der Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges und seiner Folgen auf die UdSSR betrifft, so ist solch eine allgemeine Herangehensweise ohnehin wohl kaum historisch gerechtfertigt und bedarf, um korrekt zu sein, einer Konkretisierung: Was ist im gegebenen Fall überhaupt unter UdSSR zu verstehen – der Staat? die Gesellschaft? die Staatsmacht? die Wirtschaft? das System internationaler Beziehungen? usw.

Die Problemstellung „Rußland und das Jahr 1945“ als solche ist somit praktisch unerschöpflich. Deshalb werden in dem folgenden Aufsatz nur einige Aspekte dieses großen Themas berührt werden. Einer von ihnen betrifft die Auswirkungen des Krieges und seiner Folgen auf die Gesellschaft, und ein weiterer beschäftigt sich mit der Veränderung der geopolitischen Lage der UdSSR und der Politik der sowjetischen Führung. Am Schnittpunkt dieser zwei Problemkreise, in denen sich verschiedene, oftmals gegensätzliche Interessen von Staatsmacht und Gesellschaft widerspiegeln, bildeten und entfalteten sich die Grundtendenzen der sowjetischen Nachkriegsgeschichte.

Die Geschichte der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg ist nicht nur für das moderne Rußland von Interesse. Die positiven Wandlungen, die Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre in Europa stattfanden, knüpften nicht zuletzt an innenpolitische Entwicklungen innerhalb der UdSSR an. Diese unter dem Namen „Perestrojka“ bekanntgewordenen Prozesse kann man in diesem Sinne als Realisierung jener Erwartungen und Hoffnungen betrachten, die direkt nach dem Krieg in der russischen Gesellschaft entstanden waren, die jedoch damals bei der obersten Regierungsmacht des Landes kein Gehör fanden. Die historische Kontinuität zwischen den Ereignissen gegen Ende der 80er und zu Beginn der 90er Jahre und dem Jahr 1945 wird zudem von dem Einfluß eines persönlichen Faktors bestimmt: 1985 kamen in der UdSSR Politiker an die Regierung (darunter M. Gorbacëv, B. El'cin u.a.), die zur Generation der „Kriegskinder“ gehören. Diese Menschen hatten die Notzeiten der Kriegs- und Nachkriegsjahre noch am eigenen Leibe erfahren, was sich bewußt oder unbewußt viele Jahre später in ihrer konkreten Politik widerspiegeln sollte, wenn auch eine solche Gemeinsamkeit grundsätzliche Divergenzen zwischen ihnen nicht ausschließt.

Das Jahr 1945 verwandelte das Antlitz der Welt, es hatte den gewohnten Lebensstrom vieler Völker durchbrochen. Die allgemeine Bedrohung hatte sie einander nähergebracht und die ehemalige Feindschaft und den egoistischen Kampf der Staaten gegeneinander in den Hintergrund gedrängt. Nicht einmal zu Zeiten des „Kalten Krieges“ und der allgemeinen Atompsychose war es gelungen, die im Anschluß an den Zweiten Weltkrieg entstandene Idee einer friedlichen Einheit zu begraben, die viel später dann in den 80er Jahren als Idee eines „gemeinsamen Hauses“ firmieren sollte. Trotz dieser Tendenz entwickelten sich die Dinge für die Völker der Sowjetunion weitaus dramatischer: Kaum, daß das „Fenster nach Europa“ geöffnet worden war, ließ man dort eiligst den „eisernen Vorhang“ herunter und verurteilte das Land damit zu Jahren der Isolation, das heißt zur Unfreiheit. Die Sowjetbürger konnten nur noch darüber spekulieren, was tatsächlich in der Welt vor sich ging, um dann mit bitterem Erstaunen mitanzusehen, wie der unlängst niedergeschlagene Gegner rasch wieder auf die Beine kam und sich ein neues, pulsierendes Leben einrichtete, während die Sieger wie ehemals auf halber Ration gehalten wurden und alles und jedes mit den Folgen des Krieges gerechtfertigt wurde.

So war es, was aber nicht heißt, daß es so sein sollte. Das Jahr 1945 hatte Rußland die Möglichkeit beschert zu wählen: entweder sich zusammen mit den anderen zivilisierten Staaten weiterzuentwickeln oder aber so wie bisher einen „eigenen Weg“ in der Tradition des sozialistischen Messianismus zu suchen. „Es gibt heute keine quälendere Frage als jene nach der Freiheit in Rußland“, schrieb 1945 der russische Philosoph G. Fedotov in der Emigration. „Nicht in dem Sinne natürlich, daß man nach ihrer Existenz in der UdSSR fragte. Darüber können sich nur Ausländer Gedanken machen, und dazu noch ziemlich unwissende. Es geht vielmehr darum, ob ihre Wiedergeburt dort nach dem gewonnenen Krieg möglich ist (...).“² Weder Fedotov noch andere nüchtern denkende Köpfe innerhalb des Landes und jenseits seiner Grenzen konnten eine eindeutige Antwort auf diese Frage geben und sich einen Weg in die Demokratie in Gestalt einer jähen Wende vorstellen. Sie meinten, daß das Jahr 1945 Rußland die Chance einer demokratischen Wahl gegeben hatte, wenngleich sie auch diese Chance für gering hielten.

Die demokratische Tradition war im inneren Leben des Landes äußerst schwach ausgeprägt. Die politischen Strukturen und die Art und Weise der Organisation des geistigen Lebens tendierten zu autoritären Formen und waren gegenüber den verschiedensten Arten von Neuerungen nicht

² G. Fedotov, *Rossija i svoboda* (Rußland und die Freiheit), in: *Znamja* (1989), Nr. 12, S. 198.

empfänglich. Der Krieg jedoch hatte das Fenster nach Europa aufgestoßen und dem Land die Möglichkeit geliefert, bei den demokratischen Staaten Europas und Amerikas in die Lehre zu gehen. Der Historiker M. Gefter (ein Teilnehmer des Krieges) schrieb im Hinblick auf die Evolutionsprozesse des menschlichen Bewußtseins im Krieg: „Ja, da ist das Unrige – das Russische, das Sowjetische, doch dann ist da noch die Welt, die damals bei uns Einzug gehalten hat (...).“³ „Im Frühjahr 1945“, beschreibt ein Frontkorrespondent, der später berühmte russische Schriftsteller E. Kazakevič, seine Empfindungen, „hielten sich die Menschen nicht ohne Grund für Giganten.“⁴ Einen großen Einfluß auf die Bildung eines neuen Selbstbewußtseins hatten die Folgen des Auslandsfeldzugs der sowjetischen Armee. Menschen, die sich bis zu dem Krieg ihre Vorstellungen über das Leben außerhalb der Grenzen der UdSSR nur aufgrund sowjetischer Zeitungen und Kino-Wochenschauen machen können, erhielten die Möglichkeit, die Welt mit eigenen Augen anzuschauen. Danach stand der wichtigste Mythos der Sowjetpropaganda – über die unbedingten Vorzüge des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus – nicht mehr ganz so unangezweifelt da und bedurfte neuer Argumente. Zu solch einem Argument wurde der Sieg, der der Sowjetunion zu einem nie dagewesenen internationalen Prestige verhalf und – hierin liegt das tragische Paradoxon des Jahres 1945 – dem Regime zu einer nie dagewesenen Autorität innerhalb des Landes.

„In siegestrunkener Selbstüberschätzung beschlossen wir, daß unser System ideal sei, (...) und unterließen es nicht nur, es zu verbessern, sondern begannen im Gegenteil, noch mehr zu dogmatisieren“, schrieb der Schriftsteller und Frontkämpfer F. Abramov.⁵ Sogar jene, die noch vor dem Krieg, in den 30er Jahren, das Wesen des stalinistischen Regimes begriffen hatten, waren nach dem Sieg bereit, Stalin sowohl den Terror als auch die Kollektivierung und die Katastrophe der ersten Kriegsmonate zu „verzeihen“.⁶ Aber es ging nicht nur ums Verzeihen. Darin schlummerte die Hoffnung, daß das Leben im Land nach dem Ende des Krieges rasch eine Wendung zum Besseren nehmen würde. Dabei wurde der Begriff des

³ M. Gefter, „Stalin umer včera ...“ („Stalin starb gestern ...“), in: *Inogo ne dano* (Anders ist es nicht gegeben). Moskva 1988, S. 305.

⁴ E. Kazakevič, *Slušaja vremja. Dnevniki, zapisnye knižki, pis'ma* (Der Zeit abgelauscht. Tagebücher, Aufzeichnungen, Briefe). Moskva 1990, S. 316.

⁵ F. Abramov, *A ljudi ždut, ždut peremen. Iz dnevnikovych i rabočich zapisej* (Und die Menschen warten, warten auf Veränderungen. Aus Tagebuch- und Arbeitsaufzeichnungen), in: *Izvestija* vom 3. Februar 1990.

⁶ V. Nekrasov, *Tragedija moego pokolenija. „V okopach Stalingrada“: do i posle* (Die Tragödie meiner Generation. „In den Schützengräben von Stalingrad“: vorher und nachher), in: *Literaturnaja Gazeta* vom 12. September 1990, S. 15.

„Besseren“ von den Vertretern der verschiedenen Bevölkerungsschichten unterschiedlich gedeutet. Die gebildeten Schichten der Bevölkerung – vor allem Intelligenz und Studentenschaft – erhofften sich eine gewisse Liberalisierung des Regimes und damit verbunden eine größere Schaffensfreiheit, die Freiheit des Wortes, den Ausbau der Kontakte zum Westen.⁷

Daß es solche Stimmungen gab, davon zeugen nicht nur Tagebücher, Memoiren oder Briefe jener Jahre, sondern auch Mitteilungen offizieller Organe, die man beauftragt hatte, die geistige Lage der Bevölkerung zu erforschen. In diesen Berichten, die häufig den Stempel „geheim“ trugen, wurden solche Meinungen und Erwartungen als „antisowjetisch“, „feindlich“ und „ungesund“ eingestuft.

Es waren nicht nur die Stimmungen innerhalb der Intelligenz, die aus der Sicht der Behörden als „ungesund“ galten. Z.B. fielen auch die Erwartungen der Bauern, ihre Hoffnung auf eine Auflösung der Kolchosen nach dem Krieg und auf die Möglichkeit, individuelle Landwirtschaft zu betreiben, unter die Kategorie „feindlich“. Tatsächlich gingen nach dem Krieg in den russischen Dörfern entsprechende Gerüchte um. „Die Gerüchte über die Liquidation der Kolchosen (...) sind derzeit unter den Kolchosbauern weit verbreitet“, heißt es in einer der offiziellen Mitteilungen, die im Juli 1945 an das Zentralkomitee der KPdSU (b) gingen, „und auch Gespräche darüber, daß (...) England und Amerika unserer Regierung ein Ultimatum gesetzt hätten: Entweder ihr löst die Kolchosen auf oder wir erklären Rußland den Krieg; (...) daß die Amerikaner vom Flugzeug aus kontrollieren werden, ob die Kolchosen tatsächlich aufgelöst werden (...).“⁸ Diese Stimmungen, im Sprachgebrauch der offiziellen Organe als „kolchosfeindlich“ betitelt, wurden zu jener Zeit nicht nur unter den gewöhnlichen Kolchosbauern, sondern auch in den Reihen der Kolchosleiter registriert. In diesem Fall bestand das „Verbrechen“ darin, daß einige Kolchosleiter auf ein Nachlassen des Drucks von seiten der staatlichen Organe und auf die wirtschaftliche Eigenständigkeit der Kolchosen hofften. „Die Kolchosen müssen irgendwie umorganisiert werden, sonst verarmen sie noch ganz und gar“, teilte ein Kolchosvorsitzender seine Gedanken mit. „Wenn man die Kolchosen nur selbständig wirtschaften lassen und sich weder in ihre inneren Angelegenheiten einmischen noch ihnen irgendwelche Pläne vorschreiben würde, sondern sie verpflichtete,

⁷ K. Simonov, Glazami čeloveka moego pokolenija (Mit den Augen eines Menschen meiner Generation), in: Znamja (1988), Nr. 3, S. 49.

⁸ Rossijskij centr chranenija i ispol'zovanija dokumentov novešej istorii (Russisches Zentrum zur Erhaltung und Nutzung der Dokumente zur Zeitgeschichte) (RCChID-NI), Best. 17, Verz. 117, A. 527, Bl. 92.

eine bestimmte Produktionsmenge an den Staat abzugeben, dann würden wir das auch tun. Aber wie wir das machen, das wäre unsere Sache. Wir würden den Boden weniger und besser bearbeiten, und wir hätten selber Brot und würden noch die Stadt mit Lebensmitteln reichlich versorgen.“⁹

Auf eine eigene Art und Weise erlebten jene Völker das Ende des Krieges, die in den 40er Jahren deportiert und in Sibirien und Kazachstan zwangsangesiedelt worden waren: Tschetschenen, Inguschen, Balkaren, Krimtataren, Wolgadeutsche und andere. Das Jahr 1945 weckte in ihren Kreisen eine gewisse Hoffnung auf Rehabilitation und Rückkehr in die Heimat. Entsprechende Reaktionen der sowjetischen Regierung, die diesen Wünschen gegenüber Entgegenkommen signalisiert hätten, blieben jedoch aus, was sich wiederum auf die Stimmung besagter Bevölkerungsgruppen auswirken mußte. Beobachter in jenen Regionen informierten Moskau über die Verbreitung negativer Stimmungen gegenüber der sowjetischen Führung, ihrer Vertreter vor Ort und auch gegenüber Stalin unter den Zwangsangesiedelten, besonders unter den Angehörigen der kaukasischen Völker.¹⁰

Das Vorhandensein kritischer Stimmungen in der sowjetischen Gesellschaft brachten die Wahlen zum Obersten Sowjet der UdSSR im Februar 1946 zutage. Die in verschiedenen Teilen des Landes arbeitenden Informanten des Zentralkomitees der KPdSU (b) stellten in ihren Berichten fest: Obwohl die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung eine positive Einstellung zu den Wahlen habe, begegne man „einzelnen feindlichen und antisowjetischen Äußerungen“. Derartige Äußerungen beinhalteten in der Regel Zweifel an dem demokratischen Charakter der Wahlen (es konnte nur für einen konkurrenzlosen Kandidaten gestimmt werden), Kritik an den örtlichen Behörden, die Weigerung, an der Wahl teilzunehmen u.a.¹¹

Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß kritische Stimmen zwar vorhanden waren, aber nicht vorherrschend wurden. Die sowjetische Gesellschaft lebte nach dem Krieg zwar tatsächlich in der Erwartung von Veränderungen, in der Hoffnung auf einen Wandel der Dinge, aber dies hieß keineswegs, daß man auch bereit war, dafür zu kämpfen. Der Frieden stand damals an oberster Stelle, und es war daher ausgeschlossen, daß sich ein wirklicher Keil zwischen Gesellschaft und Staatsmacht schieben konnte. Nicht zufällig bildete und bildet noch heute die bekannte russische Redensart „nur keinen Krieg“, über die man heute gerne spottet, für

⁹ Ebenda, Bl. 119ff.

¹⁰ Gosudarstvennyj archiv Rossijskoj Federacii (Staatliches Archiv der Russischen Föderation) (GARF), Best. 9401, Verz. 2, A. 134, Bl. 236ff.; A. 138, Bl. 321 u. 383.

¹¹ RCChIDNI, Best. 17, Verz. 125, A. 420, Bl. 18, 29 u. 41.

mehrere Generationen russischer Menschen, die diesen Krieg durchgemacht haben, einen realen Wertmaßstab.

Der Krieg hatte im ganzen Land schwere Folgen hinterlassen. Die Frage nach der Zahl der Opfer des Zweiten Weltkrieges in der UdSSR ist noch immer umstritten. Untersuchungen, die auf der Methode des demographischen Gleichgewichts beruhen, schätzen die Zahl der Opfer allgemein auf 26,6 Mio. Menschen.¹² Hiervon waren 76%, d.h. 20 Mio., Männer. Unter ihnen waren besonders stark die Geburtenjahrgänge 1901–1931 betroffen, das heißt der leistungsfähigste Teil der männlichen Bevölkerung.¹³ Allein dieser Umstand macht deutlich, daß Rußland nach dem Krieg ernste demographische Probleme erwarteten. 1946 kamen auf 96,2 Mio. Frauen in der UdSSR 74,4 Mio. Männer, wobei das Verhältnis in den Dörfern noch ungünstiger war.¹⁴ Dieses demographische Ungleichgewicht hatte soziale und psychologische Folgen. Es führte zum Problem der Einsamkeit unter den Frauen und dem Problem der „vaterlosen Kinder“. Auch der Anstieg der Kinderkriminalität sowie der Obdachlosigkeit unter Kindern nach dem Krieg hatte hier seinen Ursprung.

Der Heldenkult im Zusammenhang mit dem Krieg verbreitete sich erst später in der Gesellschaft. Unmittelbar nach dem Krieg wich die Sieges euphorie sehr schnell dem Bewußtsein über die Größe der Verluste (obwohl eine ungefähr der Wirklichkeit entsprechende Zahl der Opfer erst einige Jahrzehnte später öffentlich bekanntgegeben wurde). Die Erinnerung an den Krieg als eine große Notzeit blieb noch lange im Gedächtnis der Menschen bestehen. Eines der häufigsten Gerüchte, die in den ersten Nachkriegsjahren unter der Bevölkerung zirkulierten, war jenes, das die Gefahr eines neuen Krieges beschwor, und zwar diesmal mit den ehemaligen Verbündeten der UdSSR, also Großbritannien und Amerika.¹⁵ Diese Stimmungslage machten sich die Staatsmacht und ihr Propagandaapparat weidlich zunutze. Aus den eben noch Verbündeten wurde der neue Feind, dessen aggressive Absichten die staatlichen Organe angeblich daran hinderten, ihre sozialen Programme zu verwirklichen und dem unter den Kriegsfolgen leidenden Volk in vollem Maße Hilfe zu leisten. Diese einfache und einleuchtende Erklärung lieferte die Propaganda, um den wahren Hintergrund der Interessengegensätze zwischen Gesellschaft und Staatsmacht zu vertuschen, von denen letztere in Wahrheit damit beschäftigt war, die neue geopolitische Doktrin der UdSSR zu verwirklichen.

¹² Naselenie Sovetskogo Sojuza. 1922–1991 (Die Bevölkerung der Sowjetunion. 1922–1991). Moskva 1993, S. 73.

¹³ Ebenda, S. 77.

¹⁴ Ebenda, S. 121–134.

¹⁵ RCChIDNI, Best. 17, Verz. 125, A. 425, Bl. 4, 7 u. 39f.

Infolge des Krieges änderte sich nicht nur die sowjetische Gesellschaft, sondern auch die sowjetische Regierung hatte offenbar einen neuen internationalen Status erhalten. Für die UdSSR als Staat wurde die grundlegende Veränderung der geopolitischen Lage des Landes zur entscheidenden Konsequenz des Krieges. Aufgrund der territorialen Gewinne im Westen (Baltikum, westliche Ukraine und westliches Weißrußland) und im Osten (südliches Sachalin und die Kurilen) hatte sich die UdSSR geographisch den Grenzen des Russischen Reiches zu Beginn des 20. Jahrhunderts (mit Ausnahme einiger Gebiete) angenähert. Diese Tatsache war jedoch nicht allein und nicht in erster Linie von geographischer Bedeutung, sondern barg gleichzeitig eine Rückkehr zur Reichsideologie in sich, zum imperialen Gedanken in leicht modernisierter Verkleidung, der sowohl Innen- als auch Außenpolitik der sowjetischen Führung bestimmte.

Stalins Hauptanstrengungen nach dem Krieg waren darauf gerichtet, die 1945 erkämpfte Position zu sichern und zu festigen. Dabei ging es nicht nur darum, die neuen Territorien zu halten und zu beherrschen, sondern auch um eine Stärkung der Position der UdSSR innerhalb der Länder Osteuropas, die in den sowjetischen Einflußbereich gefallen waren und infolgedessen den Ostblock bildeten. Die Politik Stalins und seiner Nachfolger gegenüber den anderen Blockstaaten war nicht in der gesamten Nachkriegszeit einheitlich. Ihre konkrete Entwicklung war abhängig sowohl von den jeweiligen persönlichen Vorstellungen des amtierenden sowjetischen Staatschefs als auch von der individuellen Position der Staatschefs der anderen osteuropäischen Länder. In einigen Fällen spielten auch die Meinungsverschiedenheiten zwischen der UdSSR und den Führern der westlichen Staaten eine nicht unerhebliche Rolle (am deutlichsten wurden diese Gegensätze in den ersten Nachkriegsjahren in bezug auf die Deutschlandfrage). Jüngste Forschungen zeigen, daß Stalin kein revolutionärer Fanatiker war und daß seine Politik gegenüber den Ländern Osteuropas keineswegs von der Idee des Exports der Revolution bestimmt war, sondern von dem Bestreben, diese Länder im sowjetischen Einflußbereich zu halten (sogar wider die Interessen des Sozialismus, wie der Fall DDR gezeigt hat¹⁶). Das bekannte Prinzip des „divide et impera“ bildete die nicht zu übersehende Leitlinie der Moskauer Politik, die sich geschickt die Differenzen innerhalb der politischen Führungskräfte Osteuropas zunutze machte, um „ungehorsame“ Staatschefs gegen „gehorsame“ auszutauschen (was im Falle Jugoslawiens allerdings nicht gelang).

¹⁶ S. z.B. W. Loth, *Stalins ungeliebtes Kind. Warum Moskau die DDR nicht wollte.* Berlin 1994.

Die Ideologie des Sozialismus rangierte dabei zwar nicht gerade an letzter Stelle, aber sie spielte doch stets eine untergeordnete Rolle und hatte den wahren Hintergrund der neuen Geopolitik Stalins zu verschleiern. Diese Tarnung war für Stalin noch aus einem zweiten Grund unverzichtbar: Praktisch gesehen stellte die Sowjetunion nach Beendigung des Krieges keineswegs ein leuchtendes Beispiel dar, das zur Nachahmung empfohlen werden konnte, besonders wenn man den realen Lebensstandard der Mehrheit der Bevölkerung berücksichtigte.

Das Bestreben der sowjetischen Führung, der Rolle einer Weltmacht zu entsprechen, wirkte sich nicht nur auf die Bestimmung der Prioritäten in der Außenpolitik aus, sondern hatte auch Einfluß auf die Innenpolitik. Die Verwirklichung der territorialen und der politischen Expansion machte eine Entwicklung des Liberalisierungsprozesses im Inneren unmöglich. Darüber hinaus setzte eine solche Außenpolitik dem Umfang sozialer Programme für die Bevölkerung der Sowjetunion ganz entschiedene Grenzen. Entgegen den Erwartungen der Menschen richtete sich die Hauptenergie nicht auf die Verbesserung der Lebensbedingungen, sondern auf die Entwicklung der Rüstungsindustrie, die die UdSSR im beginnenden Rüstungswettbewerb mit den USA konkurrenzfähig machen sollte. Die wirtschaftliche Struktur wurde aufgrund dieser Prioritätenverschiebung vollkommen deformiert. Dies hatte wiederum eine verzögerte Modernisierung jener Industriezweige, die nicht zum Rüstungssektor gehörten, eine Krise der Landwirtschaft sowie eine Reihe von anderen Problemen zur Folge, die das heutige Rußland als Erblast der Nachkriegszeit zu tragen hat.

Dieses ganz eigene Erbe erschöpft sich längst nicht nur in ökonomischen Problemen, sondern es tritt in praktisch allen Lebensbereichen des heutigen Rußland, darunter auch in den internationalen Angelegenheiten, in Erscheinung. Hierzu gehören beispielsweise die Probleme mit dem Baltikum. Heute ist allgemein bekannt, daß Stalin mit der Annexion Litauens, Lettlands und Estlands zwar auch seinen politischen Ehrgeiz und seine territorialen Präntentionen befriedigen wollte. Er schuf jedoch darüber hinaus mit eigenen Händen ein Problem, das sowohl ihm als auch seinen Nachfolgern über Jahrzehnte hinweg gewaltige Kopfschmerzen bereiten sollte. Obwohl alle drei baltischen Staaten erst kurz vor dem Krieg öffentlich zu sowjetischen Republiken erklärt wurden, wurden sie von der sowjetischen Regierung schon damals und später dann auch in der Nachkriegszeit nicht als irgendein Teil der UdSSR angesehen, sondern galten als etwas Besonderes, was auch die Moskauer Politik gegenüber dieser Region zeigte. Die allgemeine Gleichschaltung nach dem Muster der anderen Gebiete und Republiken, die zur UdSSR gehörten, hielt auch

hier Einzug, allerdings etwas später. Aufgrund von Archivmaterial,¹⁷ welches vor nicht allzu langer Zeit für Forscher zugänglich wurde, entsteht der Eindruck, daß in den ersten zwei bis drei Jahren nach Kriegsende für Stalin und seine Umgebung nicht ganz klar war, nach welchen Prinzipien und in welcher Form die Sowjetisierungspolitik in den baltischen Staaten durchzuführen sei. Die baltische Politik Moskaus in dieser frühen Nachkriegszeit könnte man als „vorsichtige Sowjetisierung“ bezeichnen. Hierunter ist eine Sowjetisierung ohne gewaltsame Russifizierung zu verstehen, der Versuch, in Kontakt mit den nationalen Kräften (vor allem mit der Intelligenz) zu treten, die Beibehaltung von privaten Wirtschaftsbetrieben außer dem Großgrundbesitz usw. Hierbei gab es natürlich auch Ausnahmen, die jedoch persönlichen Charakter hatten, d.h. von der Position der örtlichen Führungskräfte abhängig waren, die den von Moskau vorgeschriebenen Kurs auf ihre Art und Weise korrigierten.

Was die Kaderpolitik betrifft, so orientierte sich Moskau anfangs an den jeweiligen nationalen Kadern, vor allem an den litauischen, lettischen und estnischen Kommunisten. Nach Moskauer Vorstellung mußten gerade diese Leute dafür geeignet sein, eine entsprechende politische Linie in ihrer Region zu gewährleisten. Dieses Wunschdenken erwies sich jedoch als voreilig, da sowohl der Einfluß der kommunistischen Partei als auch die Zahl der Kommunisten in den baltischen Republiken zu gering waren, als daß sie die in sie gesetzten Erwartungen hätten erfüllen können. Für den 1. Januar 1946 zählte die Parteiorganisation Lettlands 3 600 Kommunisten, jene Litauens 3 500, und in Estland waren 2 400 Kommunisten zu verzeichnen.¹⁸ Unter diesen Parteimitgliedern waren wiederum nur etwa jeweils ein Drittel Letten, Litauer und Esten. Die zwei übrigen Drittel waren Russen oder Vertreter anderer Nationalitäten (Juden, Polen u.a.).¹⁹ Von der örtlichen Bevölkerung wurde die kommunistische Partei meistens als russische Partei angesehen. Von daher wurde die Kaderfrage sowohl für die Moskauer Führung als auch für die lokalen sowjetischen Behörden zu einem der dringlichsten Probleme im Baltikum.

Problem „Nummer eins“ in diesem Gebiet, besonders in den ersten Jahren nach dem Krieg, war für Moskau jedoch zweifelsohne das Problem des Kampfes gegen die bewaffnete Opposition – eine Kraft, die sich am stärksten der Sowjetisierungspolitik im Baltikum widersetzte. Der Widerstand bewaffneter Verbände, gegen die sich die lokalen Vertretungen der Sowjetmacht oft als hilflos erwiesen, war nicht zuletzt der Auslöser

¹⁷ RCChIDNI, Best. 597f. u. 600.

¹⁸ Ebenda, Best. 17, Verz. 117, A. 498.

¹⁹ Ebenda.

für die Wende der Moskauer Politik im Baltikum. Es war eine Wende zu härteren Kontrollen und direkten Repressionen. Die Zentralmacht versuchte in dieser Zeit, das baltische Problem auf dieselbe Art und Weise zu lösen, wie sie es im Kampf mit der Opposition (oder mit einer drohenden Opposition) im Innern Rußlands getan hatte. In diesem Sinne war die Verschärfung der Politik der Repressionen, wie sie Ende der 40er, Anfang der 50er Jahre zu beobachten war, eine allgemeine, für die ganze UdSSR typische Erscheinung. In den baltischen Republiken bestanden die Repressionen vor allem in Deportationen, d.h. in der zwangsweisen Umsiedlung in entlegene Gebiete der UdSSR all jener, die in offiziellen Papieren als „feindliche Elemente“ bezeichnet wurden: Mitglieder der bewaffneten Widerstandsbewegung, ihre Familienangehörigen und „Kulaken“, denen ebenfalls ihre Familien folgten. Allein in dem Zeitraum von 1941–1952 wurden mehr als 203 000 Menschen aus Litauen, Lettland und Estland ausgesiedelt; die Deportationen aus der Vorkriegszeit machten hiervon nur 12% aus, während die restlichen Verschleppungen erst nach 1945 stattfanden.²⁰

Die massenweise Vertreibung eines wesentlichen Teils der Bevölkerung schuf in Litauen, Lettland und Estland eine neue politische, aber auch eine neue psychologische Situation. Der bewaffnete Widerstand hörte dort seit Beginn der 50er Jahre praktisch auf zu existieren, aber die Opposition gegen die Sowjetmacht bestand weiter. Sie entwickelte sich auf anderen legalen und illegalen Wegen weiter. Was das Verhältnis der baltischen Bevölkerung zur Sowjetmacht und insbesondere zu Moskau anbelangt, so schlug dieses in dem Moment eindeutig ins Negative um – nach außen hin war es loyal, doch es versteckte sich hinter dieser Loyalität in jedem Fall das Gefühl der nationalen Selbsterhaltung.

An die Stellen der deportierten Litauer, Letten und Esten kamen neue Umsiedler aus Rußland, der Ukraine und aus Weißrußland. Auf diese Art und Weise entstand im Baltikum das Problem der russischen Minderheiten – ein Konfliktherd, der damals wie heute sowohl auf staatlicher Ebene als auch im zwischenmenschlichen Bereich immer wieder in Erscheinung tritt. Bereits zu Beginn der 50er Jahre wurde deutlich, daß die neuen Machthaber trotz der Etablierung des kommunistischen Regimes im Baltikum ohne die Unterstützung Moskaus nicht auskamen. Nicht ohne Grund war die Sowjetmacht für die baltische Bevölkerung gleichbedeutend mit russischer Herrschaft. Diese Vorbehalte wurden auch auf die neu zugewanderte russische Bevölkerung übertragen, obwohl die Russen in diesem Fall ebensolche Objekte der staatlichen Politik waren wie die Bal-

²⁰ GARF, Best. 7523, Verz. 109, A. 195, Bl. 51-55.

ten. Während der gesamten sowjetischen Geschichte des Baltikums geriet die Region bei jeder Krise des Moskauer Machtzentrums (1953, 1964, 1985) sofort in Bewegung, und so wurde das Ende der UdSSR folgerichtig zu einem Neubeginn in der Geschichte der baltischen Staaten.

Die Situation in einem anderen Teil der baltischen Region – in der Stadt Königsberg und im Königsberger Gebiet – stellte sich aus der Perspektive des territorialen Status von 1945 noch komplizierter dar als in Lettland, Litauen und Estland. Obwohl im Potsdamer Abkommen der Sowjetunion die Rechte auf dieses Territorium zugesprochen worden waren, war dieses neue sog. Kaliningrader Gebiet offiziell erst im April 1946 Bestandteil der UdSSR geworden. Das Gebiet wurde zum Bestandteil der Russischen Föderation erklärt, besaß jedoch gar keine gemeinsame Grenze mit Rußland. Damit war der „Sonderbarkeiten“ aber nicht genug. Ein Beschluß über die Schaffung eines Gebietskomitees der KPdSU (b), d.h. jener Partei, die faktisch auf dem gesamten Territorium der UdSSR die politische Macht ausübte, erging für das Kaliningrader Gebiet erst im März 1947, d.h. fast zwei Jahre, nachdem Königsberg der UdSSR übergeben worden war.

Bis zu diesem Augenblick war die Verwaltung des Kaliningrader Gebietes in etwa nach denselben Prinzipien organisiert wie in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands. Der ungeklärte Status des Gebietes innerhalb der UdSSR und die schwankende Haltung der sowjetischen Regierung bei der Verwaltung dieses Territoriums erklären sich vor allem durch den Einfluß des sogenannten „deutschen Faktors“. Im April 1946, als das Gebiet Kaliningrad geschaffen wurde, lebten dort 116 000 Deutsche und 35 000 Russen, von denen letztere zum überwiegenden Teil Armeeangehörige oder Repatrierte waren.²¹ Laut offiziellen Quellen war die Einstellung der deutschen Bevölkerung zu den neuen Machthabern (im Unterschied beispielsweise zu den baltischen Staaten) im großen und ganzen loyal, Fälle von bewaffnetem Widerstand waren verhältnismäßig selten.²² Die Lage der deutschen Bevölkerung war denselben Quellen zufolge trotz alledem kritisch, besonders 1945 und im Winter des Jahres 1946. Damals starben allein in der Stadt Königsberg 14 700 Menschen an Hunger und Kälte.²³ Die Lage änderte sich erst, als neben der Militärverwaltung die zivile Administration zu funktionieren begann. Allerdings löste die Einrichtung einer zivilen Verwaltung im Kaliningrader Gebiet nicht nur eine Reihe von Problemen vor allem für die Bevölkerung, sondern wurde

²¹ RCChIDNI, Best. 17, Verz. 122, A. 143, Bl. 65.

²² Ebenda, A. 142, Bl. 17.

²³ Ebenda, Bl. 16.

gleichzeitig zur Quelle neuer Konflikte zwischen militärischer und ziviler Macht.²⁴

Zwei Jahre lang blieb die Frage nach dem weiteren Schicksal der deutschen Bevölkerung im Kaliningrader Gebiet ungeklärt. Erst 1947 fiel in Moskau die endgültige Entscheidung über die Umsiedlung der Kaliningrader Deutschen nach Ostdeutschland. Als neue Siedler für die Region zog man Russen, Weißrussen und Ukrainer heran. Insgesamt etwa 600 000 Menschen wurden in den Jahren 1946–1951 aus den anderen Teilen der UdSSR in das Kaliningrader Gebiet umgesiedelt.²⁵

Die massenweise Umsiedlung der Bevölkerung – ob zwangsweise, durch Deportation oder auch freiwillig, auf Vorschlag der staatlichen Behörden – war eine recht typische Erscheinung in der UdSSR der Nachkriegszeit. Durch die Deportation ganzer Völker oder Bevölkerungsgruppen und die Ansiedlung wiederum anderer Menschen an ihrer Stelle versuchte das Moskauer Regime ganz in der Tradition der imperialen Politik, sowohl die entsprechenden Regionen wirtschaftlich unter seine Kontrolle zu bringen als auch die politische Loyalität ihrer Bevölkerungen gegenüber Moskau zu sichern. Diese Politik, die sowohl die kulturellen Traditionen der jeweiligen Regionen als auch die Besonderheiten ihrer wirtschaftlichen Entwicklung in der Vergangenheit und den nationalen Faktor ignorierte, erwies sich jedoch, wie die weitere Erfahrung zeigte, nicht nur als einfach wenig effizient, sondern zeitigte häufig eine den Erwartungen völlig entgegengesetzte Wirkung. Das heißt, daß auf diesem Wege nicht nur die in den Regionen auftretenden Konflikte nicht gelöst werden konnten, sondern daß vielmehr neue und weitaus schwerer lösbare Konflikte der verschiedenen ethnischen Gruppen untereinander geschaffen wurden (im Baltikum, auf der Krim, im Nordkaukasus und in anderen Regionen der UdSSR).

Generell nimmt die nationale Frage eine besondere Stellung in der Nachkriegsentwicklung der UdSSR ein. In diesem Punkt hatte der Krieg eine ziemlich widersprüchliche Rolle gespielt, indem er die einen Völker erhöhte, andere jedoch auf untergeordnete, ja sogar erniedrigende Positionen verwies. Die Krimtataren, die Tschetschenen, Inguschen, Balkaren und einige andere wurden ohne jede Angabe von vernünftigen Gründen, einzig und allein aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit, zu „Vaterlandsverrätern“ erklärt und „zur Strafe“ deportiert. Diese Politik rief natürlich bei den Betroffenen entsprechend negative Reaktionen hervor, und zwar nicht nur gegenüber der Staatsmacht als solcher, sondern auch gegenüber

²⁴ Ebenda, A. 143, Bl. 144, 154, 164 u. 179.

²⁵ Ebenda, Verz. 131, A. 233, Bl. 10.

jenen Völkern, die nicht unter diesen Repressionen zu leiden hatten. Als typisch ist in diesem Zusammenhang wohl die folgende Aussage eines Krimtataren zu werten: „Die Sowjetmacht hat gegenüber den Tataren nicht richtig gehandelt, indem sie sie aus ihren Heimatorten verbannte. Hatten denn etwa nur die Tataren ihr Vaterland verraten? Es gab doch auch viele Verräter unter den Ukrainern, Armeniern, Georgiern und Russen, aber die ganze Schuld haben sie den Tataren aufgeladen.“²⁶

Die Politik der Deportation einzelner Völker wurde begleitet von den hinlänglich bekannten Veränderungen der ideologischen Doktrin. Das Schlagwort des Internationalismus, das in den 20er und 30er Jahren so populär gewesen war, klang doch während des Krieges und besonders in den ersten Nachkriegsjahren – wenngleich es auch weiterhin von der Propaganda zur Demonstration von „Völkerfreundschaft“ genutzt wurde – wesentlich gedämpfter als vorher. Langsam trat das „russische Thema“ in den Vordergrund, wobei Stalin selbst den Ton angab. In seiner berühmten Ansprache anlässlich des Sieges im Mai 1945 äußerte er Gedanken, die unverzüglich von der Propaganda aufgegriffen wurden. Stalin nannte damals das russische Volk „die bedeutendste Nation aller Nationen der Sowjetunion“ und „die führende Kraft der Sowjetunion unter allen Völkern unseres Landes“.²⁷

Den nächsten Schritt in diese Richtung bildete die Kampagne gegen die sog. „Kriecherei vor dem Westen“, die schließlich in offenen Antisemitismus umschlug. Das „führende Volk“ selbst hatte im Endeffekt durch diese Politik nichts gewonnen. Der russische Faktor war von Stalin einfach für eine neue Staatsidee benutzt worden, die der UdSSR den Status eines „russischen Großreichs“ wiedergeben sollte. Die offizielle Propaganda kritisierte weiterhin das Zarenregime und dementierte damit scheinbar die offensichtliche Kontinuität zwischen der imperialen Politik der zaristischen Regierung und der Nachkriegspolitik Stalins, entlehnte dabei jedoch aktiv Attribute, Helden und Symbole dieser „unseligen Vergangenheit“. Gleichzeitig wurde ein aktiver Kampf gegen eine Erscheinung geführt, die in der Sprache der Kreml-Ideologen als „bourgeois Nationalismus“ bezeichnet wurde und die in verschiedenen Republiken der UdSSR verbreitet war. Unter die Kategorie „nationalistisch“ fielen damals Bücher, musikalische Werke oder Theateraufführungen nichtrussischer Autoren, die die Tradition und die nationale Eigenart ihres Volkes zu erhalten versuchten.

²⁶ GARF, Best. 9401, Verz. 2, A. 138, Bl. 383.

²⁷ Pravda vom 25. Mai 1945.

Die Kampagnen gegen „nationalistische Erscheinungen“ und „Kriecherei vor dem Westen“ waren wiederum nur ein Teil des allgemeinen Kampfes gegen abweichendes Gedankengut in der Gesellschaft. Der Krieg hatte – daran haben sich in der Folgezeit viele Frontkämpfer erinnert – den Geist der Freiheit in die sowjetische Gesellschaft getragen, und obwohl in den ersten Jahren nach dem Krieg keine der gesellschaftlichen Kräfte in der Lage war, sich offen gegen das Regime zu stellen, konnte doch dieser aus dem Krieg gewonnene Geist der Freiheit nach dem Krieg nicht einfach wieder verschwinden und sich im Nachkriegsalltag auflösen. In dem Maße, wie der Krieg immer weiter in die Vergangenheit rückte und das Leben im Land sich nur wenig verbesserte, bildete sich in der Gesellschaft ein Komplex der enttäuschten Hoffnungen. Um eine Weiterentwicklung und die Verbreitung kritischer Stimmungen zu verhindern, trafen die Herrschenden eine Reihe von Präventivmaßnahmen zum Kampf gegen Andersdenkende. Indem sie einzelne isolierten, lenkten die Machthaber die allgemeine Unzufriedenheit auf die falsche Fährte einer imaginären Suche nach „Volksfeinden“. Dennoch konnte diese Art der Opposition nicht einmal durch die Zeit der Repressionen ausgeschaltet werden. Sie ging nur gewissermaßen in den Untergrund und bekundete ihre Existenz nicht nur in Form der Dissidentenbewegung, sondern auch in Form verschiedener reformatorischer Ansätze der Nachkriegsjahre. In diesem Sinne kann man sagen, daß gerade das Jahr 1945 Rußland den Weg zu Reformen öffnete. Dieser Weg erwies sich für das Land weder als gerade noch als kurz. Er ist bis heute nicht zu Ende gegangen worden. Vielleicht liegt hier ein Grund dafür, warum alles, was mit dem Krieg zu tun hat, für Rußland stets unmittelbare Vergangenheit bleibt.

Aus dem Russischen übersetzt von Karen Höhling, Schleswig

Der Zweite Weltkrieg und sein Ende in Lettland

von Egil Levits

I. Einleitung

Für die meisten der über 60 Nationen Europas und der Welt, die offiziell am Zweiten Weltkrieg beteiligt waren, waren die Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag des Endes dieses Krieges politisch wie moralisch legitime Anlässe, sich daran zu erinnern, daß sie einen Beitrag zum Sieg des „Guten“ über das „Böse“ geleistet hatten.

Anders die Gedenkfeiern bei den Verlierern. Für sie waren die Gedenkfeiern Anlässe zur Besinnung, zur Vergewisserung des eigenen – seit 1945 neu eingenommenen – historisch-politischen Standortes, zur erneuten Versicherung der Distanz zu den damaligen Regimen und zugleich auch der Übernahme historischer Verantwortung für ihre Taten. Dennoch blieb dabei immer, so scheint es, auch ein Rest von Ratlosigkeit und Unbehagen.

Doch neben den eindeutigen Siegern und Verlierern gibt es noch eine Reihe von Nationen, für die der Zweite Weltkrieg zwar einen einschneidenden historischen Abschnitt bildet, dessen Verlauf und dessen Folgen aber im Bewußtsein der Öffentlichkeit kein leicht überschaubares und bewertbares Bild ergeben.

Zu diesen Nationen gehört auch die lettische Nation. Es scheint, daß in Lettland die tausendfachen persönlichen Geschichten des Zweiten Weltkrieges, seiner Beendigung und Folgen, die in den Einzelbiographien der damaligen Zeitgenossen und ihrer Nachkommen tiefe Spuren hinterlassen haben, sich nur mühsam zu einem übergreifenden, von der Geschichte des einzelnen losgelösten öffentlichen Gesamtbild zusammenfügen lassen. Dieses Gesamtbild bleibt immer noch fragmentiert und unscharf. Deshalb ist es für die lettische Öffentlichkeit heute noch recht schwierig, ein zeitgemäßes historisch-politisches Verhältnis dazu zu finden.

Für diese Schwierigkeiten gibt es zwei wichtige Gründe. Da sind zum ersten die widersprüchlichen historischen Fakten. Sie lassen selbst die elementare, aber entscheidende Frage kaum einfach und eindeutig beantworten: Gehört Lettland zu den Siegern oder zu den Verlierern des Zweiten Weltkrieges? Wobei diese Frage nicht nur im politischen und moralischen Sinne, sondern auch im rein militärischen Sinne schwer zu beantworten ist – eine Frage, die, etwa in den USA, in Rußland, Deutschland, Polen oder Belgien gestellt, nur Verwunderung auslösen würde.

Der zweite Grund ist die relative Unschärfe der heutigen Wertmaßstäbe der lettischen Öffentlichkeit. Während die westliche Öffentlichkeit auf die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges auf der Grundlage eines weitgehend gefestigten demokratischen politischen Werte-Konsenses zurückblickt – welcher kontroverse Meinungen natürlich erlaubt und sogar fördert –, ist es für die postsozialistische lettische Öffentlichkeit derzeit noch recht schwierig, einen einigermaßen kohärenten politischen Werte-Konsens zu finden, auf dessen Grundlage die historischen Fakten geordnet, gewichtet und bewertet werden könnten.

II. Der Verlauf des Zweiten Weltkrieges in Lettland

Im Verlauf des Zweiten Weltkrieges in Lettland können vier Phasen unterschieden werden: die Einbeziehung Lettlands in die sowjetische Einflußsphäre 1939/40, die erste sowjetische Besatzung 1940/41, die deutsche Besatzung 1941–1944/45, die zweite sowjetische Besatzung 1944/45. Da diese letzte Besatzung bis 1990/91 andauerte, stellte sich das Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 aus lettischer Sicht zwar als die Beendigung von bewaffneten Auseinandersetzungen zweier Großmächte auf lettischem Boden, nicht aber als eine politische Lösung für Lettland dar. Deshalb ist die in Lettland oft vertretene Auffassung nicht als ganz falsch anzusehen, wonach aus politischer Sicht das Ende des Zweiten Weltkrieges für Lettland erst 1990/91 mit der Wiederherstellung der staatlichen Unabhängigkeit erfolgt sei – denn erst dann wurde für Lettland der zu Beginn des Zweiten Weltkrieges bestehende *status quo ante* wiederhergestellt.

1. Lettland in der sowjetischen Einflußsphäre 1939/40

Sofern der Hitler-Stalin-Pakt vom 23. August 1939 als der politische Anstoß zum Zweiten Weltkrieg betrachtet wird, war Lettland von Anfang an darin involviert: Im Geheimen Zusatzprotokoll wurde es der sowjetischen Interessensphäre zugeschlagen.¹ In dieser ersten, „indirekten“ Phase des Zweiten Weltkrieges in Lettland erzwang die Sowjetunion am 5. Oktober 1939 die Unterzeichnung eines Beistandspaktes und die Er-

¹ Vgl. Hitler-Stalin-Pakt. Das Ende Ostmitteleuropas?, hrsg. v. Erwin Oberländer. Frankfurt a.M. 1989, S. 9ff.

richtung von Militärbasen in Lettland. Ende 1939 wurden in Lettland etwa 30000 sowjetische Soldaten stationiert.²

Die politische Führung Lettlands erhielt zwar bereits einige Tage nach dem 23. August über diplomatische Kanäle Signale über den Inhalt der geheimen Vereinbarung der Großmächte zu Lasten der Souveränität des Landes.³ Die von der lettischen Regierung am 1. September 1939 deklarierte Politik der strikten Neutralität vermochte es jedoch nicht, Lettlands Unabhängigkeit abzusichern.⁴

Für die Bevölkerung waren die plötzliche Rückführung der seit 700 Jahren im Lande siedelnden Deutschbalten (3% der Bevölkerung) im Oktober 1939⁵ und die gleichzeitige Errichtung der sowjetischen Militärbasen vor dem Hintergrund des im September und Oktober 1939 erfolgten Überfalls beider Großmächte auf Polen und des sowjetischen Überfalls auf Finnland aber bereits sichere Zeichen für kommendes Unheil. Im Frühjahr 1941 häuften sich provozierte Zwischenfälle mit den sowjetischen Garnisonen und unbegründete politische Unmutsäußerungen der Sowjetunion über die angebliche „Unzuverlässigkeit“ Lettlands.⁶

2. Erste sowjetische Besetzung 1940/41

Zur gleichen Zeit, als die deutschen Truppen im Mai und Juni 1940, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, Dänemark, Norwegen, die Niederlande, Belgien, Luxemburg und Frankreich besetzten, rückten am 17. Juni 1940 auch sowjetische Truppen nach Westen vor und besetzten Estland, Lettland und Litauen.⁷ Auch diese Besetzung erfolgte praktisch widerstandslos. Der Staatspräsident Kārlis Ulmanis hoffte bis zuletzt, Lettland könnte

² Edgar Anderson, *The Pacts of Mutual Assistance Between the U.S.S.R. and the Baltic States*, in: *Baltic History*, hrsg. v. A. Ziedonis jr., W. Winter (u.a.). Columbus 1974, S. 239ff.

³ Vgl. Edgars Dunsdorfs, *Kārļa Ulmaņa dzīve* (Das Leben von Kārlis Ulmanis). Stockholm 1978, S. 437ff.

⁴ S. auch Inesis Feldmanis, Aivars Stranga, Mārtiņš Virsis, *Latvijas ārpolitika un starptautiskais stāvoklis* (Die Außenpolitik und die internationale Lage Lettlands). Riga 1993, S. 341ff.

⁵ Dazu Dietrich A. Loeber, *Diktierte Option. Die Umsiedlung der Deutsch-Balten aus Estland und Lettland 1939–1941*. Neumünster 1972.

⁶ Seppo Myllyniemi, *Die baltische Krise 1938–1941*. Stuttgart 1979, S. 112.

⁷ Allgemein zu dieser Periode s. die Dokumentensammlung *Latvijas okupācija un aneksija. 1939–1940. Dokumenti un materiāli* (Die Okkupation und Annexion Lettlands. 1939–1940. Dokumente und Materialien), hrsg. v. Ilga Grava-Kreituse, Inesis Feldmanis (u.a.). Rīga 1995; gekürzte Übersetzung: *The Occupation and Annexion of Latvia. 1939–1940. Documents and Materials*, hrsg. v. Ilga Grava-Kreituse, Inesis Feldmanis (u.a.). Riga 1995.

unter der sowjetischen Herrschaft noch einen Rest an innerer Autonomie bewahren. Doch der zusammen mit den sowjetischen Truppen als Bevollmächtigter nach Lettland entsandte stellvertretende sowjetische Regierungschef Andrej Višinskij erzwang am 19. Juni die Einsetzung einer neuen, ihm völlig ergebenen Regierung unter dem parteilosen, aber prokommunistischen Wissenschaftler Augusts Kirhenšteins, die am 15. Juli Scheinwahlen zum Parlament veranstaltete (zu denen nur die kommunistisch kontrollierte Einheitsliste „Block des werktätigen Volkes“ zugelassen wurde).⁸ Am 21. Juli rief das aus diesen Wahlen hervorgegangene Marionetten-Parlament die „Errichtung der Sowjetmacht“ aus. Der bisherige Staatspräsident Ulmanis wurde verhaftet und in die Sowjetunion deportiert, wo er am 20. September 1942 im Gefängnis starb.⁹ Schließlich, am 5. August 1940, nahm der Oberste Sowjet der Sowjetunion Lettland unter der Bezeichnung „Lettische Sowjetische Sozialistische Republik“ als eine Unionsrepublik formell in die UdSSR auf.¹⁰

Im ersten Jahr ihrer Herrschaft setzte die Sowjetunion in Lettland eine rigorose Sowjetisierung des gesamten Staatswesens, der Gesellschaft, der Wirtschaft und der Kultur durch: Die bisherigen Strukturen wurden gleichgeschaltet oder aufgelöst, an ihrer Stelle wurden neue Strukturen nach dem einheitlichen sowjetischen Muster gebildet.¹¹ Die formelle Grundlage dafür bot die am 6. Oktober 1940 mit rückwirkender Kraft eingeführte sowjetische Gesetzgebung.¹²

Die Sowjetisierung wurde von brutalen Repressionen der sowjetischen Sicherheitsbehörden gegen die bisherige politische, Verwaltungs-, wirtschaftliche und kulturelle Elite (einschließlich Familienangehörigen) begleitet.¹³ Insgesamt etwa 35 000 Personen (knapp 2% der Gesamtbevölkerung) wurden bis Mitte Juni 1941 verhaftet und entweder gleich erschossen

⁸ Ilga Gore, Aivars Stranga, *Latvijas neatkarības mīkrsē. 1939. gada septembris – 1940. gada augusts* (In der Abenddämmerung der Unabhängigkeit Lettlands. September 1939 – August 1940). Rīga 1992, S. 167ff.

⁹ Vgl. die Dokumentensammlung *Kārlis Ulmanis trimdā un cietumā* (Kārlis Ulmanis im Exil und im Gefängnis), hrsg. v. Indulis Ronis. Rīga 1994, S. 237ff.

¹⁰ *Sociālistiskās revolūcijas uzvara Latvijā 1940. g. – Dokumenti un materiāli* (Der Sieg der sozialistischen Revolution in Lettland 1940 – Dokumente und Materialien). Rīga 1963, S. 459.

¹¹ Dazu Hellmuth Weiss, *Die baltischen Staaten*, in: *Die Sowjetisierung Ostmitteleuropas*, hrsg. v. E. Birke u. R. Neumann. Frankfurt a.M./Berlin 1959, S. 25ff.

¹² Romāns Apsītis, Lidija Birziņa, Oto Grīnbergs, *Latvijas PSR valsts un tiesību vēsture* (Geschichte des Staats und Rechts der Lettischen SSR). Rīga 1970, S. 123ff.

¹³ Egil Levits, *Lettland unter der Sowjetherrschaft und auf dem Weg zur Unabhängigkeit*, in: *Die baltischen Nationen – Estland, Lettland, Litauen*, hrsg. v. Boris Meissner. Köln 1991, S. 144.

oder in die sowjetischen Straflager deportiert.¹⁴ Allein in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni 1941 wurden 4550 Personen als „antisowjetische Elemente“ nach von der Geheimpolizei NKVD mit Hilfe der kommunistischen Vertrauensleute vorgefertigten Listen verhaftet und weitere 9926 Personen in die Sowjetunion deportiert.¹⁵

3. Die deutsche Besatzung 1941–1944/45

Eine Woche später, am 22. Juni 1941, erfolgte der Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion.

3.1 Sowjetischer Rückzug vor dem deutschen Vormarsch

Die deutschen Truppen drangen schnell vor; bereits am 5. Juli hatten sie, ohne auf nennenswerten Widerstand der sowjetischen Truppen zu stoßen, ganz Lettland besetzt.¹⁶ Die Regierung der Lettischen SSR (seit dem 25. August 1940 unter dem kommunistischen Schriftsteller Vilis Lācis), die sowjetischen Verwaltungsbeamten, Mitarbeiter der Sicherheitsorgane, Mitglieder der Kommunistischen Partei und des kommunistischen Jugendverbandes, andere Kollaborateure und Sympathisanten der Sowjetmacht verließen Lettland zusammen mit den sowjetischen Truppen in Richtung Sowjetunion. Insgesamt gingen 15 000–20 000 Personen (etwa 1% der Bevölkerung) im Juni/Juli 1941 mehr oder weniger freiwillig in die Sowjetunion.¹⁷

¹⁴ Die meisten Opfer des ersten sowjetischen Besatzungsjahres sind namentlich bekannt. Ihr Verzeichnis ist veröffentlicht in: *The Names Accuse. Nominal List of Latvians Deported to Soviet Russia.* Stockholm 1951; 2., mit den bekannten Opfern der späteren Deportationen vervollständigte Aufl., Stockholm 1982.

¹⁵ V. Karaļuns, *Par padomju varas pretinieku, kapitalistisko un deklasēto elementu pārvietošanu 1941. gada 14. jūnijā* (Über die Umsiedlung der Gegner der Sowjetmacht, kapitalistischer und deklassierter Elemente am 14. Juni 1941), in: *Latvijas likteņgadi* (Schicksalsjahre Lettlands). Bd. 2, Rīga 1988, S. 77.

¹⁶ S. *Latvijas vēstures apcerējumi – no 1940. gada līdz mūsdienām* (Abriss der Geschichte Lettlands – von 1940 bis heute), hrsg. v. Mārtiņš Virsis. Rīga 1990, S. 51 ff.

¹⁷ Vgl. Agnis Balodis, *Latvijas un latviešu tautas vēsture* (Geschichte Lettlands und des lettischen Volkes). Rīga 1990, S. 300 ff.; andere Quellen sprechen von bis zu 50 000 Personen, die zu Beginn des Überfalls – sowohl freiwillig als auch unfreiwillig – Lettland in Richtung Sowjetunion verließen. Ein Teil von ihnen wurde von den deutschen Truppen überrannt und kehrte bald nach Lettland zurück; vgl. *Apcerējumi* (wie Anm. 16), S. 52.

3.2 Lettische Soldaten in den sowjetischen Streitkräften

Mit den sich zurückziehenden sowjetischen Truppen wurde auch eine gewisse Anzahl der in der Roten Armee ihren Wehrdienst ableistenden Letten in die Sowjetunion mitgenommen. Es handelte sich zumeist um Angehörige der lettischen Streitkräfte, die im Herbst 1940 als 24. Lettisches Territoriales Korps in die sowjetische Armee eingegliedert worden waren.¹⁸ Die meisten Offiziere der ehemaligen lettischen Armee waren aber zum Zeitpunkt des Kriegsbeginns vom sowjetischen Geheimdienst bereits erschossen worden. Die meisten der etwa 3000 im Juni 1941 in der Roten Armee noch dienenden lettischen Soldaten desertierten während des sowjetischen Rückzugs, so daß diese lettische Einheit im Juli 1941 von der sowjetischen Armeeführung aufgelöst wurde.

Für die prosowjetischen lettischen Flüchtlinge und in der Sowjetunion lebende Letten wurde anstelle dieser Einheit am 3. August 1941 die 43. Lettische Schützen-Garde-Division aufgestellt, die ursprünglich etwa 10000 Soldaten umfaßte. Im Juni 1944 wurde in Rußland zusätzlich die 308. Lettische Schützen-Division aufgestellt, die ursprünglich etwa 7000 Soldaten umfaßte. Die neuaufgestellte 308. Division wurde mit der 43. Division am 5. Juni 1944 zum 130. Lettischen Schützen-Korps vereinigt.¹⁹

Die meisten Soldaten dieser lettischen nationalen Einheiten in den sowjetischen Streitkräften waren mobilisiert worden. Anfangs gab es unter den geflüchteten lettischen Kommunisten auch Freiwillige. Angesichts der Erfahrung mit dem Lettischen Territorialen Korps, das sich zu Beginn der Kriegshandlungen praktisch aufgelöst hatte, faßte die sowjetische Führung wohl kein richtiges Vertrauen zu den lettischen nationalen Einheiten in ihren Reihen: Die Letten blieben in diesen Einheiten meistens in der Minderheit. Die Zusammenfassung eines Teils der lettischen Soldaten in nationalen Einheiten diente vor allem propagandistischen Zwecken.

¹⁸ *Latviešu karavīrs Otrā pasaules kara laikā* (Lettische Soldaten im Zweiten Weltkrieg). Bd. 1, hrsg. v. Osvalds Freivalds u. Oskars Caunītis. Vāstera 1970, S. 163 ff.

¹⁹ *Latvijas PSR Mazā enciklopēdija* (Kleine Enzyklopädie der Lettischen SSR). Bd. 2, Rīga 1968, S. 254 f.

3.3 Versuche der staatlichen Restituierung im Juni/Juli 1941

Während der Interims-Situation im Juni/Juli 1941 – die sowjetische Verwaltung hatte sich bereits zurückgezogen, die deutschen Truppen waren noch nicht vorgerückt bzw. die neue Besatzungsverwaltung war noch nicht fest etabliert – wurden spontan viele Gemeindeverwaltungen, andere staatliche Behörden und sonstige Institutionen des unabhängigen Lettland wiederhergestellt.²⁰ Die bisherigen, von der Sowjetmacht entlassenen Mitarbeiter kehrten, sofern sie das Jahr der sowjetischen Besatzung überlebt hatten, an ihre alten Arbeitsplätze zurück, viele enteignete Kleinrentner übernahmen ihr Eigentum wieder. Die Gesellschaft fügte sich für einige Wochen wieder zu Strukturen zusammen, die sich – mit Lücken und Abwandlungen – an die Gesellschaftsstruktur vor dem sowjetischen Einmarsch anlehnten.

Eine formelle Wiederherstellung der bisherigen lettischen Staatsgewalt erfolgte – anders als in Litauen – jedoch nicht. Immerhin entstanden „Hauptdirektionen“ genannte zentrale Behörden, die den früheren Ministerien entsprachen. Eine herausragende Rolle bei diesen Aktivitäten spielte der ehemalige lettische Finanzminister Alfrēds Valdmanis. Es wurde versucht, eine mehr oder weniger repräsentative Delegation nach Berlin zu entsenden, um die weiteren deutschen Pläne in bezug auf Lettland zu erkunden und den Anspruch auf die Wiederherstellung der Eigenstaatlichkeit anzumelden. Die überraschend erfolgte deutsche Besetzung des Landes wurde von großen Teilen der Gesellschaft, die noch unter dem Eindruck der einige Wochen zuvor erfolgten Massendeportation durch den sowjetischen Geheimdienst stand, zunächst als ein Machtwechsel zu einer leichteren Art der Besatzung aufgefaßt, der am Ende vielleicht zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit führen könnte.

3.4 Lettland als Gebiet des Reichskommissariats Ostland

Diese Illusionen wurden jedoch rasch zerschlagen. Eine wie auch immer geartete Autonomie oder gar Unabhängigkeit Lettlands gehörte nicht in die deutschen Eroberungspläne. Durch einen Führerbefehl vom 17. Juli 1941 wurde das Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete gebildet, zu dessen Leiter der in Estland geborene Deutschbalte Alfred Rosenberg berufen wurde. Durch einen weiteren Führerbefehl vom gleichen Tage wurde das Reichskommissariat Ostland gebildet (mit dem Reichskom-

²⁰ Vgl. Balodis, *Vēsture* (wie Anm. 17), S. 301 ff.

missar Hinrich Lohse – bisher Gauleiter von Schleswig-Holstein – an der Spitze), das dem Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete unterstand. Das Reichskommissariat Ostland (mit Verwaltungssitz in Riga) wurde in vier Generalkommissariate eingeteilt – Estland, Lettland, Litauen und Weißrußland. Zum Generalkommissar für Lettland wurde am 8. August 1941 das bisherige Stadtoberhaupt Lübecks, Otto Drechsler, ernannt.²¹

Damit wurde Lettland zu einer untergeordneten Verwaltungseinheit der besetzten Gebiete, die von Berlin aus verwaltet wurden.²² Die deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland etablierte sich erst im September 1941. Die Zahl der nach Lettland entsandten deutschen Verwaltungsbeamten wuchs im Laufe der Zeit bis auf 25 000 Personen. Bis Ende September 1941 wurden die teilweise wiedererrichteten lettischen Behörden aufgelöst oder – auf der untersten Stufe der Kommunalverwaltung – in das System der deutschen Besatzungsverwaltung integriert.

3.5 Lettische „Selbstverwaltung“

Das am 4. Juli 1941 aus den Leitern der zentralen lettischen Behörden – den Hauptdirektionen – gebildete zentrale lettische Repräsentativorgan wurde von der deutschen Besatzungsverwaltung ignoriert. Nach langen Verhandlungen zwischen beiden Seiten wurde am 19. März 1942 vom Reichsminister für die besetzten Ostgebiete eine neue lettische „Selbstverwaltung“ anerkannt. Sie bestand aus sieben „Generaldirektoren“. Ihr Leiter als Generaldirektor für Inneres und Personalangelegenheiten wurde General Oskars Dankers.²³

Als eine Art „Repräsentant“ der lettischen Interessen versuchte die lettische Selbstverwaltung gegenüber der deutschen Besatzungsverwaltung die lettischen Interessen zu wahren – mit geringem Erfolg. Sie besaß nur sehr eingeschränkte Befugnisse und war dem deutschen Generalkommissar unterstellt. Den größten Freiraum behielt sie in Bildungs- und Kulturangelegenheiten (ihr unterstanden weiterhin die lettischen Schulen und Hochschulen), zum Teil auch in der Landwirtschaft und in der Kommunalaufsicht. Alle politischen und Verwaltungsangelegenheiten waren aber ihrer Kompetenz entzogen.

²¹ Ebenda, S. 305 ff.

²² Grundlegend dazu Seppo Myllyniemi, *Die Neuordnung der baltischen Länder 1941–1944*. Helsinki 1973.

²³ *Latvju enciklopēdija* (Lettische Enzyklopädie). Bd. 2, Stockholm 1952/53, S. 1874 ff.

Politisch bestanden in der Selbstverwaltung zwei Richtungen²⁴ – die mehr „deutschfreundliche“ Richtung unter General Dankers, die auf eine eher kooperative Taktik gegenüber der deutschen Besatzungsmacht setzte, und die „nationalistische“ Richtung unter dem Justiz-Generaldirektor Alfrēds Valdmanis, der auch eine Konfrontation mit den Deutschen nicht scheute und deshalb auf Druck der deutschen Besatzungsverwaltung im März 1943 entlassen wurde.

3.6 Repressionen

Für den öffentlichen Gehorsam der Bevölkerung sorgten die deutschen Sicherheitsorgane einschließlich Gestapo. Sie gingen gegen jeden vor, der verdächtigt wurde, Widerstand gegen die Besatzungsmacht zu leisten oder ihre Anordnungen nicht zu befolgen.²⁵ Im Falle von bewaffnetem Widerstand oder Sabotageakten erfolgten mehrfach auch kollektive Massenrepressionen gegen unbeteiligte Zivilisten (Geisel-Erschießungen in den Dörfern Audriņi und Zlēkas).

Der Terror der deutschen Besatzungsmacht traf vor allem die jüdische Bevölkerungsgruppe. Unmittelbar nach den Wehrmachtseinheiten trafen spezielle SD-„Einsatzkommandos“ in Lettland ein und begannen mit der Isolierung, Verhaftung und Massenerschießung von Juden. Das in Riga stationierte SD-Einsatzkommando unter Sturmbannführer Rudolf Lange stellte auch ein aus einigen hundert lettischen Freiwilligen bestehendes „Sonderkommando“ auf.²⁶ 1942 setzte die deutsche Sicherheitspolizei unter dem SS-General Friedrich Jekeln die Massenerschießungen fort. Fast alle der etwa 80 000 Juden Lettlands wurden ermordet (etwa 4% der Bevölkerung). Die Zahl der weiteren Opfer der deutschen Sicherheitsbehörden in Lettland wird auf etwa 10 000-20 000 Personen geschätzt (0,5%-1% der Bevölkerung).²⁷

²⁴ Balodis, *Vēsture* (wie Anm. 17), S. 306.

²⁵ Ebenda, S. 310f.

²⁶ Vgl. Franks Gordons, *Latvieši un žīdi. Spilēs starp Vāciju un Krieviju* (Letten und Juden. In der Klemme zwischen Deutschland und Rußland). Stockholm 1994, S. 50ff.

²⁷ Vgl. Balodis, *Vēsture* (wie Anm. 17), S. 329.

3.7 Zwangsmobilisierung lettischer Soldaten

Anfangs meldeten sich bei den deutschen Streitkräften und bei der Polizei einige tausend lettische Freiwillige, die gegen die bisherige sowjetische Besatzungsmacht kämpfen wollten. Die deutsche Führung war aber zunächst äußerst mißtrauisch gegen die Bewaffnung von Nichtdeutschen. Ein Teil der lettischen politischen Aktivisten trat dagegen für die Aufstellung von lettischen Streitkräften ein.²⁸ Als Gegenleistung erwarteten sie – wie der Justiz-Generaldirektor Valdmanis in einem Memorandum an den deutschen Generalkommissar Drechsler im November 1942 vorschlug²⁹ – deutsches Entgegenkommen in der Frage der Selbstverwaltung und später der Wiederherstellung der Unabhängigkeit.

Dieser Teil der lettischen Politiker spekulierte darauf, die Geschichte von 1918–1920 könne sich wiederholen, als Rußland und Deutschland nach dem Krieg von anschließenden inneren Wirren so geschwächt waren, daß Lettland mit im Vergleich relativ kleinen bewaffneten Kräften seine Unabhängigkeit gegen beide Großmächte durchsetzen konnte. Zunächst sollten die lettischen Einheiten aber bei der Verteidigung Lettlands eingesetzt werden, falls die sowjetischen Truppen erneut die lettischen Grenzen überschreiten würden – was sich bereits in der zweiten Jahreshälfte 1942 abzeichnete.

Ein anderer Teil der lettischen Politiker lehnte jedoch die Aufstellung von lettischen militärischen Verbänden ab, denn sie befürchteten, daß die lettischen Soldaten von den Deutschen als „Kanonenfutter“ für ihre Ziele mißbraucht würden.

Nachdem sich der Krieg gegen die Sowjetunion in die Länge zog, änderte Berlin seine Haltung. Am 10. Februar 1943 wurde die Aufstellung einer Lettischen Freiwilligen-Legion angeordnet.³⁰ Die Aufstellung dieser Einheit wurde nicht mit einem Entgegenkommen in der Frage der Wiederherstellung der Staatlichkeit Lettlands verknüpft. Die Lettische Legion wurde, wie die meisten anderen nichtdeutschen Militärverbände, der Waffen-SS zugeordnet. Um die Lettische Legion leichter unter Kontrolle zu halten, wurde sie unter deutschen Oberbefehl gestellt. Der pensionierte

²⁸ Dazu eingehend Haralds Biezais, *Latvija kāškrusta varā. Sveši kungi – pašu ļaudis* (Lettland unter dem Hakenkreuz. Fremde Herren – eigene Leute). East Lansing 1992, bes. S. 179 ff.

²⁹ *Latvijas suverenitātes ideja likteņgriežos. Vācu okupācijas laika dokumenti. 1941–1945* (Die Idee der Souveränität Lettlands in der Schicksalswende. Dokumente der deutschen Besatzungszeit 1941–1945), hrsg. v. Vilis Samsons. Rīga 1990, S. 59 ff.

³⁰ Dazu Arturs Silgailis, *Die Vorgeschichte der Entstehung der Lettischen Legion im Zweiten Weltkrieg*, in: *Acta Baltica XXI: 1981 (1982)*, S. 266 ff.

lettische General Rūdolfs Bangerskis, ehemaliger Kriegsminister, wurde lediglich zum Generalinspekteur ohne Befehlsgewalt ernannt.

Es meldeten sich nur einige tausend Freiwillige. Die Aufstellung der Lettischen Legion nutzte die deutsche Besatzungsverwaltung als Vorwand zur Durchführung der Zwangsmobilisierung. Im Verlaufe der Jahre 1943 und 1944 wurden immer neue Gruppen wehrfähiger lettischer Männer mobilisiert, bis praktisch eine totale Mobilmachung erfolgt war. Die lettische Selbstverwaltung wies die Besatzungsverwaltung in ihrem Memorandum vom 23. Februar 1943 vergeblich auf die Völkerrechtswidrigkeit der Mobilisierung der Bevölkerung besetzter Gebiete hin.³¹ Auch ihre Bemühungen, die Einberufenen wenigstens in den lettischen Truppenteilen zu konzentrieren, waren wenig erfolgreich: Lediglich etwa 25% der Einberufenen wurden der Lettischen Legion zugeteilt, 75% wurden dagegen auf verschiedene deutsche Truppeneinheiten verteilt.³²

Insgesamt wurden in den Jahren 1943/44 von deutschen Stellen knapp 150 000 Letten in verschiedene Militärverbände einberufen (etwa 10% der lettischen Volksgruppe bzw. 8% der Gesamtbevölkerung Lettlands, denn die Mobilisierung umfaßte kaum die Angehörigen der nationalen Minderheiten).³³ Der Mobilisierungsgrad der Bevölkerung in Lettland war damit dem der Sowjetunion oder Deutschlands vergleichbar. Die flächendekkende Zwangsmobilisierung in Lettland war unter allen von deutschen Truppen besetzten Territorien im Zweiten Weltkrieg ein einmaliger Vorgang.

Die Lettische Legion wurde bald nach ihrer Aufstellung an die Ostfront geschickt. Auch diejenigen lettischen Soldaten, die anderen deutschen militärischen Verbänden zugeteilt waren, kamen an die Front. Die Verluste der lettischen Soldaten werden auf 50 000-60 000 Personen geschätzt.³⁴

3.8 Widerstand

Der Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht kann in militärischen (vor allem kommunistischen) und zivilen (vor allem national-bürgerlichen) Widerstand eingeteilt werden. Die Sowjetunion organisierte in den von Deutschen besetzten Gebieten, seit 1942 auch in Lettland, eine

³¹ Vgl. *Latvju enciklopēdija* (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 1290.

³² Vgl. ebenda, S. 1317.

³³ Vgl. ebenda.

³⁴ Ebenda, S. 1318.

Partisanenbewegung.³⁵ Der größte Teil der Partisanen bestand aus sowjetischen Soldaten, zum Teil Letten, die als Fallschirmspringer über Lettland abgesetzt wurden. Sie hatten ihre Basen in den Wäldern. Ihre Terrorakte konnten der deutschen Besatzungsmacht gewisse Schäden zufügen, doch die Bedeutung der sowjetischen Partisanenbewegung in Lettland ist kaum mit der in den besetzten russischen, weißrussischen und ukrainischen Gebieten vergleichbar. Die lettische Landbevölkerung war gegenüber den sowjetischen Partisanen eher feindlich gesinnt, was deren Tätigkeit erheblich erschwerte.

Der bürgerliche Widerstand organisierte sich bereits kurz nach der deutschen Besetzung, im Herbst 1941, als für viele klar wurde, daß die deutsche Besatzungsmacht nicht daran dachte, die Unabhängigkeit Lettlands wieder zuzulassen. Der aktive organisierte Widerstand ging von gesellschaftlichen Kreisen aus, die eine begrenzte Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht als Mittel zur Vertretung lettischer Interessen prinzipiell ablehnten, als unergiebig erkannten oder als Ergänzung dazu betrachteten. Teilweise bestanden Verbindungen zwischen den Aktivisten der geheimen Widerstandsorganisationen und der legal tätigen lettischen Selbstverwaltung und der Lettischen Legion – selbst auf höchster Ebene.

Die erste größere Widerstandsorganisation, die „Lettische Nationale Union“, bestand vornehmlich aus Studenten, war vom Herbst 1941 bis Ende 1942 tätig, gab verschiedene Flugblätter und die illegale Zeitung „Tautas Balss“ („Volksstimme“) heraus. Sie wurde von der Gestapo ausgehoben, ihre Mitglieder wurden verhaftet.³⁶ Eine eigenwillige Rolle im Widerstand spielte die extrem-nationalistische und autoritär eingestellte Organisation „Pērkonkrusts“ („Donnerkreuz“) unter Gustavs Celmiņš.³⁷ Die 1930 gegründete Organisation wurde nach der Einführung des autoritären, aber gemäßigt konservativen Regimes von Kārlis Ulmanis 1934 verboten, war jedoch illegal weiter tätig – auch während der sowjetischen Besetzung 1940/41. Kurz nach dem Beginn der deutschen Besetzung wurde sie am 17. August 1941 von deutschen Besatzungsbehörden erneut verboten. Etliche ihrer Mitglieder waren nach außen in der lettischen Selbstverwal-

³⁵ Die Angaben über die Zahl der sowjetischen Partisanen divergieren stark. Die offizielle sowjetische Literatur gibt eine Zahl von insgesamt etwa 20000 Partisanen an; vgl. auch Apcerējumi (wie Anm. 16), S. 72. Heinrihs Strods, gestützt auf Archiv-Materialien, gibt dagegen die Zahl der aktiven Partisanen im Januar nur mit 700 Personen an; s. Heinrihs Strods, Brūnais genocīds un sarkanais genocīds Baltijā: Kopīgais un atšķirīgais (Der braune und der rote Genozid in Lettland: Das Gemeinsame und das Unterschiedliche), in: Latvijas Vēsture (1995), Nr. 4, S. 38.

³⁶ Balodis, Vēsture (wie Anm. 17), S. 312 ff.

³⁷ Dazu Armands Paeglis, Pērkonkrusts pār Latviju. 1932–1944 (Donnerkreuz über Lettland. 1932–1944). Rīga 1994, S. 181 ff.

tung tätig, arbeiteten aber insgeheim weiter für die illegale Organisation, die die Untergrund-Zeitung „Brīvā Latvija“ („Freies Lettland“) herausgab. 1944 wurde Celmiņš verhaftet und ins KZ nach Deutschland verbracht.

Die politisch wichtigste und repräsentativste Widerstandsorganisation war der am 13. August 1943 gegründete „Zentralrat Lettlands“.³⁸ Der Zentralrat vereinigte eine Reihe von demokratischen lettischen Politikern und Vertretern der Intelligenz. Sein Vorstand bestand aus sieben Mitgliedern – vier Vertreter der wichtigsten politischen Parteien (Sozialdemokraten, Demokratisches Zentrum, Bauernbund und Lettgallische Christliche Bauernpartei) und drei Mitglieder des letzten demokratisch gewählten Parlaments-Präsidiums (darunter der Parlamentspräsident Pauls Kalniņš und der stellvertretende Parlamentspräsident, der katholische Bischof Jāzeps Rancāns). Der Zentralrat bildete weitere Strukturen, unterhielt Verbindungen zu den estnischen und litauischen Widerstandszentren sowie nach Schweden zum letzten lettischen Botschafter Voldemārs Salnais, der wiederum in Kontakt mit den Westalliierten stand. Mitte 1944 wurde die Führung des Zentralrates Lettlands, darunter sein Vorsitzender, Professor Konstantīns Čakste, von der Gestapo verhaftet. Čakste starb 1945 im KZ Stutthof.

Eine bemerkenswerte Episode des nationalen Widerstands stellt die sogenannte „Bewegung Kurelis“ dar. Im Sommer 1944 wurden während des deutschen Rückzugs aus Ost- und Mittellettland mehrere lettische bewaffnete Einheiten aufgestellt, die zuletzt über 3 000 Mann umfaßten. Sie unterstanden dem Kommando des lettischen Generals Jānis Kurelis, ihr eigentlicher Organisator war aber Kapitän Kristaps Upelnieks. Kurelis und Upelnieks wollten diese faktisch autonomen Einheiten als den Kern der neuen lettischen Armee sehen, zu der bald auch die Einheiten der Lettischen Legion stoßen sollten. Sie nahmen per Funk über Schweden Kontakt zu den Westalliierten auf. Nach anfänglicher Duldung verlangten schließlich die deutschen Stellen, daß sich die Einheiten von General Kurelis dem deutschen Kommando unterstellten. Als diese Forderung nicht erfüllt wurde, begannen deutsche Truppen am 14. November 1944 mit dem Angriff auf diese in Nordkurland stationierten lettischen Einheiten. Der Kampf dauerte mehrere Wochen. Die lettischen Einheiten wurden schließlich zerrieben. Ein Teil ihrer Angehörigen ging zum Partisanenkampf über, etwa 450-500 lettische Soldaten wurden gefangengenommen und in Konzentrationslager nach Deutschland deportiert. Kurelis, Upelnieks und sieben weitere führende Offiziere wurden ebenfalls gefangen-

³⁸ Latviju enciklopēdija (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 1399 ff.

genommen und vor ein deutsches Kriegsgericht gestellt. Über Upelniēks und mehrere andere lettische Offiziere wurde die Todesstrafe verhängt.³⁹

4. Das Jahr 1945 in Lettland: Besatzungswechsel

Im Unterschied zum ersten Besatzungswechsel – von der sowjetischen zur deutschen Besatzung im Sommer 1941 –, als auf dem Territorium Lettlands nur wenig gekämpft wurde, war der zweite Besatzungswechsel – von der deutschen zur sowjetischen Besatzung – vom Juli 1944 bis Mai 1945 von sehr heftigen Kampfhandlungen begleitet, die viele Opfer unter den Soldaten auf beiden Seiten und der Zivilbevölkerung forderten und das Land weitgehend zerstörten. Fast elf Monate – bis zum letzten Tage des Krieges in Europa – verlief die Frontlinie mitten durch Lettland.

4.1 Sowjetischer Vormarsch und „Festung Kurland“

Im Juli 1944 hatten die sowjetischen Streitkräfte die Frontlinie so weit zurückgedrängt, daß sie wieder lettisches Territorium erreichte. In den nächsten Monaten nahm die Rote Armee Ost- und Mittelllettland ein, am 13. Oktober 1944 wurde Riga erobert.

In den von der Sowjetunion zurückeroberten Gebieten Lettlands wurde – ebenfalls völkerrechtswidrig – eine Zwangsmobilisierung durchgeführt. Von Ende 1944 bis Anfang 1945 wurden dort insgesamt 57 500 lettische Staatsbürger in die sowjetischen Streitkräfte mobilisiert.⁴⁰ Ein Teil wurde dem 1944 aufgestellten 130. Lettischen Schützen-Korps zugeteilt, die meisten aber wurden auf verschiedene sowjetische Truppeneinheiten verteilt und an die Front geschickt.

Die deutschen Truppen (einschließlich einer der beiden Divisionen der Lettischen Legion) hielten sich in Westlettland, auf der Halbinsel Kurland. Seit Anfang Oktober gab es keine Landverbindung zu Deutschland mehr. In der eingekesselten „Festung Kurland“ befanden sich etwa 200 000 Soldaten und 500 000 Zivilisten, darunter 300 000 Flüchtlinge aus anderen Teilen Lettlands. Seitdem veränderte sich der Frontverlauf ungeachtet der ständigen Vorstöße sowjetischer Streitkräfte nicht wesentlich.

³⁹ Vgl. Apcerējumi (wie Anm. 16), S. 74f.

⁴⁰ Latvijas padomju enciklopēdija (Lettische Sowjetenzyklopädie). Bd. 5.2, Rīga 1984, S. 230.

In den folgenden Monaten bis zum Ende des Krieges fielen an der kurländischen Front etwa 200 000 sowjetische und 30 000-50 000 deutsche und lettische Soldaten.⁴¹

4.2 Flüchtlingsbewegung und Entstehung der lettischen Exilgemeinschaft

Im Herbst 1944 floh ein Teil der lettischen Bevölkerung vor den vorrückenden sowjetischen Streitkräften nach Deutschland oder – über die Ostsee – nach Schweden. Andere gelangten als Soldaten, Arbeitskräfte oder KZ-Häftlinge nach Deutschland. Gegen Ende des Krieges befanden sich 265 000-285 000 Letten in Deutschland, darunter etwa 175 000-195 000 Flüchtlinge, 50 000 Soldaten, 25 000 für den Arbeitseinsatz zwangsrekrutierte Personen, 15 000 KZ-Häftlinge (knapp 20% aller Angehörigen der lettischen Volksgruppe).⁴² Auch von denjenigen, die zwangsweise nach Deutschland verbracht worden waren, wollten nur sehr wenige zurück in das sowjetisch besetzte Lettland.

Etwa die Hälfte von ihnen erreichte die westlichen Besatzungszonen Deutschlands, einige tausend auch Schweden.⁴³ Die andere Hälfte der Flüchtlinge kam bei der Flucht um oder wurde von den vorrückenden sowjetischen Truppen überrannt. Sie wurden dann von sowjetischen Stellen nach Lettland zurückgebracht oder gleich weiter in sowjetische Straflager geschickt.⁴⁴

Die etwa 130 000-140 000 Letten, die in die westlichen Besatzungszonen Deutschlands gelangten, wurden direkt der alliierten Obhut unterstellt. Sie wurden zumeist in eigenen Flüchtlingslagern untergebracht. Einige der Flüchtlingslager erreichten nach der Zahl der Bewohner die Größe einer lettischen Kleinstadt. Unter den Flüchtlingen befanden sich überdurchschnittlich viele Angehörige der bisherigen Eliten: Politiker, Staatsdiener, Unternehmer, Künstler. Während im sowjetisch besetzten Lettland praktisch jede kulturelle Regung, die nicht in das Schema der stalinistischen Agitprop-Kultur paßte, im Keime erstickt wurde, erlebte die Kultur in den lettischen Flüchtlingslagern in Deutschland eine erstaunliche Blüte. In Hamburg z.B. entstand eine Baltische Universität, in Oldenburg eine

⁴¹ Balodis, *Vēsture* (wie Anm. 17), S. 322 ff.

⁴² Kārlis Kangeris, Die baltischen Völker und die deutschen Pläne für die Räumung des Baltikums 1944, in: *baltisches Jahrbuch* (1988), S. 189.

⁴³ Vgl. Ilgvars Veigners, *Latvieši ārzemēs* (Letten im Ausland). Rīga 1993, S. 15 f.

⁴⁴ Ebenda.

Lettische Oper. In den ersten Nachkriegsjahren wurden in Deutschland zehnmal mehr lettische Bücher herausgegeben als in Lettland.⁴⁵

Die Flüchtlinge glaubten zunächst, daß sie nur für kurze Zeit die Heimat verlassen hätten. Am Kriegsende hofften viele, daß sich die Westalliierten bei den Verhandlungen mit der Sowjetunion über die Ausgestaltung der Nachkriegsordnung in Europa für eine annehmbare Lösung für Lettland einsetzen würden. Beim Ausbruch des Kalten Krieges 1946 hofften viele auf die Zurückdrängung des sowjetischen Herrschaftsbereichs durch die westliche Übermacht.

Als die Hoffnung auf die Rückkehr in ein freies Lettland nach einigen Jahren schwand, wanderten 90% der Flüchtlinge aus – in die USA (70 000), nach Kanada (20 000), Australien (20 000) sowie nach Großbritannien (15 000). In Deutschland blieben etwa 12 000, in Schweden 4 000 Letten.⁴⁶ Sie integrierten sich schnell in die neuen Zufluchtsländer, bildeten aber zugleich eine gut organisierte, grenzüberschreitend vernetzte Exilgemeinschaft. Es entstand eine neue soziokulturelle Gruppe der lettischen Nation, die in den folgenden Jahrzehnten an der modernen westlichen Entwicklung teilnahm. Sie konnte im politischen und kulturellen Bereich Alternativen zu sowjetischen Vorstellungen entwickeln und artikulieren und trotz der fast hermetischen Abriegelung des Landes von der Außenwelt wichtige Impulse auch nach Lettland vermitteln. Während des Prozesses der Wiederherstellung der Unabhängigkeit und Demokratie trugen die Exilletten nicht unwesentlich dazu bei, daß Lettland sich relativ schnell am westlich-demokratischen Staats- und Gesellschaftsmodell orientierte.

4.3 Letzte Versuche der Wiederherstellung lettischer Staatsgewalt

Die lettische Selbstverwaltung unter General Dankers wurde im September 1944 aufgelöst. Im letzten Moment wurden noch zwei Versuche zur Wiederherstellung der lettischen Staatsgewalt unternommen; beide scheiterten.

Anfang Februar 1945 übergab der Generalinspekteur der Lettischen Legion, General Bangerskis, der deutschen Regierung ein Memorandum mit der Forderung, die Unabhängigkeit Lettlands anzuerkennen. Die deutsche Seite hatte daran kein Interesse, stimmte aber als Kompromiß

⁴⁵ Vgl. *Latvju enciklopēdija* (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 1242 ff.

⁴⁶ Vgl. *Latvju enciklopēdija. Papildinājumi* (Lettische Enzyklopädie. Ergänzungsband). Stockholm 1962, S. 77 ff.

der am 20. Februar 1945 in Berlin erfolgten Gründung eines „Nationalkomitees“ unter General Bangerskis zu, welches die Staatsgewalt in Abstimmung mit der deutschen Besatzungsverwaltung im eingeschlossenen Kurland übernehmen sollte. Am 19. März 1945 nahm das Nationalkomitee die Geschäfte in Kurland auf. Doch die deutsche Armeeführung fürchtete, daß das Nationalkomitee Verbindungen mit den Westalliierten aufnehmen würde, und sabotierte seine Tätigkeit.⁴⁷

Schließlich, drei Tage vor dem Kriegsende, am 5. Mai 1945 wurde in Liepāja/Libau eine „provisorische Regierung“ unter Oberst Rūdofs Osis als Ministerpräsident ausgerufen. Sie verlangte, die sich in Kurland befindlichen deutschen Truppen hätten sich ihrem Oberbefehl zu unterwerfen. Auch sie setzte auf die Westalliierten. Doch die Regierung Osis konnte sich ebenfalls keinen Einfluß auf die Geschehnisse sichern. Drei Tage später, am 8. Mai 1945, als die deutschen Truppen in Kurland kapitulierten, löste sie sich auf.⁴⁸

4.4 Kapitulation in Kurland am 8. Mai 1945

Am 7. Mai 1945, als in Berlin die Waffen schon schwiegen, wurde in Lettland, an der kurländischen Front, weiterhin heftig gekämpft. Verzweifelt versuchten viele Flüchtlinge, mit den letzten Schiffen und Booten nach Schweden oder Deutschland zu gelangen.⁴⁹

Erst am letzten Kriegstag, am 8. Mai, kapitulierten die deutschen Truppen in Kurland. Sie gingen in die Gefangenschaft – mit ihnen auch etwa 14000 lettische Soldaten.⁵⁰ Doch sie wurden ausgesondert und nicht als Kriegsgefangene, sondern als „Verräter“ behandelt: Sie wurden in der Regel nach Rußland in Straflager deportiert, aus denen nur sehr wenige lebend zurückkehrten.

Die sowjetischen Truppen wurden in Lettland nicht wie die vorrückenden Truppen der Alliierten im Westen Europas als Befreier begrüßt. Angesichts der Erfahrungen mit der sowjetischen Besatzungsmacht drei Jahre zuvor wurden sie von der Zivilbevölkerung mit Angst betrachtet, und sie benahmen sich auch so, als seien sie im Feindesland und nicht in der „befreiten Heimat“.

⁴⁷ Balodis, Vēsture (wie Anm. 17), S. 325 ff.

⁴⁸ Ebenda, S. 328.

⁴⁹ Dazu Pāri jūrai. 130 liecinieku atmiņas (Über das Meer. Erinnerungen von 130 Zeitzeugen), hrsg. v. Valentine Lasmāne. Stockholm 1990.

⁵⁰ Balodis, Vēsture (wie Anm. 17), S. 328 f.

Ein Einsatz von lettischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg fand nicht nur in Lettland, sondern auch in Deutschland statt. Eine zweite Division der Lettischen Legion in den deutschen Streitkräften hatte bereits im Herbst 1944 zusammen mit einem Teil der deutschen Truppen Lettland verlassen und nahm an den Rückzugskämpfen in Ostpreußen und Pommern teil. An den Kämpfen in Deutschland beteiligten sich mindestens 49 000 lettische Soldaten.⁵¹ Ende April 1945 verließen die lettischen Truppen eigenmächtig die Kampfhandlungen, schlugen sich bis zu den vorrückenden englischen und amerikanischen Truppen durch und kapitulierten. Insgesamt ergaben sich etwa 25 000 lettische Soldaten den englischen und amerikanischen Truppen und gingen in die alliierte Kriegsgefangenschaft.⁵² Für sie wurden spezielle Lager errichtet, das größte davon Zeedelghem in Belgien. Sie wurden dann nach und nach bis 1947 entlassen.

4.5 Aufbau der sowjetischen Besatzungsverwaltung

Im Gefolge der sowjetischen Streitkräfte kehrte Ende Oktober 1944 die international nicht anerkannte Regierung der Lettischen SSR unter Vilis Lācis nach Riga zurück. Während der deutschen Besatzung war sie in die Sowjetunion evakuiert worden. In dem totalitären sowjetischen Regierungssystem besaß sie – genauso wie die Regierungen der übrigen 14 Unionsrepubliken der UdSSR – keinen eigenen politischen Gestaltungsspielraum. Sie ist deshalb faktisch als ein reines ausführendes sowjetisches Verwaltungsorgan in Lettland anzusehen.

In den von den sowjetischen Truppen besetzten Gebieten Lettlands – nach der Kapitulation der „Festung Kurland“ am 8. Mai 1945 also auf dem gesamten lettischen Territorium – wurden bald die sowjetischen Behörden wieder errichtet.⁵³

Bereits zu Beginn der sowjetischen Offensive in Lettland, am 22. August 1944, hatte der Oberste Sowjet der Lettischen Sowjetrepublik einen Teil des lettischen Staatsgebiets, die Stadt Abrene und die umliegenden Gemeinden (in dem freilich die Angehörigen der russischen Volksgruppe

⁵¹ Dazu Kārlis Kangeris, *Pārskaits par latviešu karavīru gūstu rietumos* (Übersicht über die Gefangenschaft lettischer Soldaten im Westen), in: *Latvijas vēsture* (1993), Nr. 1, S. 35.

⁵² Ebenda.

⁵³ Vgl. dazu *Postroenie socializma v sovetskoj Pribaltike. Istoričeskij opyt Kompartij Litvy, Latvii, Ēstonii* (Aufbau des Sozialismus im sowjetischen Baltikum. Die historischen Erfahrungen der Kommunistischen Parteien Litauens, Lettlands und Estlands). Riga 1982, S. 49ff.

die Mehrheit der etwa 50 000 Einwohner bildeten), an die Russische Föderation übergeben.⁵⁴

Zunächst, im Jahre 1945, hatten die sowjetischen Besatzer Schwierigkeiten, Kollaborateure zu finden. Die Zahl der Mitglieder der Kommunistischen Partei betrug Ende 1945 nur 2 800 Personen,⁵⁵ davon nur wenige einheimische Letten. Die meisten Mitglieder der Kommunistischen Partei, auf die sich die sowjetische Herrschaft stützte, waren nach Lettland abgeordnete Russen und Rußland-Letten. Diese Träger der sowjetischen Herrschaft, die die lettische Sprache nicht beherrschten, waren von der Bevölkerung isoliert. Insbesondere auf dem Lande war die sowjetische Ordnung schwer durchzusetzen. Einige Anzeichen sprechen dafür, daß in Moskau erwogen wurde, alle Letten – wie zuvor die Krim-Tataren und andere Völker – nach Sibirien zu deportieren.

4.6 Massenansiedlung von russischsprachigen Sowjetbürgern

Aus sowjetischer Sicht war die Ausdehnung der Grenzen der UdSSR bis zur Ostsee unter Einschluß der baltischen Staaten von großer politischer und militärischer Bedeutung. Die lettische Bevölkerung wurde jedoch von den sowjetischen Machthabern – durchaus zu Recht – als „politisch unzuverlässig“ angesehen.

Deshalb begann die sowjetische Führung zur dauerhaften Sicherung ihrer Herrschaft gleich 1945 mit der Massenansiedlung von Russen und anderen Sowjetbürgern in Lettland. Anstelle der durch Kriegsauswirkungen, Flucht und Repressionen beider Besatzungsmächte stark dezimierten lettischen Bevölkerung wurde bereits zwischen 1945 und 1950 eine halbe Million Sowjetbürger (etwa 25% der Gesamtbevölkerung), zumeist Russen, angesiedelt.⁵⁶ In den folgenden vier Jahrzehnten bis zur Wiedergewinnung der Unabhängigkeit 1990/91 wurden nochmals etwa eine halbe Million Russen und andere Sowjetbürger angesiedelt.

1945 und in den ersten Jahren danach befanden sich unter den Siedlern besonders viele demobilisierte Offiziere der sowjetischen Streitkräfte.⁵⁷

⁵⁴ Dietrich A. Loeber, *The Russian-Latvian Territorial Dispute over Abrene. A Legacy from the Times of Soviet Rule*, in: *Parkers School Journal of East European Law* 2 (1995), Nr. 4-5, S. 540f.; Bonifacijs Daukšts, Arturs Puga, *Abrene*, in: *Contested Territory*, hrsg. v. Tuomas Forsberg, Helsinki 1995, S. 178.

⁵⁵ Balodis, *Vēsture* (wie Anm. 17), S. 336.

⁵⁶ Vgl. Egil Levits, *Die demographische Situation in der UdSSR und in den baltischen Staaten unter besonderer Berücksichtigung von nationalen und sprachsoziologischen Aspekten*, in: *Acta Baltica XXI: 1981* (1982), S. 86.

⁵⁷ Vgl. *Istoriija Latvijskoj SSR* (Geschichte der Lettischen SSR). 2. Aufl., Riga 1971, S. 681.

Sie nahmen wichtige Positionen im sowjetischen Herrschaftsapparat und in der staatlichen Planwirtschaft ein. In ihrem politischen Selbstverständnis sahen sie sich oft als „Befreier“ Lettlands, die das Land dem „kommunistischen Fortschritt“ erschlossen hätten und denen die Letten deshalb „dankbar“ sein müßten. Die ehemaligen sowjetischen Offiziere bildeten die zuverlässigste soziale Gruppe, auf die sich die sowjetische Herrschaft in Lettland stützen konnte.

Durch die sowjetische Ansiedlungspolitik wurde die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung Lettlands nachhaltig verändert: Der Anteil der Angehörigen der lettischen Staatsnation an der Gesamtbevölkerung verringerte sich von 75% im Jahre 1935 auf 52% im Jahre 1989, der Anteil der Angehörigen der russischen Minderheit stieg von 10% im Jahre 1935 auf 34% im Jahre 1989.⁵⁸ Diese Veränderung der nationalen Zusammensetzung bedeutete zugleich auch eine Veränderung des politischen Kräfteverhältnisses zugunsten von Anhängern der sowjetischen Herrschaft.

Die Ansiedlung von Russen und anderen Sowjetbürgern war der wichtigste, aber nicht der einzige Bestandteil der umfassenden Russifizierungspolitik Lettlands, die 1945 begonnen und bis zur Wiedergewinnung der Unabhängigkeit 1990/91 systematisch fortgesetzt wurde. Die Ansiedlungspolitik wurde flankiert von einer Politik der Verdrängung der lettischen Sprache aus dem öffentlichen Leben, einer subtilen Diskriminierung der Letten und anderen Maßnahmen. Auf Dauer sollte die lettische Nation im einheitlichen russischsprachigen Sowjetvolk aufgehen. Insofern wies die sowjetische, seit 1945 in die Praxis umgesetzte Russifizierungspolitik als Mittel zur dauerhaften Einverleibung Lettlands in die Sowjetunion viele Parallelen mit der von Deutschland geplanten, aber während der Besatzung nicht begonnenen Germanisierungspolitik als Mittel zur dauerhaften Einverleibung Lettlands in das Deutsche Reich auf.

4.7 Repressionen

Sofort nach dem Einrücken der sowjetischen Truppen nahm auch der Geheimdienst NKVD seine Tätigkeit in Lettland wieder auf. Im Mai 1945 wurden in Kurland „Filtrations-Lager“ errichtet. Dort wurden alle Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren, derer man habhaft wurde, zusammen-

⁵⁸ Vgl. Ilmārs Mežs, *Latvieši Latvijā. Etnodemogrāfisks apskats (Letten in Lettland. Eine ethno-demographische Übersicht)*. Rīga 1994, S. 15.

getrieben.⁵⁹ Tausende wurden als echte oder vermeintliche „antisowjetische Elemente“ ausgesondert und nach Rußland in Straflager deportiert.

Der Geheimdienst NKVD begann in großer Eile ein engmaschiges Überwachungsnetz aufzubauen. Die Verhaftungen (anfangs auch Erschießungen an Ort und Stelle) richteten sich erstens individuell gegen Personen, die verdächtigt wurden (auch aufgrund von anonymen Denunziationen), gegen die sowjetische Besatzungsmacht Widerstand geleistet zu haben oder ihr auch nur ablehnend gegenüberzustehen sowie mit der deutschen Besatzungsmacht kollaboriert zu haben. Zweitens richteten sich die Verhaftungen kollektiv gegen Personen, die zu politisch oder sozial abgegrenzten Gruppen gehörten, die nach Einschätzung des Geheimdienstes prinzipiell gegen die sowjetische Herrschaft eingestellt waren: vor allem Angehörige der früheren politischen Parteien, ehemalige Verwaltungsbeamte, Schriftsteller und Künstler, selbständige Gewerbetreibende usw. sowie seit 1948/49 auch große und mittlere Bauern.⁶⁰

Bis Ende 1945 wurden Schätzungen zufolge von den sowjetischen Sicherheitskräften etwa 70000 Menschen (4% der Bevölkerung) ermordet oder verhaftet und in sowjetische Lager deportiert.⁶¹

4.8 Partisanenkrieg

Nach dem Besatzungswechsel 1944/45 formierte sich der Widerstand neu. Während der ersten sowjetischen Okkupation und während der deutschen Besatzung hatten sich die illegalen Gruppen und Organisationen ganz überwiegend politisch betätigt. Diesmal stand der bewaffnete Widerstand der Partisanen im Vordergrund. Der Krieg ging in Lettland auf eine andere Art und Weise auch nach dem formellen Ende des Zweiten Weltkrieges weiter. Es bildeten sich zahlreiche kleine Partisanengruppen, die unabhängig voneinander operierten und die Durchsetzung der neuen sowjetischen Herrschaft auf dem Lande erheblich erschwerten. Sie konnten mit weitgehender Unterstützung der Landbevölkerung rechnen. Die für Lettland typische Streusiedlungsweise mit den weit auseinanderliegenden, schwer kontrollierbaren Einzelhöfen begünstigte die Entstehung eines engmaschigen Netzes an Versorgungsbasen. Diese erlaubten den Partisanengruppen ein hohes Maß an Beweglichkeit.

⁵⁹ Balodis, *Vēsture* (wie Anm. 17), S. 335.

⁶⁰ Levits, *Lettland* (wie Anm. 13), S. 145f.

⁶¹ Vgl. Balodis, *Vēsture* (wie Anm. 17), S. 329.

Die Partisanen rekrutierten sich aus allen Bevölkerungsschichten. Für viele war der Anschluß an die Partisanen die einzige Möglichkeit, sich der Verhaftung zu entziehen, weil sie selbst oder ihre Verwandten (wegen der von den sowjetischen Sicherheitsbehörden praktizierten Sippenhaft) zu den sozialen Gruppen gehörten, die zur Deportation bestimmt waren. Nach Archivquellen zählten die sowjetischen Sicherheitsbehörden im Zeitraum von 1944 bis 1956 10750 Partisanen und 2738 aktive Unterstützer, also insgesamt 13488 Teilnehmer am Partisanenkrieg. Davon fielen im Kampf 2420 Partisanen.⁶²

Den Partisanenkrieg konnten die sowjetischen Sicherheitskräfte auch unter Einsatz von über 15000 „Liquidatoren“ des Innenministeriums, die, in ebenfalls kleinen, beweglichen Kommandos eingeteilt, den Partisanen nachspürten, nicht gewinnen.⁶³ Die sowjetische Herrschaft auf dem Lande war deshalb sehr brüchig. Der andauernde Partisanenkrieg war der wichtigste Grund für die schließlich beschlossene Massendeportation der selbständigen Bauern. Allein am 17. März 1949 verfügte die Regierung der Lettischen SSR – in Erfüllung der entsprechenden Anordnung der Regierung der UdSSR vom 29. Januar 1949 – die Verhaftung und Deportation von 43231 Personen (2,5% der Bevölkerung), vor allem Bauern, nach Rußland.⁶⁴ Erst diese Deportationen und die Zwangskollektivierung der übrigen Bauern in Kolchosen, wodurch eine effektive Überwachung möglich wurde, versetzte der lettischen Partisanenbewegung den entscheidenden Schlag. Die letzten Partisanengruppen wurden allerdings erst 1953/54 liquidiert.

III. Die Folgen des Zweiten Weltkrieges für Lettland

Lettlands Verwicklung in den Zweiten Weltkrieg beinhaltet zwei eigenartige politische Paradoxa. Erstens: Es hat in einem außergewöhnlich starken Maß am Zweiten Weltkrieg teilgenommen (bzw. teilnehmen müssen), ohne als Staat im eigentlichen Sinne „dabei gewesen“ zu sein. Das Land wurde von den Kriegshandlungen auf seinem Territorium wirtschaftlich wie demographisch weitgehend zerstört. Dennoch erscheint Lettland zu-

⁶² Strods, *Genocīds* (wie Anm. 35), S. 38.

⁶³ Vgl. Jānis Riekstiņš, *Sociālistiskie pārveidojumi un šķiru cīņa Latvijas laukos pirmajos pēckara gados* (Die sozialistischen Umgestaltungen und der Klassenkampf auf dem Lande in den ersten Nachkriegsjahren), in: *Latvijas likteņgadi* (wie Anm. 15), Bd. 1, Rīga 1987, S. 65 ff., bes. S. 70.

⁶⁴ Jānis Riekstiņš, *Šķiru cīņa laukos: Jauni fakti un atziņas* (Klassenkampf auf dem Lande: Neue Fakten und Erkenntnisse), in: *Latvijas likteņgadi* (wie Anm. 15), Bd. 2, Rīga 1988, S. 100.

mindest offiziell am Ende des Krieges weder auf der Seite der Sieger noch der Verlierer – es war einfach auf der politischen Bühne nicht (mehr) anwesend.

Zweitens: Die Letten waren wohl die einzige Nation, deren Soldaten intensiv auf beiden Seiten am Krieg teilgenommen haben. Der Anteil der Soldaten an der Bevölkerung entspricht dem Anteil in den Hauptkriegsnationen oder lag sogar darüber: Insgesamt 12-13% der lettischen Bevölkerung nahmen als Soldaten am Zweiten Weltkrieg teil, doch auf beide Seiten verteilt: etwa 10% auf der Seite der Verlierer, 2-3% auf der Seite der Sieger.

Das Ergebnis des Zweiten Weltkrieges brachte für Lettland keine Befreiung wie für die von Deutschland zeitweilig besetzten Staaten West- und Nordeuropas, die von den Westalliierten befreit wurden. Bei diesen Staaten wurde sowohl international-rechtlich als auch politisch-gesellschaftlich der *status quo ante* wiederhergestellt.

Lettland dagegen wurde im Ergebnis des Zweiten Weltkrieges als Staat ausgelöscht. Für Lettland und die lettische Nation gab es in der europäischen Nachkriegsordnung keinen Platz mehr; sie wurden in den nächsten Jahrzehnten international als nicht existent betrachtet und behandelt.

Dies unterscheidet Lettland (sowie Litauen und Estland) auch von den anderen Staaten Osteuropas, die im Ergebnis des Zweiten Weltkrieges zwar ebenfalls dem neuen sowjetischen Herrschaftsbereich zugeschlagen, als Staaten jedoch (unter Umständen in teilweise veränderten Grenzen) wiederhergestellt wurden. Die vollständige staatsrechtliche Annexion hatte für Lettland zur Folge, daß die weitere Existenz der Letten als eigenständige Nation vor allem durch die massive Ansiedlung von Russen (die zuletzt bereits ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachten) sowie durch die seit den 70er Jahren unter dem Vorzeichen der Bildung eines (russischsprachigen) „Sowjetvolkes“ betriebenen verstärkten Assimilationspolitik auf Dauer gefährdet war. Während für die Bulgaren, Tschechen oder Ungarn die Existenz als Nation nicht in Frage gestellt wurde, eröffnete die durch den Zweiten Weltkrieg bedingte Nachkriegsordnung für die Letten die Perspektive, zu den „Indianern Europas“ zu werden.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges bedeutete für Lettland auch kein Ende der Repressionen der fremden Besatzungsmächte. In den danach folgenden Jahren bis 1953 wurden infolge der staatlichen Repressionen mehr Menschen Opfer der staatlichen Gewalt als in den Jahren des Zweiten Weltkrieges.

Insgesamt verlor Lettland seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges durch die Repressionen der Besatzungsmächte, Kriegseinwirkungen, Umsiedlung und Flucht etwa 600 000 Menschen, d.h. 30% der Bevölke-

rung.⁶⁵ Damit gehört Lettland zu den Staaten mit den höchsten Bevölkerungsverlusten infolge des Zweiten Weltkrieges. In der Folgezeit bis 1953 verlor Lettland durch Repressionen der sowjetischen Besatzungsmacht nochmals mindestens 100 000 Menschen, d.h. 5% der ursprünglichen Bevölkerung.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges brachte eigentlich auch kein Ende der bewaffneten Auseinandersetzungen in Lettland. Die seit Mitte 1944 andauernde Material- und Menschenschlacht der beiden Großarmeen auf lettischem Boden wurde zwar am 8. Mai 1945 beendet, der Krieg setzte sich jedoch als Kleinkrieg zwischen den nationalen Partisanen und den sowjetischen Sicherheitskräften weiter fort. Erst 1949 – nach den großen Bauerndeportationen – und endgültig 1953/54 war Lettland – gewaltsam – befriedet.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges brachte für Lettland nicht nur keine Befreiung als Staat, sondern auch keine Befreiung als Gesellschaft. Die deutsche Verwaltung behandelte Lettland als ein besetztes Gebiet, das es zu unterwerfen und auszubeuten galt. Deshalb stand für sie die öffentliche Ruhe und die absolute Befolgung der Anordnungen durch die Besatzungsverwaltung im Vordergrund. Dieses Ziel wurde mit äußerster Brutalität verfolgt. Was sich die lettische Gesellschaft dachte, erhoffte, vorstellte, war für die deutsche Besatzungsmacht zweitrangig.

Die sowjetische Besatzungsmacht behandelte Lettland dagegen als eigenes Staatsgebiet, dessen Bevölkerung als eigene Staatsbürger. Insoweit gab es – im Unterschied zur deutschen Besatzungsmacht – keine auffällige (dafür aber eine subtile) Diskriminierung der lettischen Bevölkerung. Das Ziel der öffentlichen Ruhe und Befolgung aller Anordnungen wurde freilich mit gleicher Brutalität durchgesetzt wie unter der deutschen Besatzungsmacht.

Doch im Unterschied zur deutschen Besatzung wollte die sowjetische Besatzung eine innere Zustimmung der lettischen Bevölkerung zu ihrer Herrschaft und zu ihrer Ideologie erzwingen. Sie fühlte sich nicht nur von äußerer Ablehnung, sondern bereits von unabhängigen Ansichten und gar Gedanken bedroht, denn diese konnten als Beweis für die Widerlegung der „Richtigkeit“ der sowjetkommunistischen Ideologie gedeutet werden – der Legitimierung für ihre Herrschaft.

Deshalb verfolgten die sowjetischen Machthaber eine Doppelstrategie: Einerseits wurden Teile der Bevölkerung physisch verfolgt oder vernichtet. Andererseits wurden die übrigen in eine absolute, fast alle Lebensbereiche umfassende Abhängigkeit zum Staat gebracht und in dieser Lage

⁶⁵ Vgl. Balodis, *Vēsture* (wie Anm. 17), S. 329.

einer zielgerichteten Erziehung unterworfen mit dem Ziel, das „richtige Bewußtsein“ zu erzeugen.

Das Ziel der Schaffung „des richtigen Bewußtseins“ im sowjetkommunistischen Sinne wurde für die große Mehrheit der Letten im Ergebnis verfehlt. Dennoch haben die 1945 erfolgte totale Abriegelung und anschließende jahrzehntelange Isolierung Lettlands vom übrigen Europa, die erst in den 70er Jahren etwas gelockert wurde, kombiniert mit der gleichzeitigen allgegenwärtigen propagandistischen „Berieselung“, tiefe Spuren in den Denkmustern der Gesellschaft hinterlassen. Sie müssen heute, nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit, erst beseitigt werden, um einen Anschluß an das moderne Europa zu schaffen. Mit den Spätfolgen der dauerhaften Isolierung wird die lettische Gesellschaft noch lange kämpfen müssen.

Anlässlich der Würdigung des Endes des Zweiten Weltkrieges vor 50 Jahren wurde oft die unhistorische Frage gestellt, ob dieses Ereignis – abgesehen von der unmittelbaren Beendigung der Kriegshandlungen an der Front – für Lettland im Ergebnis doch als eine positive Wendung anzusehen ist.

Diese Frage kann nur spekulativ vor dem Hintergrund der deutschen Pläne beantwortet werden. Nach dem „Generalplan Ost“ sollte Lettland Teil des Deutschen Reiches werden, der „rassisch wertvolle“ Teil der Letten germanisiert, die übrigen nach Osten ausgesiedelt werden.⁶⁶ Hätte Deutschland den Krieg gewonnen und diese Pläne realisiert, so gäbe es 50 Jahre danach wahrscheinlich kein Lettland mehr. So gesehen, könnte das Ende des Zweiten Weltkrieges in seinen speziellen Auswirkungen für Lettland als eine positive geschichtliche Wendung gesehen werden.

Oft wurde aber auch die ebenfalls unhistorische Frage gestellt, in welcher Lage Lettland heute wäre, wenn es, genauso wie die von den Westalliierten befreiten Staaten Westeuropas, 1945 als Staat wiederhergestellt worden wäre. Darauf haben 1945 viele Letten gehofft. Eine ernsthafte Antwort erübrigt sich, doch die Frage macht deutlich, daß die Nachkriegsordnung aus lettischer Sicht sinnlos und ungerecht war.

Beim Rückblick auf das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 50 Jahren fallen aber auch einige Probleme auf, die einer Aufhellung und vor allem einer gesellschaftlichen Aufarbeitung von der Warte einer demokratisch-rechtsstaatlichen Position bedürfen.

Ein solches Problem ist das Verhältnis der Gesellschaft zur Kollaboration in den vorausgegangenen Jahrzehnten. Es stellt sich die Frage nach der politischen, rechtlichen und vor allem ethischen Zurechenbarkeit der

⁶⁶ Vgl. Apcerējumi (wie Anm. 16), S. 55f.

eigenen Handlungen in einer Gesellschaft, welche die persönliche Willensfreiheit zumindest im öffentlichen Bereich praktisch ausschließt.

Ein weiteres solches Problem ist die „Neukonstruierung der Vergangenheit“ aus heutiger Sicht. Bekanntlich schreibt jede Generation die Geschichte neu. Die heutige lettische Gesellschaft hat aber kein einigermaßen konsistentes Geschichtsbild – insbesondere ein Geschichtsbild des Zweiten Weltkrieges und seiner bis 1990/91 andauernden sowjetischen Folgeperiode –, das für die jüngste lettische Geschichte plausible Erklärungsansätze liefern würde.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges hat für Lettland – anders als für die meisten Nationen der Welt – keine Befreiung bedeutet. Lettland gehört weder zu den Siegern noch zu den Verlierern des Zweiten Weltkrieges, sondern könnte eher als Opfer des Krieges und Gefangener der daraus entstandenen Nachkriegsordnung gesehen werden. Das daraus resultierende gesellschaftliche Trauma muß noch aufgearbeitet werden. Das ist aber erst seit einigen Jahren möglich. Aus heutiger Sicht ist daher die Erklärung und das Verstehen der Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und seiner unmittelbaren Folgeperiode, die in Lettland bis 1990/91 dauerte, als eine wichtige Aufgabe anzusehen – nicht nur unter wissenschaftlichem, sondern vor allem unter gesellschaftspolitischem Aspekt.

Litauen: Lehren des Jahres 1945 und der Nachkriegszeit auf dem Weg in das sich vereinigende Europa

von Justas Paleckis

1995 wurde der 50. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges begangen, eines Ereignisses, das die Welt mehr als jede andere in der Geschichte bekannte Katastrophe erschüttert hat. In Europa, wo der Krieg entfacht worden war und den Kontinent am schlimmsten verwüstet hatte, erinnerten sich die einzelnen Länder mit unterschiedlichen Gefühlen dieses Datums. Für den westlichen Teil des alten Kontinents bedeutete das Jahr 1945 eine neue, hoffnungsvolle Etappe im Vergleich mit der Vorkriegs- oder gar der Kriegszeit. Dementsprechend wurde der Jahrestag begangen.

In den Staaten Ost- und Mitteleuropas jedoch gab es widersprüchliche Einstellungen und Gefühle. Nach 1945 warteten auf sie neue grundstürzende Katastrophen; man kann sagen, daß sich der Krieg – und mit ihm seine äußere Erscheinungsform – in dieser Region fortsetzte. So mancher Beobachter der Entwicklung vertritt sogar die Meinung, daß dieser Krieg erst mit dem Fall des „Eisernen Vorhangs“, also am Anfang des letzten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts, zu Ende gegangen ist. Zumindest die durch den Krieg geschaffene Spannung nahm nur langsam ab.

Festzuhalten bleibt sicherlich: Auch nach 1945 verschwand in Ost- und Mitteleuropa die Logik des Krieges und des Zusammenstoßes nicht: Es begann die von außen aufgezwungene Konfrontation im Innern der Länder, die besonders scharf im ersten Nachkriegsjahrzehnt ausgeprägt war, wenn sie auch von Land zu Land variierte. Danach herrschte für einige Jahrzehnte die „Pax Sovietica“.

Ebenso wie die übrigen Staaten dieser Region geriet Litauen in den Wirbel der Ereignisse. Im Gegensatz zu den anderen Ländern Ost- und Mitteleuropas verlor es zusammen mit den beiden anderen baltischen Staaten nicht nur seine faktische, sondern auch seine formelle Souveränität, als es in die Sowjetunion inkorporiert wurde. Lettland, Estland und Litauen waren die einzigen Länder Europas und der ganzen Welt, die nach dem Krieg ihre Staatlichkeit verloren (paradox, aber gerade zu dieser Zeit begann auf verschiedenen Kontinenten ein umfangreicher Dekolonisierungsprozeß). Sicherlich ist richtig, daß faktisch die Existenz der baltischen Staaten schon 1940 ihr Ende fand, aber 1945 schufen die „Großen Drei“ in Jalta den für die baltischen Staaten ungünstigen Status quo.

Was bedeutet für Litauen heute – nach einem halben Jahrhundert – das Jahr 1945? Im folgenden soll versucht werden, Umstände und Folgen des Zweiten Weltkrieges für Litauen aufzuzeigen.

Verluste Litauens

Formell hat Litauen 1945 nichts verloren, was ihm nicht schon zuvor genommen worden war. Als entscheidendes Datum ist zunächst der Juni 1940 anzusehen, als die Sowjetunion die drei baltischen Staaten besetzte. Die Tatsache, daß Litauen als Staat kein Teilnehmer des Zweiten Weltkrieges war, bestimmt in vielem auch die Einstellung zum 8. Mai 1945. Der Politologe und Literaturwissenschaftler Tomas Venclova (ein ehemaliger Dissident, heute Professor an der Yale-Universität in den USA) bemerkt dazu: „In der litauischen Gesellschaft und in vielen Parteien ist die Einstellung zum Kriegsende populär, daß der 8. und 9. Mai für Litauen keinen Sieg, sondern nur eine neue Okkupation bedeuten. Das ist nicht völlig richtig, weil die erneute Okkupation nicht im Mai 1945, sondern 1944 stattfand. An diesem Datum muß man auch den 50. Jahrestag begehen.“¹

Nicht vergessen werden darf zudem, daß sich sowohl Deutschland als auch die Sowjetunion bemühten, die Einwohner Litauens gewaltsam in ihre Armee aufzunehmen. In der Roten Armee dienten mehr als 100 000 junge litauische Männer.² Bemerkenswerterweise war Litauen eines der wenigen besetzten Länder, in denen es den Deutschen nicht gelang, nationale SS-Einheiten aufzustellen. Nur 286 Freiwillige meldeten sich zur litauischen SS-Legion.³

1945 wurde auf den Konferenzen von Jalta und Potsdam die im Jahre 1940 entstandene Lage anerkannt. Also hat 1945 nicht der litauische Staat – ihn gab es zu diesem Zeitpunkt nicht mehr – eine Niederlage erlitten, sondern der Teil der litauischen Nation, der die Idee der eigenen Staatlichkeit vertrat. Das Kriegsende sah die litauische Nation an einem Scheideweg: Ein Teil (etwa 60 000) zog sich nach Westen zurück, um der zweiten sowjetischen Okkupation zu entgehen.⁴ Ein zweiter Teil wählte den Weg

¹ Tomas Venclova, *Kad bent vienas išliktų ...* (Damit wenigstens einer überlebt ...). Vilnius 1995, S. 17f.

² Vgl. A. Jakubčionis, *Lietuva ir Antrojo pasaulinio karo pabaiga: vilčių praradimo metas* (Litauen und das Ende des Zweiten Weltkrieges: Zeit der verlorenen Hoffnungen), in: *Lietuvos Rytas* vom 11. Mai 1995.

³ Vgl. Algirdas Brazauskas, *Pranešimas minėjime skirtame Antrojo pasaulinio karo pabaigos 50-osios metų minėjimui* (Bericht auf der Veranstaltung zum 50. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges), in: *Diena* vom 9. Mai 1995.

⁴ Ebenda.

des Widerstandes. Schon im Frühjahr 1945 betrug die Zahl der Waldbrüder ca. 30000.⁵ Eine dritte Gruppe nahm die neue sowjetische Ordnung an und arbeitete an ihrer Stärkung. Die Mehrheit jedoch erwartete einfach mehr Klarheit und verband dies mit einer hoffentlich deutlich spürbaren Stabilisierung der Lebensumstände.

Doch die in der sowjetischen Föderation vorgesehene Autonomie erwies sich im Stalinismus des Jahres 1945 als noch größere Illusion als in den Jahren 1940 und 1941. Die Hoffnung, die im Kriege verlorene Unabhängigkeit wiederzuerlangen, blieb jedoch am Leben, zumal sie durch die Atlantik-Charta angespornt wurde. So verbreitete sich in den ersten Nachkriegsjahren eine starke Widerstandsbewegung, die, stets unterdrückt und geschwächt, bis in die Jahre 1952/53 anhielt.

Die größten Verluste erlitt Litauen an Menschen. Während des Krieges wurden zwischen 500000 und 700000 Menschen in Litauen getötet und ermordet (allein die Vernichtung der jüdischen Gemeinden kostete 200000 Menschenleben). Nach Berechnungen einiger Historiker verzeichnete Litauen nach Weißrußland in den Kriegs- und Nachkriegsjahren die größten demographischen Verluste (bezogen auf je 1000 Einwohner). Die Einwohnerzahl der Vorkriegszeit wurde erst 20 Jahre nach Kriegsende wieder erreicht.

Auch nach Kriegsende waren die Verluste groß. Nach der Öffnung der NKVD-Archive wurde erstmals offensichtlich, daß die Zahl der 1940/41 und 1944–1952 Deportierten nicht den früheren Vermutungen entspricht. Die konservative Zeitung „Lietuvos Aidas“ spricht bei einem Interview mit dem Historiker A. Anušauskas von 131600 Personen (meistens Bauern und akademische Berufe).⁶ Allerdings schränkt der Historiker ein, daß der größte Teil der Opfer der Nachkriegszeit seiner Meinung nach nicht deportiert, sondern in Litauen selbst gefangengehalten wurde. Tausende litauische Bürger starben bei den Kämpfen der Widerstandsbewegung in den Nachkriegsjahren. Dieser blutige Bruderkampf wurde von der einen Seite durch die Ideologie des Klassenkampfes, von der anderen durch völlig unbegründete Gerüchte über bald eintreffende militärische Unterstützung des Westens weiter geschürt.

Hinzu kam die wirtschaftliche Verwüstung des durch den Krieg ruinierten Landes. In den Jahren 1940/41 war es noch nicht gelungen, das Wirtschaftssystem des Landes grundlegend zu verändern. Deshalb wurde nach dem Kriege der Prozeß der Nationalisierung und der Expropri-

⁵ Ebenda.

⁶ Kalejimas – neatskiriamas lietuvių palydovas (Das Gefängnis – ein untrennbarer Begleiter Litauens), in: *Lietuvos Aidas* vom 7. Dezember 1995.

ierung wieder aufgenommen, die Zwangskollektivierung durchgeführt und damit die traditionelle ökonomische Substanz endgültig zerstört. Das System des „Kasernensozialismus“ mit seinen autoritären Methoden hielt Einzug in das Leben der Bevölkerung.

Zeitgleich vollzog sich ein Prozeß, den man als „kulturelle Ausblutung“ bezeichnen kann. Ein wesentlicher Teil der kulturellen Elite emigrierte entweder nach Westen oder wurde nach Sibirien deportiert. Die daheimgebliebenen Intellektuellen, die die litauische Kultur gepflegt hatten, erlebten den Druck des Stalinregimes. Die durch den „Eisernen Vorhang“ isolierte litauische Kultur verlor den Anschluß an den Rest der Welt. Die in der Zwischenkriegszeit aufgebauten Verbindungen zur modernen europäischen Kultur wurden als bürgerlich gebrandmarkt und ihre Vertreter verfolgt.

Nach dem Tode Stalins, in der sog. Tauwetterperiode, gelang es, die ökonomischen und kulturellen Verluste auszugleichen. Allmählich stellten sich im Rahmen des Systems mögliche Erfolge ein. Diese erscheinen allerdings mehr als bescheiden, wenn man sie mit der freien Entfaltung von Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft in Westeuropa vergleicht, wenn man sie vor dem Hintergrund der beispiellosen freiwilligen Integration in die Europäische Union betrachtet.

Was hat Litauen 1945 gewonnen?

Der wesentliche Gewinn war die im Jahre 1945 festgeschriebene Ausdehnung des Territoriums Litauens (nicht des Staates!). Sie war – und das ist wichtig festzuhalten – rechtmäßig, denn es wurden Gebiete aufgenommen, die historisch zu Litauen gehörten. Dabei handelt es sich um Vilnius, die historische Hauptstadt Litauens, und das umliegende Gebiet (die Eingliederung fand bereits 1939 statt) sowie um den einzigen und eisfreien Hafen Klaipėda (Memel) und die angrenzende Region. Zum ersten Mal seit dem 13. Jahrhundert bildeten Vilnius, Kaunas und Klaipėda, geopolitisch bedeutende und lebenswichtige Städte Litauens, eine territoriale Einheit.

So entstand 1945 das heutige Territorium Litauens, das international anerkannt wurde, als Litauen die Schlußakte von Helsinki und die UNO-Dokumente unterschrieb. Die Grenzen wurden sowohl von den Nachbarn Litauens als auch von den Staaten anerkannt, die mit dem wiederhergestellten litauischen Staat diplomatische Beziehungen anknüpften. Anzumerken ist dabei, daß Lettland und Estland in den grundstürzenden Katastrophen des Zweiten Weltkrieges einen Teil ihres Territoriums verloren, der Rußland zugeschlagen wurde.

Bemerkenswert bleibt ein weiterer Aspekt, der Litauen in den Nachkriegsjahren von den beiden anderen baltischen Staaten unterschied: Zwischen 1945 und 1989/90 konnte Litauen allen Versuchen der Russifizierung recht erfolgreich widerstehen. Für eine kleine Nation, die von großen Nachbarn umringt ist, droht stets in der Geschichte der Verlust der nationalen Identität oder gar ein völliges Verschwinden, wie es beispielsweise mit den den Litauern verwandten Preußen geschehen ist. Darum ist es als Paradoxon oder doch zumindest als außerordentliche Erscheinung anzusehen, daß – ungeachtet aller kriegsbedingten Verluste – die Zahl der Litauer bis 1990 im Vergleich zu anderen Nationen zugenommen hat. Vor dem Krieg betrug die Zahl der Litauer auf dem heutigen Territorium des Staates etwa 69% aller Einwohner, 1990 jedoch ca. 80%, d.h. 11% mehr. In Lettland und Estland dagegen ging die Zahl der einheimischen Bewohner im selben Zeitraum zurück, nämlich von 79% auf 53% bzw. von 88% auf 64%.

Noch deutlicher zeigt sich diese Entwicklung in den Hauptstädten. Während in Riga vor dem Krieg die Letten eine klare Mehrheit bildeten, ging ihre Zahl in den Nachkriegsjahren auf 30% zurück. In Vilnius dagegen wuchs die Zahl litauischer Einwohner von wenigen Prozentpunkten auf über 50%. Das ist wieder ein Paradoxon: Eben während der sowjetischen Okkupation wurde die litauische Hauptstadt so litauisch, wie sie es noch nie gewesen war.

Worin liegen die Ursachen für diese so unterschiedliche Entwicklung in den drei baltischen Republiken? Eine Begründung hebt die im Vergleich zu Lettland und Estland weitaus stärkere Widerstandsbewegung in Litauen unmittelbar nach 1945 hervor. Deswegen hätten die Übersiedler aus Rußland und den anderen Sowjetrepubliken einen Zuzug gescheut. Doch ist diese These wenig glaubwürdig, denn der Widerstand konzentrierte sich auf die dörflichen Bereiche, während sich die Neusiedler in Städten und Kleinstädten niederließen. Außerdem kamen die meisten Neueinwohner aus Rußland erst am Ende der 50er Jahre und später an – zu einer Zeit also, als der litauische Widerstand schon unterdrückt worden war.

Mehr Substanz liegt in der Vermutung, daß in Estland (Anfang der 50er Jahre) und in Lettland (Ende der 50er Jahre) die Führungselite der jeweiligen Sowjetrepublik, die aus Einheimischen bestand, beseitigt und durch „Importe“ aus Rußland ersetzt wurde. Ein Teil von ihnen war zwar lettischer und estnischer Herkunft, sprach aber die Muttersprache nicht mehr. In Litauen gelang es Moskau nicht, einen derartigen Elitenwechsel durchzuführen. Deswegen nutzte die Führung der litauischen Sowjetrepublik die Tauwetter-Periode unter Chruščëv aus und schuf günstige Bedingungen für die wirtschaftliche, kulturelle und wissenschaftliche Entwicklung

der Republik. Besonders bemerkenswert ist das Programm der „Regionalzentralen“, das in Litauen ausgearbeitet und nur dort in die Praxis umgesetzt wurde. Es schuf die Voraussetzungen, daß in verschiedenen Regionen Litauens neun bis zehn neue Städte durch einheimische Arbeitskraft aufgebaut wurden. Dadurch wuchs nicht eine einzige Stadt zu einer Art von Hypermetropole, die dann unausweichlich Menschen aus den anderen Sowjetrepubliken angezogen hätte. Im Gegensatz zu den beiden anderen baltischen Republiken wurde das Litauische auch nicht durch das Russische verdrängt. Die litauische Sprache wurde nicht nur an den Hochschulen, in der Akademie der Wissenschaften, in den Ministerien und Regierungsstellen, sondern auch zu Teilen innerhalb der KP Litauens benutzt.

In der KP selbst fanden von 1945 bis 1990 bemerkenswerte Veränderungen statt. In den ersten Nachkriegsjahren gab es in der kleinen litauischen KP nur 17-20% Litauer. Die Partei war neben den Repressionsorganen die Hauptstütze des stalinistischen totalitären Regimes. Nachdem 1956 die Entstalinisierung begonnen hatte, traten vermehrt Intellektuelle aus Wissenschaft, Technik und Kultur der Partei bei. Viele von ihnen hofften – nicht ohne Grund –, daß sie als Parteimitglieder besser der Russifizierung widerstehen und damit mehr für das Wohl Litauens leisten könnten.

Natürlich spielten auch andere Faktoren dabei eine Rolle, daß Litauen litauisch blieb. Neben der aktiven und dabei ‘flexiblen’ Tätigkeit der Intelligenz ist vor allem die beständige Anstrengung der katholischen Kirche zu erwähnen, dem totalitären bzw. nach 1956 autoritären Regime zu widerstehen.

1989 waren 70% der Mitglieder der KP Litauer (wieder ein offensichtlicher Gegensatz zur Situation in Estland und Lettland). Im selben Jahr erklärte die KPL ihre Trennung von der KPdSU und ihre Selbständigkeit. Das war ein schwerer Schlag für die bis dahin monolithische Partei der Sowjetunion. Die selbständige KPL verstand sich als sozialdemokratische Partei und änderte ihren Namen in Demokratische Arbeitspartei. 1992 gewann diese postkommunistische Partei die Parlamentswahlen und übernahm die Regierungsgewalt. Dieser Vorgang, der erste in Ost- und Mitteleuropa, sollte sich später in Ungarn, Polen, Bulgarien und anderen Ländern wiederholen. Wiederum ist bemerkenswert, daß die Lage der verwandten postkommunistischen Parteien in Estland und Lettland eine grundsätzlich andere ist; sie gelangten bisher in kein frei gewähltes Parlament.

Die in aller Kürze soeben geschilderten Besonderheiten Litauens beeinflussen natürlich auch die Einschätzungen zum 50. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges.

Die Diskussion über den 50. Jahrestag

Der Seimas der Litauischen Republik verabschiedete am 4. Mai 1995 eine Erklärung „Zum 50. Jahrestag des Sieges der Antihitlerkoalition gegen den Faschismus“. Darin heißt es: „Den Zweiten Weltkrieg haben die zwei totalitären Regime Europas geboren: das Hitlerregime in Deutschland und das Stalinregime in der UdSSR. Beide teilten die Welt in ihre Einflußzonen auf und planten heimlich, einander zu vernichten. Der Geist des Münchener Gesprächs hinderte diese beiden Regime nicht an ihrer Erstarkung und der Vernichtung schwächerer Völker, bis der Zweite Weltkrieg zum großen Brand wurde, der auch die demokratischen Länder Westeuropas erfaßte. Die in den tragischen Kriegsjahren geborene Antihitlerkoalition besiegte zwar Nazideutschland, sie erlaubte es der stalinistischen UdSSR aber, die besetzten baltischen Staaten zu behalten und das weitere Schicksal der Länder Mitteleuropas zu bestimmen (...) Am Kampf der Völker der Welt gegen den Faschismus nahmen über 100 000 Einwohner Litauens teil (...) Unter der Erde Litauens liegen Söhne und Töchter verschiedener Nationen in ewiger Ruhe, die zu Opfern des Zweiten Weltkrieges wurden. Darum ruft der Seimas der Litauischen Republik die Bürger Litauens auf, unserer Landsleute, den Kämpfern gegen den Faschismus und allen Kriegsoptionen zu gedenken und den Gefallenen alle Ehren zu erweisen.“⁷ So wurde Anfang Mai zum ersten Mal den Gräbern aller Kriegsoptionen die Ehre erwiesen: der Litauer, der Juden, der sowjetischen und deutschen Soldaten.

Eine heftige Diskussion in der Presse und der Gesellschaft lösten die Einladungen an den Präsidenten nach London und Moskau anlässlich des 50. Jahrestages aus. Unter den Staatsoberhäuptern der drei baltischen Staaten herrschte Einigkeit, ihre Position zu den Einladungen untereinander abzustimmen. Zu weiteren Verwirrungen trug bei, daß das Präsidialamt Estlands diese Absprache verfrüht als von litauischer Seite gebrochen bezeichnete, als in einem Bericht der größten Tageszeitung Litauens, „Lietuvos rytas“, vom 1. April behauptet wurde, Präsident Brazauskas habe seinem lettischen Amtskollegen telefonisch mitgeteilt, er habe beschlossen, an den Feierlichkeiten in Moskau teilzunehmen.

Algirdas Brazauskas beendete die Unklarheiten, als er Anfang Mai offiziell erklärte, daß er nicht zu den Feierlichkeiten nach Moskau reisen werde, da eine Teilnahme „für uns als Nation und Staat nicht sinnvoll ist“. In der Erklärung wird darauf hingewiesen, daß die Gesellschaft Litauens in der Frage des Gedenkens an den 8. und 9. Mai nicht einig sei. „Ich, als

⁷ Bulletin der Litauischen Nachrichtenagentur ELTA vom 4. Mai 1995.

Präsident, muß bei meiner Entscheidung versuchen, die unterschiedlichen Haltungen anzuerkennen, damit meine Entscheidung die Gesellschaft einigt und nicht spaltet.“⁸ Die Präsidenten der baltischen Staaten nahmen schließlich an den Gedenkfeierlichkeiten am 7. Mai in London teil und begingen den anschließenden Tag in ihren Staaten.

Eine heftige emotionale Auseinandersetzung gab es auch über diese Entscheidung. Ein Kommentator der größten litauischen Tageszeitung fragte rhetorisch, ob es denn überhaupt einen Grund zum Feiern gebe. Seiner Meinung nach stellte die Rote Armee ebenso eine Besatzungsarmee dar wie die deutsche Wehrmacht. Die USA und England hätten in Jalta und Potsdam Litauen und die anderen Nationen Ost- und Mitteleuropas an Stalin „als Kriegsbeute (...) abgegeben“ und damit wie Verräter gehandelt.⁹

Diese Meinung war in den Medien vorherrschend, abweichende Stellungnahmen wurden nur selten geäußert. Doch in derselben Zeitung erhob sich auch Kritik am Beschluß des Präsidenten, nicht nach Moskau zu fahren, wobei sarkastisch bemerkt wurde, daß dank des Krieges „der Prozeß der Dekolonialisierung beschleunigt wurde, daß nach den grausamen Massakern eine Zeit der Reue, eines Überprüfens der Beziehungen zwischen den Staaten und eine neue Wertschätzung der Demokratie begann. Aber dies scheint für uns nicht interessant und wichtig zu sein.“¹⁰

Noch deutlicher erklang eine Stimme aus den USA. Der bereits erwähnte Tomas Venclova erklärte: „Der 8. und 9. Mai, als der Nazismus vernichtet wurde, ist ein Fest für ganz Europa, auch für das deutsche Volk (obwohl ein Teil Deutschlands danach – wie auch wir – 50 Jahre lang von Kommunisten regiert wurde). Als einer der beiden totalitären Drachen vernichtet wurde, war das auch für uns Litauer kaum ein Unglück. Es ist nichts Schlimmes daran, wenn die Litauer diesen Sieg wenigstens teilweise für ihren eigenen halten werden. Eine große Zahl Litauer, auch echte Patrioten, haben doch gegen die Nazis gekämpft. Und da handelten sie richtig. Daß der Sieg gegen den Totalitarismus nur ein halber war, ist etwas völlig anderes. Indem wir die Feierlichkeiten des Sieges gegen Hitler ablehnen, provozieren wir zugleich Beschuldigungen, daß wir seine Anhänger seien. Ich bin nicht der Meinung, daß Litauen so etwas braucht.“¹¹

⁸ Erklärung des Präsidenten der Republik Litauen, in: *Atgimimas* vom 5. Mai 1995.

⁹ R. Valatka: *Kada švesime sovietų valdžios „atkurimą“* (Wann werden wir die „Wiederherstellung“ der Sowjetmacht feiern)?, in: *Lietuvos Rytas* vom 6. April 1995.

¹⁰ J. Kulmedys, *Antrojo pasaulinio saskaitos ir neišmuktos pamokos* (Rechnungen des Zweiten Weltkrieges und nicht gezogene Lehren), in: *Lietuvos Rytas* vom 25. April 1995.

¹¹ Venclova, *Kad bent vienas išliktų* (wie Anm. 1), S. 17f.

Der 50. Jahrestag und die damit zusammenhängende Diskussion beförderten für eine gewisse Zeit eine neue Einstellung zur Geschichte und insbesondere für Litauen bedenkliche Vorgänge in jener Zeit. Allerdings sollte auch verständlich sein, daß nach 50 Jahren Unterdrückung und Erniedrigung der nationalen Identität die Historiker noch nicht in der Lage sind, alle Fragen in der gebührenden Tiefe zu beantworten. Meistens standen die Elemente im Vordergrund, die in der Zeit der Sowjetmacht verschwiegen wurden: Verluste, Opfer und Schmerz. Allmählich wurden in der Historiographie und der Presse wieder Schwarz-Weiß-Darstellungen dominierend, so daß Nuancen und Schattierungen keine oder nur wenig Beachtung fanden.

Diese Tendenz, vereinfacht und einseitig die Geschichte zu interpretieren, kritisierte Saulius Sužiedelis, ein bekannter, in den USA lebender Historiker, scharf. Seiner Meinung nach sei Geschichte in Litauen weiterhin politisiert und werde als Waffe und Kampfmittel mißbraucht. Bei einem solchen Geschichtsverständnis würden Tatsachen und Gegebenheiten mißachtet. Diese Geschichte gründe nicht auf Dokumenten, sondern auf dem Gedächtnis derjenigen, die überlebt hätten, also auf Erinnerungen und Augenzeugenberichten. Sie werde „zu einer mystifizierten, sakralisierten Geschichte, und das ist keine Wissenschaft mehr“.¹² So wird nach Meinung des Historikers die Geschichte des eigenen Volkes geschönt und heroisiert, die der anderen Völker, insbesondere die der Gegner, unattraktiv und abschreckend dargestellt.

Doch gerade 1995 wurde auch manches Tabu gebrochen, dessen Interpretation zuvor einhellig und nicht diskutierbar gewesen war. In den Beiträgen der Historiker und der Presse erschienen kritische Anmerkungen zum Aufstand vom 22. Juni 1941, als man mit Hilfe der Deutschen versucht hatte, die Unabhängigkeit Litauens wiederherzustellen. Und ebenfalls 1995 begann eine umfangreichere, wenn auch noch immer bescheidene Diskussion über die Teilnahme von Litauern und ihre (Mit-)Schuld an der Vernichtung der jüdischen Gemeinden während der deutschen Besetzung.

Rückblicke in die Zukunft

Auf komplizierte Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Denken wir an die Nachkriegszeit in der Bundesrepublik zurück und daran, wie sich die Einstellung zum Jahr 1945 änderte, wie die Ansichten einer Gesell-

¹² Zit. nach L. Šabavaitė, *Du požiūriai į istoriją* (Zwei Ansichten zur Geschichte), in: *Diena* vom 17. Juli 1995.

schaft, unter dem Einfluß von Politik und Presse, eines immer mehr um sich greifenden Verständnisses der Werte einer demokratischen Staatsform, von einer Bezeichnung zur anderen wechselten: Kapitulation, Niederlage, Befreiung, Wendepunkt.

Auf Litauen angewendet bedeutet dies: Die Antwort, die eine Besetzung sei durch eine andere ersetzt worden, ist sicherlich richtig, aber doch zugleich zu einfach. Und dies in zunehmendem Maße, so wage ich zu behaupten, wenn wir sie nicht aus der Distanz von 50 Jahren, sondern nach 60 oder 70 Jahren betrachten werden. Zweifellos wäre es sehr seltsam für Litauen – und nicht gerade europäisch gedacht –, dieses Datum in Fortführung der 1995 aufgetauchten Tendenzen nicht mehr zu registrieren, seine Bedeutung herabzumindern („es gibt keinen Grund zu feiern“?) oder es vor allem als Sieg über den Kommunismus zu begehen, der dann in Zusammenhang mit den Umwälzungen von 1989 bis 1991 stehen würde.

Eine nicht ganz präzise Formulierung, die auch in den Nachbarländern verbreitet ist, lautet, der Zweite Weltkrieg habe für die baltischen Staaten erst im Jahre 1994 geendet. Diese Aussage erklärt sich daraus, daß erst in diesem Jahr die russische Armee aus Lettland und Estland abzog (Litauen verließen die letzten russischen Truppen bereits im September 1993). So verständlich der Wunsch ist, die wirklich immense Bedeutung des Abzugs einer fremden Armee hervorzuheben, ist ein Teil der national gesinnten Bevölkerung dazu geneigt, die Formulierung so zu verstehen, als ob bis dahin ein Kriegszustand mit Rußland bestanden habe und es besiegt worden sei. Wenn man symbolisch über das Ende des Zweiten Weltkrieges in den Köpfen spricht, so könnte man es gleichsetzen mit einer toleranten europäischen Haltung oder mit dem Ende des inneren Widerstandes, der als Folge des Krieges und der Nachkriegszeit entstanden ist.

Weder Historiker noch Journalisten haben in Litauen bisher die Frage aufgeworfen, was ein Sieg Hitlerdeutschlands für das Land gebracht hätte. Der stalinistische Terror, der auf dem Prinzip des Klassenkampfes gründete, forderte von Litauen unermeßlich große Opfer. Und trotzdem hat das Land samt seiner Sprache, Kultur und Wissenschaft widerstanden und überlebt, obwohl die Souveränität der Litauischen SSR bloß auf dem Papier stand, eine bloße Deklaration darstellte, die nie in der Praxis realisiert wurde. Auf hypothetische Fragen gibt es keine Antwort, und dennoch möchte ich fragen: Wie hätte Litauen nach 45 Jahren in Hitlers „Ostland“ ausgesehen, wobei die rassistische Ideologie des Nationalsozialismus zweifellos Anwendung gefunden hätte?

Schon bei der Wiederherstellung eines litauischen Staates im Jahre 1918 war das strategische Ziel gewesen, einen unabhängigen Staat mit der

Hauptstadt Vilnius und dem Hafen Klaipėda zu gründen. Und nochmals muß an das vordergründig Paradoxe erinnert werden: Erst das Jahr 1945, die Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges und der zeitweilige Verlust der Unabhängigkeit schufen die Voraussetzungen, dieses Ziel zu erreichen. Wenn Hitlerdeutschland nicht besiegt worden wäre, wäre die Wiedergewinnung Klaipėdas, um es vorsichtig auszudrücken, problematisch gewesen. Das gilt mutatis mutandis auch für Vilnius. Polen hätte sich wohl kaum damit abgefunden, diese Stadt an Litauen abzutreten, wenn nicht seine Grenzen als Ergebnis des Krieges nach Westen verschoben worden wären. Ein litauischer Journalist meint zu diesem Sachverhalt: „Ich danke der Geschichte, daß sie diese Qualen wenigstens teilweise entschädigt hat“, und meint damit die Zugehörigkeit von Vilnius und Klaipėda zum litauischen Staat.¹³ Ich denke, daß dieser Aspekt in Zukunft immer stärker an Bedeutung gewinnen wird, vorausgesetzt, neue weltpolitische Erschütterungen in unserer Region bleiben aus und die litauischen Reformen zeitigen Erfolge.

Manche Politiker versuchten besonders zu Beginn des Jahres 1995, die heutige Lage mit der des Jahres 1939 zu vergleichen. Sie begründeten dies mit der Situation in Tschetschenien, in der sie eine zunehmende Aggressivität Rußlands erkennen und dem Westen insofern mißtrauen, als sie meinen, man werde Rußland wieder nachgeben und die kleinen Staaten „verraten“. In der Diskussion wurde die Möglichkeit eines neuen Hitler-Stalin-Paktes oder doch zumindest eines neuen Jalta erörtert.

Gewiß ist immer vom worst case auszugehen. Der Vergleich mit 1939 hinkt allerdings ganz besonders, denn vor 57 Jahren lag Ostmitteleuropa zwischen zwei diktatorischen Staaten. Außer der Tschechoslowakei existierte kein einziger demokratischer Staat. Der Völkerbund verurteilte die Aggressoren zwar verbal, hatte aber keine wirklichen Machtmittel zur Verfügung.

Heute ist die Situation eine völlig andere. Am wichtigsten scheint mir, daß die drei Staaten, die jahrhundertlang für Litauen bedrohlich erschienen und häufig unser Land oder zumindest Teile von ihm besetzten, sich stark verändert haben. Deutschland wurde zu einem stabilen demokratischen Staat, zur Achse und zum Initiator der europäischen Integration. Polen hat wesentliche Erfolge auf dem Weg zur Demokratie und Marktwirtschaft aufzuweisen. Komplizierter sind sicherlich die Prozesse in Rußland zu bewerten. Dennoch wächst mit jedem Jahr und jedem Monat die Möglichkeit dafür, daß auch in diesem riesigen Land die demokratischen und wirtschaftlichen Reformen unumkehrbar werden.

¹³ Kulmedys, Antrojo pasaulinio saskaitos (wie Anm. 10).

Für Litauen gilt die Lage im Kaliningrader Gebiet, das als Ergebnis des Krieges Teil Rußlands wurde, was die jahrhundertealte Nachbarschaft mit dem deutschen Ostpreußen beendete, als Gradmesser der Situation in Rußland. Wird sich der Kaliningrader Bezirk für die Zusammenarbeit mit seinen Nachbarn, für die europäische Integration öffnen? Oder wird die militärische Präsenz Moskaus in diesem Gebiet weiter verstärkt werden? Oder wird man versuchen, diese beiden Varianten in Einklang zu bringen, die zumindest mir völlig unvereinbar erscheinen? Von der Beantwortung dieser Fragen wird viel für die zukünftige Entwicklung Rußlands abhängen.

Für Litauen seinerseits ist dabei ein bedeutsames Symbol, daß es zusammen mit den beiden anderen baltischen Staaten gerade 1995 – 50 Jahre nach Kriegsende – assoziiertes Mitglied der Europäischen Union wurde. Man kann nur bereuen, daß der Jahrestag nicht ausreichend genutzt wurde, die Erfahrungen des sich einigenden Westeuropa bei der Überwindung der Schmerzen und Feindschaften der Vergangenheit zu übernehmen. Mit Ausnahme eines einzigen Politikers sprach niemand über die für Litauen und ganz Ost- und Mitteleuropa so bedeutungsvolle Aussöhnung zwischen Deutschen und Franzosen, zwischen Deutschen und Polen sowie Russen.

Während des Besuches des litauischen Präsidenten und der litauischen Delegation zu den Feierlichkeiten in London wurde die Frage diskutiert, ob auch der 100. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges so umfangreich begangen werden würde. Ich glaube, daß dieser Tag entweder noch feierlicher und in noch größerer Eintracht der Völker Europas und der gesamten Welt begangen werden wird – oder überhaupt nicht, weil die Menschheit einen Dritten Weltkrieg nicht überleben wird.

Das Jahr 1945 in der polnischen Geschichte

von Włodzimierz Borodziej

Wie in vielen anderen europäischen Nationalgeschichten, hat in Polen das Jahr 1945 den Rang einer Grenze zwischen zwei Epochen. Diese Rolle resultiert weniger aus den Ereignissen, die zwischen Januar und Dezember 1945 ihren Platz haben, als vielmehr daraus, daß der 1939 eingeleitete und bis Kriegsende teilweise bereits vollzogene Wandel der politischen, ökonomischen und sozialen Verhältnisse sechs Jahre später in einen einigermaßen greifbaren Abschluß mündete. Das Datum 1945 ist deshalb so wichtig, weil es einige Elemente einer Bilanz offenbart, die entscheidend auf die nächsten Jahrzehnte einwirken sollte.

I.

Was sind nun die wichtigsten Vorgänge des Jahres 1945 aus polnischer Sicht? Da die ereignisgeschichtliche Dimension relativ am besten bekannt ist, beschränken wir uns auf die wichtigsten Daten dieses Zeitraums.

Am 12. Januar begann die große sowjetische Weichseloffensive, die innerhalb weniger Wochen stellenweise bis an die alte polnisch-deutsche Grenze vorstieß und damit Zentral- und den größten Teil Westpolens befreite. Den Truppen folgten die ersten polnischen Verwaltungsdienststellen, die die Zivilverwaltung im befreiten Land und ab März auch zunehmend in den ehemals deutschen Gebieten übernahmen.

Am 19. Januar löste General Leopold Okulicki die Armia Krajowa, die größte Organisation des regierungstreuen Widerstands gegen die NS-Besatzung, auf. Die sowjetische Besetzung des Landes bedeute den Wechsel von einer Okkupation zu einer anderen, „Polen nach sowjetischem Rezept“ sei „nicht jenes Polen, um das wir nun das sechste Jahr gegen die Deutschen kämpfen“, hieß es in dem letzten Befehl. Obwohl die Grundziele – Unabhängigkeit und Souveränität – nicht verwirklicht seien, wolle man gegen die Sowjets nicht kämpfen. „Versucht, Führer der Nation zu sein, die Unabhängigkeit des polnischen Staates zu verwirklichen“, beschwor der Befehlshaber die Soldaten. „In dieser Tätigkeit muß jeder für sich der Befehlshaber sein.“ Die Soldaten, die ermahnt wurden, „immer nur Polen treu zu bleiben“, wurden ihres Eides

entbunden;¹ eine anfangs kleine, im Frühjahr wachsende Zahl blieb jedoch im – nun antikommunistischen – Untergrund.

Die Quellen über Ereignisse, Haltungen und Empfindungen unmittelbar nach Befreiung durch die Rote Armee sind äußerst widersprüchlich. In den Zeitungen, die sofort zu erscheinen begannen, ist weniger von dem großen Befreiungserlebnis, um so mehr von dem durch Not und Zerstörung geprägten Alltag zu lesen. Das zentrale Thema ist der Wiederaufbau: Hier gibt es wieder Essen, da: Strom und Straßenbahn, woanders: Brücken, Schulen und Filmvorführungen. Diese Meldungen sind sowohl Zeugnisse der vorangehenden Vernichtung wie auch der Kraft des menschlichen Willens, möglichst bald erträgliche Lebensbedingungen wiederherzustellen. Ein gänzlich anderes Bild vermitteln die aus dem Untergrund stammenden Berichte: Hier ist von Gewalt, Mord und Plünderungen die Rede, von neuen Lagern, die abermals mit polnischen Häftlingen aufgefüllt werden. Aber auch in diesen Berichten wird immer wieder sichtbar, daß eine Fortsetzung des bisherigen Widerstands keine Lösung bietet, daß die „neue Besatzung“ trotz all ihrer Brutalität neue Verhaltensnormen und -weisen herausfordert. „Wir haben einen Aufruf an die Landsleute im Wald (in den antikommunistischen Partisaneneinheiten; W.B.) herausgegeben (...)“, heißt es im Mai 1945 in einer Depesche aus Warschau an die Exilregierung, „daß sie sich nicht zu einem bewaffneten Kampf provozieren lassen dürfen und in das normale Leben zurückkehren, wo immer es geht, denn im Wald erwartet sie das Verderben.“²

Vertieft wurde diese Widersprüchlichkeit der Stimmungen und Haltungen durch das Großmächtespiel um Polen. Die Konferenz in Jalta beschloß bekanntlich, daß die Ostgrenze Polens im Prinzip entlang der sog. Curzon-Linie verlaufen sollte. Damit hatten die Westmächte die 1939 von der Sowjetunion vollzogene Annexion von nahezu der Hälfte des polnischen Staatsgebiets de facto anerkannt. Die andere Abmachung von Jalta sah die Bildung einer neuen polnischen Regierung vor. Diese „Provisorische Regierung der Nationalen Einheit“ sollte gebildet werden aus Mitgliedern der bereits amtierenden, von Moskau eingesetzten Provisorischen Regierung sowie aus „demokratischen Anführern“ aus Polen und dem Ausland. Die zu diesem Zeitpunkt völkerrechtlich von den meisten Mitgliedern der Anti-Hitler-Koalition anerkannte polnische Exilregierung in London war auf sowjetisches Drängen aus den künftigen Ver-

¹ Auflösungsbefehl zit. nach *Armia Krajowa w dokumentach* (Die Heimatarmee in Dokumenten). Bd. V, Londyn 1981, S. 239f. Zu diesem Fragenkomplex s. vor allem Krystyna Kersten, *Narodziny systemu władzy. Polska 1943–1948* (Die Geburt des Herrschaftssystems. Polen 1943–1948), zit. nach der Ausgabe Poznań 1989, S. 145–149.

² *Armia Krajowa* (wie Anm. 1), S. 421.

handlungen ausgeklammert worden. Ihr Vertreter durfte im April 1945 die Gründungsakte der Vereinten Nationen nicht mitunterzeichnen. In den neuen, durch die militärische Macht der Roten Armee gestalteten Verhältnissen gab es für eine Vertretung des „alten“ Polen, für die Kontinuität zwischen Vor- und Nachkriegszeit keinen Platz mehr.

Am 8. Mai 1945 befand sich Polen folglich in einer seltsamen Lage. Es hatte zwei Regierungen, deren eine von der Sowjetunion anerkannt war und zumindest partiell die Verfügungsgewalt im Land ausübte, während die andere von den USA und Großbritannien anerkannt war und den Oberbefehl über die polnischen Truppen an West- und Italienfront behielt. Der Staat hatte im Norden und Westen keine Grenzen. Im Grunde hatte er auch keine Verfassung: Theoretisch galt zwar das Grundgesetz von 1921, praktisch war es jedoch sowohl durch die seit Herbst 1944 erlassenen Rechtsakte als auch durch die neuen Machtverhältnisse ausgehöhlt und unanwendbar geworden.

Neu waren ebenfalls die Politiker, die über Polens künftiges Schicksal mitentscheiden sollten. Die Führer der Polska Partia Robotnicza (PPR; Polnische Arbeiterpartei), Władysław Gomułka und Bolesław Bierut, waren im Lande gänzlich unbekannt.³ Dasselbe galt für den Ministerpräsidenten Edward Osóbka-Morawski, der nur deshalb als Vertreter der Sozialisten gelten konnte, weil sich nahezu die gesamte alte Führung der Sozialistischen Partei in Opposition zur „Lubliner“ Regierung befand.

Dasselbe Phänomen eines nahezu vollständigen Elitenwechsels war aber auch auf der Gegenseite bei der entstehenden legalen, antikommunistischen Opposition zu beobachten. Stanisław Mikołajczyk,⁴ der nun als Vertreter der „Polen aus dem Ausland“ die Verhandlungen mit Bierut und Gomułka aufnehmen sollte, war erst in seiner kurzen Amtszeit als Ministerpräsident im Londoner Exil (1943/44) bekannt geworden. Der Großteil der alten politischen Elite war entweder unter der Besatzungsmacht umgebracht worden oder verweigerte aus dem Exil heraus jenen Verzicht auf die Ostgebiete, der in Jalta zur Grundlage der Gespräche über die Regierungsumbildung gemacht worden war.

Die Verhandlungen fanden nach monatelangem Tauziehen um die Teilnehmerliste vom 17.–21. Juni 1945 in Moskau statt. Weder der Ort noch

³ Dies resultierte vor allem daraus, daß die gesamte Führung der Polnischen Kommunistischen Partei (KPP) 1938 von Stalin umgebracht worden war. Gomułka war vor 1939 bestenfalls eine zweitrangige Figur in der ohnehin nicht übermäßig großen kommunistischen Bewegung, Bierut war bis 1943 Funktionär der Komintern und wahrscheinlich des NKVD.

⁴ Eine „große“ Biographie Mikołajczyks ist bisher noch nicht geschrieben worden; vgl. Andrzej Paczkowski, Stanisław Mikołajczyk czyli kłęska realisty (Stanisław Mikołajczyk oder die Niederlage eines Realisten). Warszawa 1991.

der Zeitpunkt waren zufällig: Genau in diesen Tagen standen nämlich in Moskau 16 Führer des polnischen regierungstreuen Widerstands vor dem Militärkolleg des sowjetischen Obersten Gerichts. In Anknüpfung an das Kommuniqué von Jalta hatten sie sich im März den sowjetischen Organen als Vertreter der Polen „aus dem Lande“ offenbart, um an den Gesprächen um die Regierungsbildung beteiligt zu werden. Statt dessen – und trotz sowjetischer Sicherheitsgarantien – wurden die Führer des antideutschen Widerstands verhaftet, nach Moskau verbracht und „antisowjetischer Aktivitäten“ angeklagt. Gemessen an dieser Anklage, fielen die Urteile – mit einer Höchststrafe von 10 Jahren Gefängnis für den ehemaligen Befehlshaber der Armia Krajowa – nahezu mild aus; freilich sollten weder der Hauptangeklagte noch der Führer des zivilen Widerstands jemals nach Polen zurückkehren. Die Proteste der Exilregierung, halbherzig unterstützt durch die britische und amerikanische Diplomatie, fruchteten nichts. Die von Stalin inszenierte Demütigung aller nichtkommunistischen Polen war perfekt.

Wenige Wochen später fiel in Potsdam die faktische Entscheidung über die polnische Nord- und Westgrenze. Aus dem alten Staatsterritorium von 388 000 km² waren nach den sowjetischen Annexionen im Osten gerade 209 000 km² übriggeblieben. Hinzu kamen nun 103 000 km² der „früher deutschen Gebiete“, die „unter die Verwaltung des polnischen Staates“ gestellt wurden „und in dieser Hinsicht nicht als Teil der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland betrachtet werden“ sollten; gleichzeitig wurde die „endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bis zu der Friedenskonferenz zurückgestellt“.⁵ Diese und andere Mehrdeutigkeiten des Potsdamer Protokolls verliehen der neuen polnisch-deutschen Grenze einen sonderbaren Status mixtus, der in den Folgejahren östlicherseits zunehmend als „normale“ Staatsgrenze, aus westdeutscher Sicht hingegen als eine Art provisorische Demarkationslinie interpretiert werden konnte.⁶

Die völkerrechtlichen Kontroversen waren bekanntlich nur Teil jener Auseinandersetzungen, die zum festen Bestandteil der politischen Kultur des neuen Staates gehören sollten. Die Dimensionen der zwischen Teheran und Potsdam ausgehandelten „Westverschiebung“ des neuen polnischen Staates – hier Verlust von 47% des alten, dort Kompensation in Ge-

⁵ Die deutsche Übersetzung zit. nach Michael Antoni, *Das Potsdamer Abkommen – Trauma oder Chance? Geltung, Inhalt und staatsrechtliche Bedeutung für Deutschland*. Berlin 1985, S. 345.

⁶ Die völkerrechtlichen Interpretationen dieser Frage blieben bekanntlich bis 1990 ein hochrangiges Politikum. Die beste polnische Abhandlung zu diesem Thema bleibt bis heute Krzysztof Skubiszewski, *Zachodnia granica Polski w świetle traktatów* (Die Westgrenze Polens im Licht der Verträge). Poznań 1975.

stalt von rund $\frac{1}{3}$ des neuen Territoriums – brachte es mit sich, daß jede Infragestellung des Besitzanspruchs auf die neuen Nord- und Westgebiete zur (Über-)Lebensfrage gedeutet wurde. Daß diese Frage bald gestellt werden würde, war offenkundig. Nicht nur von den Deutschen – die Entscheidung über die Westverschiebung war ja im exklusiven Klub der Großmächte gefallen; folglich konnte sie zunächst einmal nur von ihnen revidiert werden. Die Westmächte artikulierten ihren Standpunkt 1945 und 1946 zunehmend deutlicher: Ohne explizit den Grenzverlauf in Frage zu stellen, machten sie immer wieder auf den Zusammenhang zwischen ihrem Verhältnis zum „neuen“ Polen und der in Jalta und Potsdam festgeschriebenen Verpflichtung zur Abhaltung freier Wahlen aufmerksam. Nun waren die Urnengänge in Polen – 1946 die Volksbefragung, 1947 die Parlamentswahlen – weder frei noch sonst irgendwie demokratisch;⁷ folglich stellten vor allem die USA die formaljuristische Auslegung der Potsdamer Beschlüsse in den Mittelpunkt ihrer Sicht der Grenzfrage. Dies bedeutete wiederum, daß die Sowjetunion zur einzigen Großmacht wurde, die sich klar für den definitiven Charakter der Oder-Neiße-Linie aussprach – wodurch Moskau zwangsläufig in den Rang des einzigen Garanten der territorialen Integrität des polnischen Staates aufstieg. Der Dauerkonflikt mit Deutschland, der die Lage Polens schon vor 1939 geprägt hatte, mußte in einer längerfristigen Perspektive ebenso stark die Abhängigkeit Warschaws von Moskau fördern.

All dies war schon früher erkennbar gewesen; nicht nur die Londoner Exilregierung hatte vergeblich versucht, den Entscheidungsträgern in London und Washington den Zusammenhang zwischen Westverschiebung und Souveränitätsverlust zu verdeutlichen. George F. Kennan, damals allerdings eine noch relativ unbedeutende Person der Zeitgeschichte, warnte bereits im Dezember 1944, „daß eine Fixierung der Grenze entlang der Oder diese Abhängigkeit bis zu dem Punkt steigern muß, an dem kein polnisches Regime im Gebiet östlich der Oder mehr als eine reine Lokalverwaltung aufrechterhalten kann, wodurch es logischerweise militärisch, ökonomisch und politisch in die Verantwortlichkeit der Sowjetunion fallen muß“.⁸ Vor Potsdam wollten Kennans Vorgesetzte auf derartige Warnungen nicht hören. Nach Potsdam war es zu spät.

⁷ Die wichtigste Quellenedition zu dieser Frage: Dokumenty do dziejów PRL. Z. 4: Referendum z 30 czerwca 1946 r., Przebieg i wyniki (Dokumente zur Geschichte der PRL. H. 4: Referendum vom 30. Juni 1946. Verlauf und Ergebnisse). Warszawa 1993. Der Mechanismus des Zustandekommens der offiziellen Ergebnisse der Parlamentswahlen ist schon vor 1989 mehrmals aufgezeigt worden.

⁸ George F. Kennan, Memoiren eines Diplomaten. Stuttgart 1968, S. 218f.

Das Kommuniqué von Potsdam schließt eigentlich die Reihe der großen Ereignisse von 1945. Ab Sommer setzte der langsame Übergang zur Nachkriegszeit ein – der ökonomische und soziale Wiederaufbau, die allmähliche – freilich noch lange nicht vollständige – Auflösung des Untergrunds, die Herausbildung einer legalen antikommunistischen Opposition in Gestalt der *Polskie Stronnictwo Ludowe* (PSL; Bauernpartei) – all dies verlieh dieser Übergangsperiode die Aura einer schrittweisen Annäherung an Normalität. Daß aber der eigentliche Machtkampf zwischen PPR und PSL noch bevorstand, war klar erkennbar. Weniger klar war wohl, daß die Zugehörigkeit Polens zur sowjetischen Einflußsphäre über den Ausgang der innenpolitischen Auseinandersetzung schon vor deren Beginn entschieden hatte.

II.

1945 erhält seine Bedeutung in der polnischen Geschichte nicht nur durch die Tatsache, daß es die Kriegs- von der Nachkriegszeit trennt. Im 20. Jahrhundert sind zwei, möglicherweise drei polnische Staaten gegründet worden: 1918, 1945 und – vielleicht – 1989. Da uns von dem letzten dieser Daten eine allzu kurze Distanz trennt und damit die Frage offenbleibt, ob man für 1989 eine ähnliche Qualität beanspruchen kann wie für 1918 und 1945, begnügen wir uns mit einem Vergleich der Staatsgründungen nach den Weltkriegen.

Im November 1918 stand Polen vor der Alternative Rätediktatur oder parlamentarische Demokratie. Innerhalb weniger Wochen setzte sich bei den Parlamentswahlen im Januar 1919 die parlamentarische Demokratie durch. 1945 lautete die Alternative parlamentarische gegen sog. Volksdemokratie. Der Sieg der letzten, symbolisiert durch das neue Verfassungsgesetz und die Flucht Mikołajczyks 1947, war, wie vieles andere, vermutlich bereits vor 1945 vorprogrammiert. Nach mehreren Jahren intensiver Forschung scheint heute festzustehen, daß Stalin wahrscheinlich schon 1943 keine Alternativen zur Sowjetisierung erwogen hat.

Warum hat nun das Kalkül Moskaus eine derartige Schlüsselbedeutung? Hier kommen wir zu dem Vergleich der Instrumente, mit deren Hilfe die polnischen Nachkriegsgründungen vorgenommen worden sind. 1918 entwaffneten polnische Freiwillige – Mitglieder von Geheimorganisationen, oft Studenten und Schüler – die deutschen und österreichisch-ungarischen Besatzungstruppen. Gerade dieser Akt der Entwaffnung; der Rückzug der Besatzer – erst in die örtlichen Kasernen, bald nach Hause – verkörperte den tiefgreifenden, von einem großen Teil der Polen unmittel-

bar miterlebten, zeitlich und räumlich klar definierbaren Umbruch. Polen wurde Staat, indem es aus eigenen Kräften, in einem realen und zugleich symbolischen Akt die Besatzungsherrschaft abschüttelte.

1945 war es genau umgekehrt: Die Hebamme der neuen Staatlichkeit war eine fremde Armee. Die sowjetischen Streitkräfte sind offiziell zu Befreiern erklärt, sie sind nach sechs Jahren NS-Herrschaft in Zentral- und Westpolen durchaus auch als solche empfunden worden – aber sie benahmen sich wie Eroberer. Die Kluft zwischen diesen Tatsachen hätte tiefer kaum sein können. In den entscheidenden Jahren zwischen der Etablierung einer kommunistischen Quasi-Regierung im Sommer 1944 und den Wahlen im Januar 1947 ging die Allgegenwärtigkeit dieses seltsamen Verbündeten in der Öffentlichkeit zwar zurück; trotzdem hielt die Präsenz der russischen Truppen jene Konstellation aufrecht, die Stalin im Herbst 1944 als eine „sehr günstige Lage“ beschrieben hat: „Ihr habt jetzt eine solche Kraft“, sagte er den polnischen Genossen, „daß, wenn ihr sagt, 2 mal 2 ist 16, eure Gegner euch dies bestätigen werden (...) Das wird aber nicht immer so bleiben“, warnte er im nächsten Satz. „Dann werden sie (die Gegner; W.B.) euch (die Kommunisten; W.B.) abschieben, abschießen wie die Rebhühner.“⁹

Die Frage, wie lange 2 mal 2 16 bleiben konnte, sollte Volkspolen 45 Jahre lang begleiten. Der kommunistische Staat stellte gerade in dieser Hinsicht – nämlich der Frage nach seiner Souveränität – das genaue Gegenteil der Zweiten Republik dar. Weitverbreitet ist heute die Deutung, derzufolge das unsouveräne Volkspolen vor allem an dieser mangelnden Qualität als Staat zugrunde gegangen sei. Dies kann gewiß nicht ganz falsch sein, denn ein souveräner kommunistischer Staat hätte weder 1945 entstehen noch in den folgenden Jahrzehnten bestehen können. Ebenso berechtigt wäre aber die These, daß Volkspolen letztlich nicht an seinem Mangel von Würde und Entscheidungsfreiheit zerbrochen ist, sondern an den Versprechungen, die es 1944/45 gegeben und zu einem großen Teil nicht eingelöst hat. Die ideologische Gründungsakte der neuen Staatlichkeit, das sog. Manifest des Polnischen Komitees der Nationalen Befreiung vom 22. Juli 1944, blieb eigentlich in jedem Punkt, in dem es die kommenden politischen, wirtschaftlichen und sozialen Reformen ansprach, politische Rhetorik – angefangen von der „Ausübung der Staatsgewalt durch (...) Nationalräte“ verschiedener Stufen und der „Wiedereinführung aller de-

⁹ Zit. nach dem Protokoll der ZK-Sitzung vom 9. Oktober 1944, in: Dokumenty do dziejów PRL. Z. 2: Protokoły posiedzeń Biura Politycznego KC PPR 1944–1945 (Dokumente zur Geschichte der PRL. H. 2: Protokolle der Sitzungen des Politbüros KC PPR 1944–1945). Warszawa 1992, S. 16-29, hier S. 22 f.

mokratischen Freiheiten“ über die Rückgabe des deutscherseits geraubten Eigentums („den einzelnen Bürgern, Bauern, Kaufleuten, Handwerkern, kleinen und mittleren Industriellen, Institutionen und der Kirche“) an die rechtmäßigen Eigentümer und die Grundsätze der Bodenreform bis hin zur Abschaffung der verhaßten landwirtschaftlichen Zwangsablieferungen und die Selbstverwaltung der Sozialversicherungen.¹⁰ In all diesen Fragen war es nicht sonderlich schwierig auszurechnen, wieviel 2 mal 2 wirklich ist.

Den schwierigsten Teil der Staatsgründung von 1918 bildete die Grenzziehung. In den Jahren bis zur endgültigen Festlegung 1922 bzw. Anerkennung 1923 spielten mehrere Faktoren eine Rolle. Letztlich war das Ergebnis ein Kompromiß zwischen Können und Wollen, zwischen alliierten Ordnungsvorstellungen, Selbstbestimmungsrecht der unmittelbar Betroffenen und militärischem Kräfteverhältnis, schließlich zwischen relativer polnischer Stärke und relativer Schwäche bzw. – im Fall Belorußlands und der Ukraine – Machtlosigkeit der Nachbarn. Als Kompromiß entsprach der Verlauf der Grenzen weder historischen noch ethnischen noch sonst irgendwelchen Prinzipien, aber dies war angesichts der komplizierten Verhältnisse in Mitteleuropa auch nicht anders zu erwarten. Die Polen konnten auf jeden Fall zufrieden sein, das durch den Zusammenbruch der Teilungsmächte entstandene Vakuum nach besten Kräften mit polnischer Materie aufgefüllt zu haben.

Dergleichen galt für 1944/45 nicht. Wenn überhaupt von einem Vakuum gegen Ende des Zweiten Weltkrieges die Rede sein kann, dann nur im Zusammenhang mit der Abdankung Frankreichs als regional mitentscheidender Großmacht. Der Aufstieg der Sowjetunion zu mitteleuropäischer Dominanz erfuhr weder durch die geschwächte britische noch durch die aufkommende amerikanische Großmacht eine Neutralisierung. Es war dann auch die Hegemonialstellung der Sowjetunion, die den Grenzziehungsprozeß von Anfang bis Ende bestimmte. Der Anteil der Polen, ob kommunistischer oder anderer Couleur, war im Grunde marginal – in Teheran und Jalta standen sie nicht einmal vor der Tür, in Potsdam waren sie kurz vorgelassen worden, um „angehört“ zu werden. Nach 1918 wurden also die Grenzen in erbitterten, jahrelangen Auseinandersetzungen von Polen zumindest mitgestaltet. 1945 war die grundsätzliche Entscheidung schon vor Kriegsende gefallen, und auch den letzten Teil des Problems lösten die Großmächte unter sich.

¹⁰ Die deutsche Übersetzung des Manifests zit. nach: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Bd. I/3, Berlin 1960, S. 1-7.

Indessen hatte das Problem der Grenzen aus polnischer Sicht beide Male fundamentale Bedeutung, die weit über das nach Kriegsende übliche Hin- und Herschieben von umstrittenen Grenzprovinzen hinausging. Vor 1918 hatte die „geteilte Nation“ über 120 Jahre lang keinen Staat gehabt, der wenigstens die Mehrheit der Konnationalen zusammengefaßt hätte. Es ging also 1918 um einen gesamtpolnischen Staat, der nur auf den Trümmern der Teilungsimperien errichtet werden konnte. Als Bezugspunkt fungierte das erweiterte 19. Jahrhundert, das aus polnischer Sicht gewissermaßen vom Beginn bis zum Ende der Teilungszeit reichte. Jetzt, 1919, sollte diese Epoche, soweit möglich, rückgängig gemacht, die Staatsgründung zu einer „Akte der Gerechtigkeit und der Wiedergutmachung des Teilungsverbrechens (...)“ werden.¹¹

Diese „Wiedergutmachung“ der Folgen des „Teilungsverbrechens“ sollte keineswegs einer *restitutio in integrum* der alten Adelsrepublik gleichkommen. Selbst den glühendsten Nationalisten war nämlich 1918 bewußt, daß das 19. Jahrhundert nicht spurlos vorbeigegangen war an ostmitteleuropäischen Bewußtseinslagen und Sozialstrukturen, daß eine Neuauflage der Adelsrepublik aus allen möglichen Gründen nicht in Frage kam. Der Rückgriff auf das späte 18. Jahrhundert resultierte weniger aus Gerechtigkeitswahn als vielmehr aus der Verlegenheit, daß keine anderen, halbwegs vorteilhaften Bezugspunkte zur Verfügung standen: Die Unterschiede zwischen dem „ethnischen“, d.h. mehrheitlich polnisch besiedelten Gebiet und dem „historischen“, im Sinne der „Wiedergutmachung des Teilungsverbrechens“ vorstellbaren Polen ließen sich im Osten in Hunderten von Kilometern messen. „Die Grenzen Polens, jene Orte, wo es endet, wo es mit anderen Gebieten zusammentrifft, wer von uns kann sie fehlerfrei zeigen?“ klagte 1921 die Schriftstellerin Maria Dąbrowska, der wir mehrere, über Jahrzehnte verstreute kluge Kommentare über die Staatsgründungen von 1918 und 1945 verdanken. „Unsere Grenzen – die haben wir doch fast vergessen. Wenn wir sagen ‚Polen, Polen‘ (...), wissen wir ja gar nicht, wo es endet, wie weit jene Gebiete reichen, die Erbe unserer Väter waren und jetzt der neue Polnische Staat werden.“¹²

¹¹ Aus dem ersten Satz der „Nota delegacji polskiej na konferencji pokojowej w sprawie granic zachodnich państwa polskiego“ („Die Note der polnischen Delegation auf der Friedenskonferenz wegen der Westgrenzen des polnischen Staates“), zit. nach Roman Dmowski, *Polityka polska i odbudowanie państwa* (Die polnische Politik und der Aufbau des Staates). Warszawa 1926, S. 521-525, hier S. 521.

¹² Zit. nach Roman Wapiński, *Kresy: alternatywa czy zależność?* (Die Grenzgebiete: Alternative oder Abhängigkeit?), in: *Między Polską etniczną a historyczną* (Zwischen dem ethnischen und dem historischen Polen). Wrocław (u.a.) 1988, S. 9-45, hier S. 17.

Die Antwort auf die herausfordernde Frage, „wo Polen endet“, fiel 1918–1923 bekanntlich – in Übereinstimmung mit der Tradition der Alten Republik – ostlastig aus: $\frac{2}{3}$ des Staatsgebietes hatten vor 1914 zu Rußland gehört, $\frac{1}{5}$ zur Habsburgermonarchie, die ehemals preußischen Provinzen stellten nur knapp $\frac{1}{8}$ des Staatsgebietes. 1945 wurde von den Großmächten eine genau entgegengesetzte Lösung ausgehandelt. Der Anteil früher russischer Gebiete fiel auf $\frac{1}{3}$, der der österreichischen ging geringfügig zurück, dafür machten ehemals preußische Provinzen nun fast 50% des neuen Staatsterritoriums aus.

Das Hantieren mit abgerundeten Prozentsätzen gibt natürlich nicht wieder, was diese Veränderungen für Staat und Gesellschaft bedeuteten. Nach 1918 hatte es größte Mühe gekostet, die Republik aus drei, im Grunde vier Teilungsgebieten¹³ zusammenzufügen. Dieses Zusammenfügen reichte von Rechtsangleichung über Industrie- und Verkehrspolitik bis hin zu nationaler Sinnstiftung, der Beweisführung, daß gerade dieses letztlich doch von recht zufälligen Grenzen umgebene Gebiet die neue Heimatstätte der Polen sei. 1945 mußte genau dieselbe Operation wiederholt werden. Die Polen sollten ab sofort glauben, daß die vorige Lösung falsch und die neue – die angebliche Vollendung der 1000jährigen Nationalgeschichte – definitiv richtig sei. Dabei nahm diese Lösung die Gestalt eines Territoriums an, das in der nationalen Überlieferung – im Unterschied zur Alten Republik – so gut wie keine Rolle spielte, da es eben nur vor 1000 Jahren geographische Basis einer polnischen Staatsbildung gewesen war! Zieht man ins Kalkül, daß zwischen 1918 und 1945 weniger als die Zeitspanne eines normalen Berufslebens liegt, so bedeutet dies, daß dieselbe Generation, die sich gerade an die Grenzen der Zwischenkriegszeit halbwegs gewöhnt hatte, nun plötzlich eine ganz neue Heimat erhielt. Oft genug handelte es sich dabei – abermals im Gegensatz zur Vorkriegsrepublik – um eine „ideologische“ oder „große“ Heimat, die die alte, „kleine“ Heimat des individuell Erlebten ausschloß.

Historiker können in solchen Fällen eigentlich nur auf die Masse der persönlichen Zeugnisse verweisen, in denen die existentiellen Schwierigkeiten im Umgang mit solchen Extremsituationen angesprochen werden. Versuchen wir uns stattdessen eine Situation vorzustellen, in der die Tschechoslowakei einmal nach Lemberg ausgreift, um im anderen Augenblick für den Verlust der Slowakei mit dem Anschluß von Franken getröstet zu werden!

¹³ Das ehemalige russische Teilungsgebiet bestand aus jenem Territorium, das 1815 dem „Königreich Polen“ zugeschlagen wurde, und den weiter östlich gelegenen, seinerzeit direkt in das Zarenreich eingegliederten Provinzen.

Polen hatte nun einen neuen Platz auf der europäischen Landkarte erhalten. Dieses „Neue“ zu einem fest verankerten Bestandteil des Alltäglichen zu machen, die polnischen Siedler in der größtenteils völlig fremden Umgebung zu integrieren, den „Wilden“ Westen von 1945 in einen ganz normalen Westteil der Republik zu verwandeln¹⁴ – dies alles sollte noch viel Mühe und Zeit kosten.

Bei allen Unterschieden hatten die Staatsgründungen von 1918 und 1945 zumindest eines gemeinsam. In beiden Fällen wurde die Abgrenzung gegenüber der Vergangenheit zum Wegweiser für die Zukunft; Sinn und Berechtigung der Staatsgründung bestanden darin, nun alles anders, besser als vorher zu machen.

1918 war diese Abgrenzung einigermaßen unproblematisch, ging es doch um einen negativen Bezugspunkt, der – individuellen Biographien zum Trotz – als fremdbestimmt definiert werden konnte. Der neue Staat sollte aber nicht nur polnisch, d.h. souverän bzw. unabhängig sein – er sollte auch jene soziale Gerechtigkeit bringen, die unter der von außen diktierten, peripheren Modernisierung der vorangegangenen Jahrzehnte weitgehend ausgeblieben war. Die von den Gründern Volkspolens betriebene Sinnstiftung griff dieses Motiv verstärkt auf; schon 1945 gab es aber beachtenswerte Hinweise, daß die mit besonderen Versprechen angelockten Schichten – Bauern und Arbeiter – dem neuen System überaus skeptisch gegenüberstanden.¹⁵

Um den Vergleich zwischen 1918 und 1945 zusammenzufassen: Die Republik der Zwischenkriegszeit blieb bis an ihr Ende souverän, und eben als souveräner Staat hat sie die weitgehenden Versprechungen im sozialen Bereich nur unzulänglich einlösen können. Gescheitert ist sie dann aber nicht an der Enttäuschung ihrer Staatsbürger – diese hat 1939 keine Rolle gespielt –, sondern an einer extrem ungünstigen außenpolitischen Konstellation. Die Volksrepublik Polen zerfiel hingegen unter dem Druck einer Protestbewegung ihrer Bürger, die die Konstruktionsfehler dieses Staatswesens nicht mehr mittragen wollten. Diese fundamentalen Konstruktionsfehler treten freilich nicht nur in dem Vergleich mit 1918 hervor; zu einem bedeutenden Teil hängen sie mit den internen Eckdaten des Jahres 1945 zusammen, mit der Bilanz von fast sechs Jahren Krieg und Besatzung.

¹⁴ Die Forschungen zu diesem Thema sind noch weit vom Abschluß entfernt. Eine gute Einführung für den Bereich „Großstadt“ bietet Marek Ordylowski, *Życie codzienne we Wrocławiu 1945–1948* (Das tägliche Leben in Breslau 1945–1948). Wrocław (u.a.) 1991, ergänzt durch die diesbezüglichen Partien des Tagebuchs von Hugo Steinhaus, *Wspomnienia i zapiski* (Erinnerungen und Notizen). Londyn 1992.

¹⁵ Diese These passim in: *Armia Krajowa* (wie Anm. 1), Berichte der Führung des Untergrunds im ersten Halbjahr 1945.

III.

Der Zweite Weltkrieg brachte eine der größten Katastrophen in der polnischen Geschichte. Die materiellen Verluste wurden 1946 auf 38% des nationalen Vermögens geschätzt, was etwa dem 28fachen Wert der Investitionen des letzten Vorkriegsjahres entsprach. Denselben Schätzungen zufolge soll die Industrie zu über $\frac{1}{3}$ und das Verkehrswesen zu etwa 50% zerstört worden sein.¹⁶ Diese Daten, gewiß nicht präzise, vermitteln dennoch mit einiger Sicherheit einen Eindruck von der Dimension der statistisch erfaßbaren Verwüstungen, die bekanntlich zu einem großen Teil nicht durch Kriegshandlungen, sondern vor allem durch die Besatzungspolitik zustandegekommen sind.

Die menschlichen Direktverluste betragen demnach ca. 6 Mio. Opfer, von denen knapp die Hälfte polnische Juden waren.¹⁷ Nach Deutschland als Zwangsarbeiter verschleppt bzw. in das Landesinnere der Sowjetunion als politisch verdächtige Subjekte deportiert wurden ca. 3 bis 3,5 Mio. Personen. Die Grenzziehung von 1945 beließ fast 9 Mio. ehemals polnischer Staatsbürger in den ehemaligen Ostgebieten jenseits der neuen polnischen Grenze. Rechnet man all dies zusammen, so ergibt sich für den Augenblick des Kriegsendes zwischen der alten Staatsgrenze im Westen und der neuen im Osten eine Bevölkerung von knapp 18 Mio., d.h. etwa 50% des Vorkriegsstandes.¹⁸ Von den ca. 4 Mio. Polen, die sich zu diesem Zeitpunkt außerhalb des neuen Staatsgebietes befanden – in Deutschland,

¹⁶ Es handelt sich um Schätzungen, die aus der unmittelbaren Nachkriegszeit stammen. Aufschlußreich ist jedoch der Vergleich mit ähnlichen Schätzungen aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, der ebenfalls schwere Verwüstungen mit sich gebracht hatte: Die materiellen Verluste von 1914–1918 wurden zeitgenössisch auf 73 Mrd. Goldfrancs, d.h. 10–11% des Vermögens des neuen Staates geschätzt.

¹⁷ Für diese Daten gelten ähnliche Einschränkungen wie für die Schätzungen der materiellen Verluste. In der Diskussion in „Dzieje Najnowsze“ (1994), Nr. 2, wird auf viele zweifelhafte Angaben in den einzelnen „Verlustbereichen“ hingewiesen, gleichzeitig wird jedoch in beiden Beiträgen über die Gesamtverluste (Jerzy Z. Holzer, Bilans demograficzny Polski dla okresu 1939–1945 (Demographische Bilanz Polens für den Zeitraum 1939–1945), S. 5–7, hier S. 7; Czesław Łuczak, Szanse i trudności bilansu demograficznego Polski w latach 1939–1945 (Chancen und Schwierigkeiten einer demographischen Bilanz Polens für die Jahre 1939–1945), S. 9–14, hier S. 14) an der Schätzung von insgesamt ca. 6 Mio. Toten festgehalten.

¹⁸ Hinzu kamen – nach polnischen Schätzungen – 4,5 Mio. Menschen (darunter 3,4 Mio. Deutsche) in den Gebieten zwischen Vorkriegs- und neuer Westgrenze. Bis zu der ersten Volkszählung im Februar 1946 erhöhte sich die Gesamtzahl der Bevölkerung innerhalb der neuen Staatsgrenzen auf fast 24 Mio., wobei sich der Anteil der Deutschen infolge der ersten Zwangsaussiedlungen erheblich verringert haben dürfte. Die Angaben nach Historia Polski w liczbach. Ludność. Terytorium (Geschichte Polens in Zahlen. Bevölkerung. Territorium). Warszawa 1993, Tab. 172 u. 173, wobei die Zahl der Deutschen höchstwahrscheinlich nach oben korrigiert werden sollte.

in der Sowjetunion und im westlichen Exil –, ist die Mehrheit in den folgenden Jahren nach Polen zurückgekehrt bzw. umgesiedelt. Dennoch bedeuteten die Gesamtverluste der polnischen Gesellschaft einen Aderlaß, der die Überlebensschwelle dieses Organismus fast erreicht zu haben schien. Die Zerstörung der Nervenzentren der modernen Gesellschaft – der Großstädte – hatte eine zuvor unvorstellbare Dimension erreicht; die menschlichen Verluste der Stadtbevölkerung werden mit 2,5 Mio. auf etwa 50% geschätzt (77% der ermordeten Juden hatten in Städten gewohnt). Der Gesundheitszustand der Überlebenden war durch jahrelanges Hungern und die Ausbreitung von Krankheiten gekennzeichnet.

Für das entstehende Volkspolen fiel indessen besonders ins Gewicht, daß die Verwüstungen der Besatzungszeit in einem ganz erheblichen Maße drei Gruppen tangierten, deren jede ein potentieller Gegner der neuen Gesellschaftsordnung hätte werden können. Als erste sind die besitzenden Schichten anzusprechen; sie waren schon 1939/40 in Westpolen von der nationalsozialistischen, im alten Ostpolen von der sowjetischen Besatzungspolitik enteignet worden. Im sog. Generalgouvernement, d.h. vereinfacht ausgedrückt in Zentralpolen, hatte die Enteignung den ländlichen polnischen Besitz zumindest teilweise verschont – dies wurde nun seit Herbst 1944 im Eiltempo nachgeholt.¹⁹ Infolge dieses Verlustes der Existenzgrundlage, teils auch infolge der physischen Vernichtung, traten die vor 1939 besitzenden Schichten nach Kriegsende so gut wie überhaupt nicht in Erscheinung. Dies hängt sicherlich zu einem Teil damit zusammen, daß der Ruf nach grundlegenden gesellschaftlichen Reformen schon vor 1944 von der Mehrheit der Polen akzeptiert wurde und aller Wahrscheinlichkeit nach von jeder Nachkriegsregierung hätte verwirklicht werden müssen;²⁰ andererseits ist ebenso offenkundig, daß die großen Reformen der Nachkriegszeit, d.h. Bodenreform und Nationalisierung, im Grunde nur noch das vollendet haben, was unter der Besatzungsherrschaft – im Falle der deutschen freilich unter völlig anderer Zielsetzung – bereits weitgehend durchgeführt worden war.

¹⁹ Vgl. dazu Dokumenty (wie Anm. 9), Sitzungen vom Oktober 1944, bes. S. 18, Anm. 82.

²⁰ Auf die Forschungsdefizite hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen der Programmatik des Widerstands und der Akzeptanz für die Nachkriegsreformen habe ich schon vor Jahren hingewiesen: Włodzimierz Borodziej, Polnische zeitgeschichtliche Arbeiten über die Jahre 1939 bis 1945, in: Zum wissenschaftlichen Ertrag der deutsch-polnischen Schulbuchkonferenzen der Historiker 1972–1987. XX. deutsch-polnische Schulbuchkonferenz der Historiker 1.–6. Juni 1987 in Poznań (Posen), hrsg. v. der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission, red. v. Wolfgang Jacobmeyer. Braunschweig 1988 (Schriftenreihe des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung. 22/XI.), S. 113–122.

Die nächste Gruppe, die potentiell ein Gegner des Stalinismus hätte sein können, war die Intelligenz. Tot waren nach den sechs Jahren Krieg und Besetzung 30% der Wissenschaftler, 57% der Rechtsanwälte, fast 22% der Richter und Staatsanwälte, 39% der Ärzte – auch an diesen Zahlen hatte der Holocaust einen bedeutenden Anteil –: insgesamt mehr als $\frac{1}{3}$ der polnischen Akademiker der Vorkriegszeit. Rechnet man jene bereits Erwähnten hinzu, die lieber im Exil blieben als in das neue Polen zurückzukehren, so ergibt sich auch für den Bereich Bildung ein Einbruch, der entscheidend auf das Verhalten der traditionell richtungsweisenden Intelligenz einwirken mußte – konnte es denn 1945 eine dringendere Aufgabe geben als den Wiederaufbau des Bildungswesens? Und dieses ohne Kooperation mit dem neuen Staat zu vollbringen war undenkbar.

Die andere Gruppe, die sich mit dem Jahr 1945 definitiv aus ihrer bisherigen Rolle in der polnischen Geschichte verabschiedete, waren die nationalen Minderheiten. Auch in dieser Hinsicht hätte das Kriegsende kaum einen radikaleren Schlußpunkt bilden können. Die Juden ermordet, Ukrainer und Belorussen weitgehend jenseits der neuen Staatsgrenzen – schon diese Ausgangslage der neuen polnischen Staatlichkeit zeigte, daß sie in ethnischer Hinsicht eine ganz andere werden würde. Ähnlich wie im Falle der großen Reformen, vollendete dann der neue Staat, was ihm von Krieg und Besetzung in die Wiege gelegt worden war. Die Mehrheit der übriggebliebenen östlichen Minderheiten wurde in einer Art Bevölkerungsaustausch (d.h. gegen dort lebende Polen) in die angrenzenden Sowjetrepubliken ausgesiedelt. Dasselbe Schicksal traf bekanntlich die Deutschen – aus den sog. „wiedergewonnenen Gebieten“ wie aus dem alten Staatsgebiet wurden ca. 3,5 Mio. Deutsche zwangsausgesiedelt, wodurch Polen wenige Jahre nach Kriegsende zum ersten Mal in seiner Geschichte zu einem weitgehend ethnisch „homogenen“ Staat wurde.

Die Zwangsumsiedlung von Millionen Menschen als Instrument einer nationalstaatlichen „Homogenisierung“ lag bekanntlich vor 1939 außerhalb der mitteleuropäischen Vorstellungswelt.²¹ Nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs rückt sie als eine Selbstverständlichkeit in den Mittelpunkt der Friedensplanung. Nach wenigen Jahren haben wir es mit einer Umkehrung der Vorkriegssituation zu tun: Es ist in Polen nicht eine Stimme des öffentlichen Protests bekannt, die sich gegen das Prinzip der Zwangsumsiedlung erhoben hätte. Ebenso sind uns Stellungnahmen unbekannt, die die Art ihrer Durchführung kritisch thematisieren würden.

²¹ S. dazu Hans Lemberg, „Ethnische Säuberung“: Ein Mittel zur Lösung von Nationalitätenproblemen?, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“*, Nr. B 46/92 vom 6. November 1992, S. 27-38.

Dabei war es keineswegs so, daß diese Umstände nur in deutscher Erinnerung die schlimmsten Eindrücke hinterlassen hätten:²² die „Entukrainisierung“ Südostpolens mit dem Schlußakt der Zwangsaussiedlung der – bisher nicht in die Sowjetunion verdrängten – Ukrainer aus ihrer Heimat dürfte eine ähnlich traumatische Erfahrung gewesen sein.²³

Die Zustimmung, die die gewaltsame Polonisierung von Boden und übriggebliebenen Menschen in der zweiten Hälfte der 40er Jahre von der Gesellschaft erfuhr, hatte auf mehrfache Arten mit der unmittelbaren Vergangenheit zu tun. Erstens war 1945 die Kollektivschuldthese, abgeleitet aus der Überzeugung von einem angeborenen deutschen Hang zum Verbrechen, so weit verbreitet, daß man sie als Binsenwahrheit der Nachkriegsjahre bezeichnen kann. Auch das Verlangen nach Rache wurde als eine völlig legitime Haltung empfunden – mit den Ukrainern stand noch die Rechnung für die Blutbäder in Wolhynien offen, der „Haß gegenüber Deutschen“ wurde gar „als gesellschaftlich kostbarer Wert“ gelobt, und zwar sowohl innerhalb des Regierungslagers wie auch von nichtkommunistischen Kräften.²⁴ Wenn jedoch in der damaligen Publizistik die Schaffung von „rentablen Konzentrationslagern“ für Deutsche verlangt wurde,²⁵ wenn polnische Soldaten in die Umsiedlung der Ukrainer mit dem vielsagenden Hinweis geschickt wurden, „der Bandit unterscheidet sich im allgemeinen durch nichts von jedem Menschen, dem man begegnet“,²⁶

²² Vgl. Dokumentation (wie Anm. 10), Bd. I/1-2, sowie Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, hrsg. v. Wolfgang Benz. Frankfurt a.M. 1985, mit weiterführender Literatur. Auf polnischer Seite ist die Zwangsaussiedlung der Deutschen jahrzehntelang fast vollständig tabuisiert, mit rigorosen Zensurvorschriften belegt und im Ergebnis so gut wie nicht untersucht worden.

²³ Dazu vor allem Eugeniusz Miśło, Akcja „Wisła“. Dokumenty wysiedlenia ludności ukraińskiej na tereny poniemieckie (Aktion „Weichsel“. Dokumente zur Aussiedlung der ukrainischen Bevölkerung in die ehemals deutschen Gebiete). Warszawa 1993. Addiert man die fast 500 000 Ukrainer, die bis Sommer 1946 in die Sowjetunion verdrängt worden waren, und die 140 000 Opfer der Aktion vom Frühjahr 1947, handelte es sich insgesamt um die Entwurzelung von ca. 650 000 Menschen.

²⁴ S. dazu v.a. Edmund Dmitrow, Niemcy i okupacja hitlerowska w oczach Polaków. Poglądy i opinie z lat 1945–1948 (Die Deutschen und die Hitler-Okkupation in den Augen der Polen. Ansichten und Meinungen aus den Jahren 1945–1948). Warszawa 1987, passim. Der Lob des „Hasses als eines gesellschaftlich kostbaren Wertes“ stammte von dem damals führenden Intellektuellen der Linken, Jan Kott; zit. nach ebenda, S. 238.

²⁵ Ebenda, S. 267 u. 265 f.

²⁶ Eugeniusz Miśło, Polska polityka narodowościowa wobec Ukraińców 1944–1947 (Die polnische Nationalitätenpolitik gegenüber den Ukrainern 1944–1947), in: Polska – Polacy – mniejszości narodowe (Polen – die Polen – nationale Minderheiten). Wrocław (u.a.) 1992, S. 391–421, hier S. 407. Zahlreiche Beispiele für die amtliche Verwendung der „Sprache des Unmenschen“ in den von Miśło, Akcja (wie Anm. 23), publizierten Dokumenten.

wurde schon eine andere Folge der Kriegs- und Besatzungszeit manifest: die Ansteckung durch Menschenverachtung.

Diese Gefahr – oder sollte man eher von einer virulenten Krankheit sprechen? – ist von außen erkannt worden,²⁷ sie wurde aber vor allem unter Polen selbst diskutiert. Stanisław Ossowski, mehr als ein prominenter Soziologe, gab im September 1946 seiner tiefen Beunruhigung über den Geisteszustand der polnischen Gesellschaft Ausdruck: Mehrere nationalsozialistische Denkschemata, vor allem ein auf Rassismus aufbauender Nationalismus, seien in der Nachkriegsöffentlichkeit erkennbar; das Gift der Besatzungszeit wirke weiter.²⁸ Und die größte autodiagnostische Diskussion jener Zeit drehte sich um die Frage, ob die Polen – oder überhaupt: die Opfer – aus der Hölle eines Konzentrationslagers geistig unversehrt, gewissermaßen nur als heldenhafte Märtyrer herausgekommen waren – herauskommen konnten –, oder ob nicht die Tatsache des Überlebens in extremis notgedrungen ein bestimmtes Maß an Verwicklung, vielleicht sogar Mitschuld beinhalten mußte? „(...) sagt doch endlich“, forderte der ehemalige Auschwitz-Häftling Tadeusz Borowski seine Mithäftlinge auf, „wie ihr die Plätze im Krankenhaus gekauft habt, in den guten Kommandos, wie ihr die Muselmanen in den Kamin geschoben habt, wie ihr Frauen und Männer gekauft habt (...) erzählt doch von dem Lageralltag, über die Organisation, über die Hierarchie der Angst, über die Einsamkeit eines jeden Menschen. Aber schreibt doch, daß gerade ihr das getan habt. Daß ein Teil des berühmten Ruhms von Auschwitz auch euch gehört. Oder vielleicht nicht?“²⁹

IV.

Die geographische und mentale Entwurzelung der polnischen Gesellschaft wurde 1945 verstärkt durch eine weitgehende Desorientierung hinsichtlich der Zukunft der neuen Staatlichkeit. Man habe das Gefühl einer „Permanenz des Provisoriums“, klagte im Mai 1945 der Journalist Ed-

²⁷ Vgl. den bis heute lesenswerten Aufsatz von Walter Dirks, Eugen Kogon, Verhängnis und Hoffnung im Osten. Das Deutsch-Polnische Problem. Betrachtungen im Mai 1947, Neudr. in: Vertreibung (wie Anm. 22), S. 125-142, hier S. 128.

²⁸ Stanisław Ossowski, Na tle wydarzeń kieleckich (Vor dem Hintergrund der Kielcer Ereignisse), in: *Kuźnica* Nr. 38 vom 30. September 1946.

²⁹ Zit. nach Dmitrow, Niemcy (wie Anm. 24), S. 117f. u. ebenda, S. 113-128. Die Diskussion ist erstmals von dem Literaturhistoriker Andrzej Werner unter dem bezeichnenden Titel *Zwyczajna apokalipsa* (Eine gewöhnliche Apokalypse). Warszawa 1971, rekonstruiert worden.

mund Osmańczyk, der Volkspolen bis an sein Ende als unbequemer Zeitzeuge begleiten sollte. „Die Gesellschaft ist paralysiert von der Angst vor dem Abgrund (...) Die Gesellschaft fühlt sich als Ball in einem internationalen Spiel.“³⁰

Diese Unsicherheit über externe wie interne Rahmenbedingungen der künftigen Entwicklung hatte mindestens zwei grundsätzliche Dimensionen. Die eine war die individuell-biographische. Die Älteren waren noch in den Kaiserreichen groß geworden; sie hatten dann einen Weltkrieg erlebt, die Begeisterung über die Staatsgründung 1918, die Furcht vor dem Zusammenbruch 1920, parlamentarische Demokratie, autoritäre Diktatur, schließlich neuen Weltkrieg, neue Grenzen und die Entstehung eines Staates, der 1945 zwar noch nicht Volksrepublik hieß, sich dennoch von seinem Vorgänger überdeutlich unterschied.

Die andere Dimension der Verunsicherung wird von dem Durchschnittsbürger kaum zum Ausdruck gebracht worden sein, beschäftigte ihn aber ebenso sehr wie die Intellektuellen und Politiker. In seiner ganzen Geschichte vor 1945 war Polen eines der „Borderlands of Western Civilization“, Teil der mitteleuropäischen Peripherie des Westens, oder, in anderer Sprache ausgedrückt, des „Grenzraums des Abendlandes“.³¹ Nun, geographisch so weit nach Westen verschoben wie nie zuvor in der Neuzeit, gehörte es plötzlich in einen ganz anderen geopolitischen Zusammenhang, war nämlich offensichtlich nicht primär in eine russische, sondern vor allem in die sowjetische Einflußsphäre integriert. War damit zwangsläufig eine Gleichschaltung mit dem gesellschaftspolitischen System des östlichen Nachbarn verbunden? Wie weit würde sie gehen und was würde nun Sowjetisierung im polnischen Fall bedeuten?

Die Kommunisten stritten solchen Befürchtungen in der Anfangsphase ihrer Herrschaft jede Berechtigung ab. Ungeachtet dessen, wie ernst nun im Einzelfall die Vorstellung von einem „nationalen Weg in den Sozialismus“ 1945 gewesen sein mag, kann man dennoch davon ausgehen, daß die meisten von ihnen das Ausmaß der künftigen Stalinisierung kaum vorausgesehen haben. 1945 dürften sie sich nach eigenem Verständnis an der Spitze eines Umzugs befunden haben, der Polen in eine ganz neue Zukunft befördern würde – sicher nicht in die polnische, aber auch nicht in die sowjetische Realität der 30er Jahre.

³⁰ Fragmente dieses Briefes von Osmańczyk an Jerzy Borejsza zitiert Kersten, *Narodziny systemu* (wie Anm. 1), S. 145, bezeichnenderweise als Motto des Kapitels „Społeczeństwo“ („Gesellschaft“).

³¹ So der deutsche Titel der ursprünglich auf englisch veröffentlichten Darstellung von Oskar Halecki. Salzburg 1956.

Welche Lösungsansätze formulierten die nichtkommunistischen³² Politiker? Die Option einer gänzlichen Verweigerung, d.h. die Aufrechterhaltung der bisherigen Widerstandshaltung, bot so gut wie keine Zukunftsperspektiven. Es war klar, daß Polen in Kooperation mit den kommunistischen Behörden wiederaufgebaut werden mußte, es war zugleich immer wieder strittig – und dies gab der Verweigerung Rückhalt –, wo die Kooperation aufhörte und eine letztlich gegen die Interessen der Gesellschaft verstoßende Kollaboration begann.

Einen Schritt in Richtung der Lösung des Dilemmas wagte der aus dem Londoner Exil zurückgekehrte Stanisław Mikołajczyk, nun stellvertretender Ministerpräsident in der Regierung der Nationalen Einheit. Sein Kalkül war scheinbar einleuchtend: Da die Sowjets sich auf die schwachen Kommunisten nicht verlassen konnten, mußten sie ein Bündnis mit Nichtkommunisten eingehen, sofern ihnen diese ein noch auszuhandelndes Maß an außenpolitischer Konformität entgegenbrachten. Ein demokratisches, mit der Sowjetunion verbündetes Polen, das im Inneren mehr oder minder souverän bleiben sollte, lag 1945 durchaus im Bereich des Denkbaren.³³ Dieser nachträglich als „Finnlandisierungs“-Konzept erkennbare Versuch scheiterte ebenso wie der konsequente Widerstand. Ein britischer Diplomat konnte zwar nach der Flucht Mikołajczyks im November 1947 durchaus zu Recht meinen: „Selbst wenn das Experiment gescheitert ist, war es notwendig“;³⁴ aus polnischer Sicht war die Bilanz dieses Experiments jedoch durchgehend negativ, ein Trauma für alle jene, die sich daran beteiligt hatten und nun jahrelang die Folgen in Gestalt von Repression und Benachteiligung tragen mußten. Daß dies so kommen würde, war 1945 bei weitem nicht offenkundig; im Exil, das Mikołajczyk als Verräter brandmarkte, ist es freilich schon damals oft genug prophezeit worden.

Der polnische Weg zum Sozialismus, Widerstand, zu kritischer Kooperation und Exil – all diese auseinanderstrebenden Wegweiser des Jahres 1945 waren Antworten auf die große Herausforderung, die ihrerseits Folge der Widersprüchlichkeit der polnischen Bilanz des Zweiten Weltkriegs

³² Es ist hier durchgängig von „nichtkommunistischen“ Kräften die Rede, da die Abgrenzung zum Regime vermutlich das einzige war, was die einzelnen Strömungen und Organisationen vereinigte. Die innere Differenzierung und die Ausformulierung positiver Programme der antikommunistischen Gruppierungen ist essentiell erst nach 1989 eingetreten.

³³ Włodzimierz Borodziej, *Od Poczdamu do Szklarskiej Poręby. Polska w stosunkach międzynarodowych 1945–1947 (Von Potsdam bis Schreiberhau. Polen in den internationalen Beziehungen 1945–1947)*. Londyn 1990, S. 63 ff. u. 74–77.

³⁴ Aktennotiz vom 25. November 1947, zit. nach Borodziej, *Od Poczdamu (wie Anm. 33)*, S. 349.

war: Als Quasi-Gründungsmitglied der Anti-Hitler-Koalition hatte Polen 1939 den Abwehrkampf aufgenommen, um seine territoriale Integrität und Souveränität zu verteidigen. Es hat beide Ziele verfehlt, so daß es schließlich zwar auf seiten der Sieger, faktisch aber als ein schwer gezeichneter Verlierer aus dem Krieg hervorging.

Aus der zugegebenermaßen kurzen Distanz von heute scheint es freilich, als ob die katastrophale Bilanz von 1945 nach einem halben Jahrhundert langsam andere Konturen bekäme. Die auseinanderstrebenden Wegweiser von damals sind in den letzten Jahren in das Museum der polnischen Geschichte abgewandert. Seit 1989 löst sich der Widerspruch zwischen Geographie und Politik auf, die Westverschiebung von 1945 drängt Polen heute die Integration mit dem Westen förmlich auf. Aber erst in jenem Augenblick, in dem diese Integration ein irreversibler Prozeß geworden ist, wird die Bilanz von 1945 definitiv abgeschlossen werden können.

50 Jahre danach: 1945 als Epochenjahr für Deutschland und sein Verhältnis zum nördlichen Ostmitteleuropa

von Karl-Heinz Ruffmann

Was bedeutet 1945 heute und wohl auch in absehbarer Zukunft für Deutschland unter besonderer Berücksichtigung unseres Verhältnisses zum östlichen Europa? So lautet in etwa die mir vom Institut Nordostdeutsches Kulturwerk vorgegebene Hauptfragestellung und Hauptaufgabe dieses Beitrags. Mein Fragehorizont sei dabei einleitend durch zwei Hinweise abgesteckt:

1. Die Beschäftigung mit Vergangenheit hat in Deutschland seit geraumer Zeit Konjunktur. Verursacher ist – folgt man Hermann Lübbe¹ – eine sich immer schneller verändernde Gegenwart, die so auch Vergangenheit immer schneller entstehen läßt, von der wir uns einerseits ebenso rasch entfernen, der wir jedoch andererseits „vermehrt“ verhaftet bleiben.

Gilt das auch für das Epochenjahr 1945, für unser heutiges Verhältnis zu ihm? Inwieweit und warum gehört 1945 50 Jahre danach zu unserer „vermehrten“ Vergangenheit?

2. Stefan Zweig notiert in der in seinem Todesjahr 1942 veröffentlichten Autobiographie „Die Welt von Gestern“: „In dem einen kleinen Intervall, seit mir der Bart zu sprossen begann und seit er zu ergrauen beginnt, in diesem einen halben Jahrhundert hat sich mehr ereignet an radikalen Verwandlungen und Veränderungen als sonst in zehn Menschengeschlechtern, und jeder von uns fühlt: zu vieles fast! So verschieden ist mein Heute von jedem meiner Gestern, meine Aufstiege und meine Abstürze, daß mich manchmal dünkt, ich hätte nicht bloß eine, sondern mehrere, völlig voneinander verschiedene Existenzen gelebt ... Wer immer durch diese Zeit ging oder vielmehr gejagt und gehetzt wurde – wir haben wenig Atempausen gekannt –, hat mehr Geschichte miterlebt als irgendeiner seiner Ahnen. Auch heute stehen wir abermals an einer Wende, an einem Abschluß und einem neuen Beginn“.²

¹ Hermann Lübbe, *Zeit-Verhältnisse. Über die veränderte Gegenwart von Zukunft und Vergangenheit*, in: *Universitas* (1988), H. 12, S. 1239-1248.

² Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern*. Frankfurt a.M. 1993, S. 8f. u. 12.

Was der 1881 in Wien geborene und 1938 aus Österreich emigrierte Schriftsteller hier als das Schicksal seiner, „einer ganzen Generation“ (so er wörtlich) beschrieben hat, ist inzwischen vom Zweiten Weltkrieg bis in unsere Tage zum Schicksal weiterer Generationen fast überall auf unserem alten Kontinent geworden, darunter nicht zuletzt zum Schicksal sehr vieler Menschen in Deutschland und im östlichen Europa. Welcher Zusammenhang besteht nun zwischen dieser für das 20. Jahrhundert charakteristischen Grundbefindlichkeit gerade auch von Mittel- und Osteuropäern und der Zäsur von 1945? Relativiert sich diese Zäsur in zumindest aktueller Perspektive? Oder ist sie heute erst recht als einschneidend zu bewerten? Handelt es sich erneut um eine „vermehrte“ Vergangenheit?

Sämtliche genannten Fragen und damit auch die nachfolgenden Antworten müssen grundsätzlich berücksichtigen: „(..) gerade die großen Wendepunkte der Vergangenheit erfahren aus ihrer sich unaufhörlich wandelnden Wirkungsgeschichte eine unterschiedliche, ja manchmal gegensätzliche Bewertung“.³ Zugleich liegt unseren Fragen und Antworten die für jeden Historiker ebenfalls selbstverständliche Erkenntnis zugrunde, wonach die Prozesse, die es hier festzuhalten gilt, beileibe nicht alle schon 1945 abgelaufen, wohl aber im Geschehen dieses Jahres an- und grundgelegt sind, zu dessen unmittelbaren Ergebnissen und Folgen gehören. Genau dies macht aus, was wir als epochale Zäsur zu bezeichnen pflegen. Man denke vergleichsweise nur an 1789 als Epochenjahr, mit dem wir gemeinhin das bürgerliche und nationalstaatliche Zeitalter beginnen lassen. Und schließlich: „Zu wissen, wie alles kommen mußte, können ohnedies nur die Historiker behaupten.“⁴

Mit derartigen Einschränkungen ist natürlich auch die Hauptthese dieses Beitrags versehen und zu bewerten. Danach ist für Deutschland und sein Verhältnis zu Ostmitteleuropa das Epochenjahr 1945 nach wie vor eine wichtige, nicht wegzudenkende Grundlage und gewiß keineswegs bloß negativ einzustufende Voraussetzung auch für wesentliche Prozesse, die seit der Wende von 1989/90 angelaufen sind und inzwischen ihrerseits 1945 teilweise überwunden haben. Die Begründung erfolgt – in bewußter, manchem vielleicht sogar einseitig anmutender Beschränkung auf wenige, allerdings wesentliche Handlungs- und Problemfelder – in drei Schritten, unter drei Gesichtspunkten.

Der erste kreist um das Stichwort „Souveränität“. Ausgangspunkt ist der zweifelsfreie, wenngleich gelegentlich immer noch übersehene Tatbe-

³ Horst Möller, Die Relativität historischer Epochen: Das Jahr 1945 in der Perspektive des Jahres 1989, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, Nr. B 18-19/95 vom 28. April 1995, S. 3.

⁴ Waldemar Besson, Die Außenpolitik der Bundesrepublik. München 1970, S. 22.

stand, daß es einzel- bzw. nationalstaatliche Souveränität im klassischen Sinne seit 1945, im Zeitalter atomarer Vernichtungswaffen, nicht mehr gibt. Souveräne Staaten sind, nach der berühmten Begriffsbestimmung von Raymond Aron, politische Einheiten, „deren jede das Recht für sich in Anspruch nimmt, ihr eigener Richter zu sein und alleiniger Herr über die Entscheidung, zu kämpfen oder nicht zu kämpfen“.⁵ In diesem Sinne sind seit 1945 nur noch die Atommächte souverän, und auch sie nicht mehr so ganz.

Hingegen markiert insbesondere für Deutschland 1945 das Ende einer nicht nur völkerrechtlich-formal, sondern vor allem konkret-politisch souveränen Machtstellung. Dank dieser Souveränitätseinbuße besteht für die Deutschen seither keine Möglichkeit mehr, machtpolitisch im Alleingang in Europa zu agieren. Die seit der Gründung des Bismarckreiches kontinuierlich verfolgte Leitlinie der Großmacht Deutsches Reich, einen Eigenweg zwischen Ost und West zu beschreiten und Europa von seinem Zentrum aus zu dominieren, ist 1945 endgültig gescheitert. Diese Leitlinie kann auch 50 Jahre danach nicht wieder aufgenommen, nicht mehr verwirklicht werden.

Die sichere Gewähr dafür bot und bietet die mit Montanunion und Römischen Verträgen begonnene, inzwischen in NATO und EU weit fortgeschrittene westeuropäisch-atlantische Integration der Bundesrepublik Deutschland, die mit der Fortdauer des Souveränitätsverzichts vor allem im militärisch-atomaren Bereich gekoppelt ist. Erleichtert hat diese Integration noch ein weiterer, unmittelbar mit 1945 als Epochenjahr zusammenhängender, aus ihm resultierender Sachverhalt, nämlich die durch den Untergang des NS-Systems bewirkte tiefreichende Diskreditierung des Nationalismus in unserem Land. Natürlich nicht nur, aber doch ganz wesentlich dank dieser Faktoren ist es den Deutschen gelungen, ihr Bemühen um nationale Selbstverständigung politisch so einzulösen, daß schließlich eine nationalstaatliche Ausformung bzw. Vereinigung stattfand, die – übrigens erstmalig in der deutschen Geschichte – von allen Nachbarn, darunter auch den mittel- und osteuropäischen, akzeptiert werden konnte. Ganz knapp, aber präzise, zugespitzt, aber zutreffend lautet daher unser erstes Zwischenfazit: Ohne 1945 kein 1989.

Das gilt ebenfalls und erst recht für unseren nächsten, den zweiten Begründungsschritt bzw. -gesichtspunkt. Zentral auf Ost- bzw. Ostmitteleuropa ausgerichtet, geht es bei ihm um Grenzziehung und „Bevölkerungstransfer“. Hinter dieser reichlich abstrakten Formel verbirgt sich die

⁵ Raymond Aron, *Frieden und Krieg. Eine Theorie der Staatenwelt*. Frankfurt a.M. 1963 (1962), S. 17.

Oder-Neiße- und die Vertreibungs- bzw. Zwangsumsiedlungsproblematik, beide aus dem Zweiten Weltkrieg mit seinem europäischen Ende 1945 erwachsen und beide, wie sich gleich zeigen wird, als „vermehrte“ Vergangenheit erneut und diesmal sogar sehr direkt eine Grundlage für die Wende von 1989/90.

Bekanntlich wurde auf der Potsdamer Konferenz der Großen Drei im Juli/August 1945 – wie schon auf deren Jalta-Zusammenkunft im Februar des gleichen Jahres grundsätzlich ins Auge gefaßt – in Kompensation für Polens Landabtretung an die Sowjetunion die Oder-Neiße-Linie, vorbehaltlich einer endgültigen friedensvertraglichen Regelung, als Ostgrenze Deutschlands und Westgrenze Polens festgelegt, dabei das nördliche Ostpreußen um Königsberg der Sowjetunion überantwortet und zugleich, übrigens in Entwertung des Friedensvertragsvorbehalts, die „humane und ordnungsgemäße“ Aussiedlung der dortigen deutschen Bevölkerung angeordnet, sofern diese sich nicht bereits vorher, zwischen 1944 und der deutschen Kapitulation im Mai 1945, durch die Flucht dem gefürchteten Zugriff der Roten Armee entzogen hatte.

Als Hauptergebnisse der weitgehend inhuman und nicht ordnungsgemäß durchgeführten Zwangsmaßnahmen sind hier vor allem festzuhalten: „Seit etwa 1950 verläuft die Grenze geschlossener deutscher Siedlung an der Oder-Neiße-Linie und diesseits des Böhmerwaldes, die osteuropäischen Inseln sind mit wenigen Ausnahmen von der Landkarte verschwunden.“⁶ Von den 14 Millionen Deutschen, die insbesondere aus den Ostgebieten des Deutschen Reiches oder anderen mittel- bzw. osteuropäischen Staaten flohen oder vertrieben wurden, haben mehr als 2 Millionen ihr Leben verloren, während die anderen in die Besatzungszonen des Potsdamer Deutschland gelangten oder sich dort bereits vor dem 8. Mai 1945 befanden. Ihre überraschend schnelle, für viele, darunter auch Stalin, völlig unerwartete Integration vor allem in die westdeutsche Gesellschaft, „eine der großen Friedensleistungen unseres Jahrhunderts“,⁷ schuf mit einer wesentlichen Voraussetzung für die allmähliche Hinnahme der im Osten 1945 von den Siegermächten oktroyierten Realitäten durch die Bundesrepublik Deutschland. Deren Gewaltverzichtsverträge mit Moskau bzw. Warschau vom August bzw. Dezember 1970 enthielten die Anerkennung der Grenzen aller Staaten in Europa, „einschließlich der Oder-Neiße-Linie, die die Westgrenze der Volksrepublik Polen bildet, und der

⁶ Rex Rexheuser, *Die Deutschen im Osten. Von der Ostbewegung im Mittelalter bis zu den Westverschiebungen des 20. Jahrhunderts.* Lüneburg 1986, S. 2.

⁷ Möller, *Relativität* (wie Anm. 3), S. 6.

Grenze zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik (...) als unverletzlich“.⁸

Endgültig und völkerrechtlich verbindlich hat Deutschland zwar erst nach Vollzug seiner staatlichen Einheit auf die 1945 als Folge des Zweiten Weltkrieges verlorenen Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie verzichtet. Aber dieser Schlußakt war längst vor dem 3. Oktober 1990 in internationalen Verhandlungen fest vereinbart worden als unerläßliche Bedingung (*conditio sine qua non*) für die Akzeptanz des neuen gesamtdeutschen Nationalstaates durch östliche wie westliche Nachbarn, durch Moskau und Warschau wie durch Paris. Seither gibt es für uns im Osten keine ungelösten Grenzfragen und territorialen Revisionsansprüche.

Auch das zweite Zwischenfazit kann daher nur lauten: Ohne 1945 kein 1989/90, ohne Anerkennung des Verlusts alter deutscher Ostgebiete einschließlich Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung ihrer deutschen Bewohner hätte es 1989/90 keine nationalstaatliche Vereinigung Deutschlands gegeben. Das darf nicht übersehen werden, bleibt gültig bei der ebenfalls lapidaren und ebenfalls zutreffenden Feststellung: Die Vereinigung überwand die 1945 angelegte, wenngleich zunächst von keiner der drei Hauptsiegermächte gewollte, jedoch als Funktion und Produkt des Kalten Krieges bis 1949/1955 vollzogene staatliche Teilung Deutschlands.

Der tatsächliche Vereinigungsprozeß 40 Jahre später hat stattgefunden im Zuge und infolge des Zusammenbruchs der politischen, ideologischen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnungen in den bis dahin kommunistisch regierten Ländern im östlichen Europa. Er wurde überhaupt erst ermöglicht zum Zeitpunkt der Desintegration der bisherigen Welt- und Blockvormacht Sowjetunion wie auch der östlichen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Bündnissysteme (Warschauer Pakt, Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe). Diese Desintegration wiederum löste eine friedliche Revolution in der DDR aus und führte schließlich zu einer politischen Revolution im internationalen Mächtesystem. Daß wir Deutsche in den alten und neuen Bundesländern dabei, jedenfalls zunächst, ohne gemeinsames, zumindest einigermaßen deckungsgleiches Selbstverständnis, „in eine traurige Entfremdung hinein vereinigt“⁹ und im Grunde bis heute eine „verkrampte Nation“ (so Bundespräsident Roman Herzog)

⁸ Zit. nach Karl-Heinz Ruffmann, *Sowjetrußland 1917–1957*. 7. Aufl., München 1977, S. 313.

⁹ So Wolfgang Ullmann, ehemals führender Bürgerrechtler in der DDR, dann MdB für das Bündnis 90, im Februar 1991; zit. nach Karl-Heinz Ruffmann, *Vaterland woher, wohin? Die Deutschen auf der Suche nach einem neuen Selbstverständnis*, in: *Sozialismus und Kommunismus im Wandel*. Hermann Weber zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Klaus Schönhoven u. Dietrich Staritz. Köln 1993, S. 500.

geblieben sind, hängt einmal mehr mit noch nicht ausgestandenen Folgen und Wirkungen von 1945/1949 zusammen.

Andere Entwicklungen im letzten Jahrzehnt signalisieren hingegen, wie im letzten Teil unserer Hauptthese ausdrücklich betont, eine Überwindung der Zäsur von 1945, von damals geschaffenen Realitäten. Mit bewußter Beschränkung auf unsere spezifische Themenstellung seien hier nur vier Hauptmerkmale umrissen:

1. Völlig neu im Beziehungsgeflecht zwischen Deutschland und dem östlichen Europa ist der Umstand, daß die Zeiten des Gegeneinanderauspielens wenigstens konzeptionell vorüber sind. Es geht nicht um die Entwicklung von Beziehungen mit Moskau über die Ostmitteleuropäer, vor allem über Polen, aber auch über die baltischen Staaten, hinweg; es geht auch nicht mehr darum, die Beziehungen mit dem östlichen Europa auf Kosten Moskaus zu entwickeln. Die veränderte Interessenkonstellation angesichts der Aufhebung des Ost-West-Konflikts in Europa hat einerseits neue Chancen eröffnet. Perspektivisch überwindet sie nicht nur Denkstrukturen des Kalten Krieges, sondern historisch weit vor der bolschewistischen Revolution angesiedelte völkerpsychologische und gleichgewichtspolitisch orientierte Denkmuster. Andererseits hat Moskaus Tschetschenienkrieg mit seinen schlimmen Menschenrechtsverletzungen im ganzen östlichen Mitteleuropa Befürchtungen über eine neoimperiale Politik des Kreml unter dem Motto des Schutzes für die Russen im „nahen Ausland“ stark wiederbelebt. Nicht zuletzt aus historischen Gründen muß sich Deutschland für Unabhängigkeit und territoriale Integrität der baltischen Staaten engagieren, freilich nicht ohne sich zugleich für eine faire Behandlung der dort lebenden Russen einzusetzen.¹⁰
2. Die „Rückkehr unserer östlichen Nachbarn nach Europa“ wird entscheidend präjudiziert durch das Bewußtsein, daß Deutschland geographisch, wirtschaftlich, kulturell und politisch die Brücke nach Westeuropa bildet, sowie durch Perzeption dieses Deutschland als dominanter Macht. Diese Perzeption ruft in den betroffenen Ländern einen Zwiespalt der Gefühle und Haltungen hervor, erzeugt Unsicherheiten in den Konzeptionen ihrer Anbindung an Westeuropa. Die Anerkennung der Schlüssel- und Brückenfunktion Deutschlands durch unsere östlichen Nachbarn unterstreicht zusätzlich in ihrer ebenso wie

¹⁰ Vgl. dazu Heinz Timmermann, *Rußland und Deutschland (I). Ihre Beziehungen als integraler Bestandteil gesamteuropäischer Kooperation*, in: *Aktuelle Analysen des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien*, Nr. 39/1995, S. 5f.

in der westeuropäischen Wahrnehmung eine deutsche Dominanz auf dem Kontinent. Das ist psychologisch verständlich, droht aber zweckrationales, vernünftiges Handeln zu behindern.

3. Ungeachtet einer bisweilen allzu sehr als schicksalhaft angesehenen historischen Entwicklung liegt es in hohem Maße an bewußten Weichenstellungen im nun staatlich vereinten Deutschland und bei unseren östlichen Nachbarn, die politischen und wirtschaftlichen Prozesse innerhalb kooperativer europäischer Strukturen zu steuern. Dabei wird die Haltung von und zu Deutschland zum Lackmустest für die Entwicklung von politischer Kultur und Bürgergesellschaft mit Öffnung gegenüber und Wahrnehmung der neuen Bundesrepublik als einer gefestigten, in westeuropäischen Strukturen existentiell verankerten Demokratie.

Darüber hinausgehende deutsche Pläne, die wiedergewonnene nationalstaatliche Einheit und Machtposition für die Führung einer nach Osten erweiterten, aber sonst eher lockeren Europäischen Union zu benutzen, sind strikt abzulehnen, stellen ein rückwärts gewandtes Konzept dar. Deutschland darf nicht einmal ansatzweise zwischen Ost und West taktieren und jonglieren, sich keine unabhängige Sonderrolle anmaßen, sondern muß seine schon wiederholt angesprochene, von den östlichen Partnern offenkundig ausdrücklich gewünschte Brücken- und Mittlerfunktion stets als untrennbar integrierter Bestandteil und Mandatar des westlichen und atlantischen Europa ausüben. Unser Wissen um die Vorgänge, die zu 1945 führten, läßt keine andere Wahl zu.

4. Eine weitere um 1945 zentrierte Überlegung tritt hinzu, wirkt nochmals verstärkend. Im Zweiten Weltkrieg, an und nach dessen Ende haben Millionen Menschen im östlichen Mitteleuropa, Deutsche, Polen, Juden, Esten, Letten, Litauer, ihre angestammte Heimat verloren. Heimat ist (mit dem Freiburger Mediävisten und Vorsitzenden des Collegium Carolinum in München, Ferdinand Seibt¹¹) am besten zu erfassen und zu beschreiben als „ein ganz persönlicher Entwicklungsprozeß“, der mit Orten zu tun hat, mehr noch mit Menschen, die einem vertraut sind, unter denen man sich wohl, d.h. zu Hause fühlt, und besonders mit der Wohnlichkeit des eigenen Kopfes, der eigenen Geisteswelt. Der ganz persönliche Entwicklungsprozeß liefert auch die Erklärung dafür, daß Heimat gleichzeitig existent und nicht mehr existent ist, sein kann. Existent als geistige, innere Heimat. Nicht (mehr) existent dann, wenn sie zwar als Landschaft, als Kulisse ihrer selbst herumsteht, aber der verschwundenen Menschen wegen längst untergegangen ist.

¹¹ S. Süddeutsche Zeitung Nr. 65 vom 18. März 1991, S. 11.

Ein solches prozessualer Veränderung unterliegendes Heimatgefühl erscheint – im besten Fall – einer Liebesbeziehung vergleichbar, kann wie diese konstant bleiben oder sich gar intensivieren, aber auch erkalten und ganz vergehen. Häufiger dürften freilich andere emotionale Bindungen (auch religiöser Art) dominieren. Vor Perversion nicht gefeit, lassen sich solche Bindungen sozialisieren und politisieren bis zur nationalen Emotionalisierung, die dann auf Ausschließlichkeit beharrt.

Um dagegen eine funktionstüchtige Barriere und dauerhafte Sicherung zu errichten, ist bei uns wie bei unseren östlichen Nachbarn die Wacherhaltung eines nicht bloß oberflächlichen Wissens um die schrecklichen Vorgänge vor, in und nach dem Jahr 1945 weiterhin unbedingt erforderlich. Auch dies ein Beispiel und Beleg für die Notwendigkeit „vermehrter“ Vergangenheit.

Unmittelbar daran knüpft der dritte und letzte Schritt bzw. Aspekt zur Begründung unserer Hauptthese an. Ebenfalls eindeutig zukunftsorientiert, obwohl oder gerade weil erneut in der Vergangenheit verwurzelt, handelt er – aus naheliegenden Gründen (nochmals) etwas ausführlicher – vom Geschichtsbild und Geschichtsbewußtsein in Deutschland und Ostmitteleuropa mit 1945 als zentralem, unaufgebarem Bezugspunkt. Dabei blicke, greife ich – teilweise sogar wörtlich – zurück auf mehrere seit 1983 in Lüneburg gehaltene Referate und vor allem auf einen ebenfalls gedruckt vorliegenden Vortrag über das Epochenjahr 1945, den ich im Spätsommer 1985, vor jetzt knapp zehn Jahren, auf einer Geschichtslehrertagung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus in Hohenschwangau (am Lech) gehalten habe.¹² Ich muß also um Dispens bitten, wenn ich mich jetzt wiederhole, indem ich feststelle:

Geschichte ist das kollektive und zugleich wissenschaftliche, d.h. rational vermittelte und nachprüfbare Gedächtnis der Menschen. „Gedächtnis zu haben“, so der Göttinger Historiker Hermann Heimpel vor jetzt vier Jahrzehnten, „ist etwas an sich Menschliches. Der Mensch ist das Wesen mit Gedächtnis. Der Mensch ist also dadurch menschlich, daß er Geschichte hat (...), das historische Gedächtnis verlängert das Leben des Menschen über die physische Lebenszeit hinaus (...). Geschichte ist Vergegenwärtigung der Vergangenheit, Geschichte macht Vergangenheit zur Gegenwart (...), Vergangenheit wird als Geschichte dauernde Gegenwart“. Und

¹² S. Karl-Heinz Ruffmann, *Deutsche und Litauer in der Zwischenkriegszeit. Erinnerungen eines Memelländers, Überlegungen eines Historikers*. 3. Aufl., Lüneburg 1994 (1. Ausgabe 1987 nach dem Vortragstext von 1983); v.a. ders., *Das Epochenjahr 1945*, in: *Dialog Schule – Wissenschaft. Acta Hohenschwangau 1985*, hrsg. v. Helmut Kreutzer. München 1986, S. 31 ff., hier bes. S. 44 f.

schließlich (so nochmals Heimpel): „Wo das gelingt, ist die Geschichte nicht nur das lebensverlängernde, sondern auch: das versöhnende Gedächtnis des Menschen“.¹³ Mit anderen, sinngemäß Richard von Weizsäcker entlehnten Worten: Erinnerung ist, wird Versöhnung. Und nur mit Erinnerung als Versöhnung läßt sich Zukunft gewinnen.

Aber ist dies alles nicht sehr viel leichter gedacht und gesagt als getan und verwirklicht? Immerhin kollidieren, zumindest in Deutschland, zwei wesentliche Gegenwartstrends. Einerseits ist, wie zu Beginn dieses Beitrags bereits erwähnt, die Beschäftigung mit Vergangenheit heute wohl so populär wie noch nie zuvor, hat – so nochmals Hermann Lübke – „das Vergangenheitsinteresse (...) die Massen ergriffen“.¹⁴ Andererseits nimmt die Gefahr einer „Ritualisierung und Institutionalisierung“ des Erinnerns zu, die das „kollektive Schweigen der Mehrheit“ ermöglicht mit dem daraus resultierenden „Bedürfnis eines Teils der Nachgeborenen (...) nicht mehr behelligt zu werden durch Erinnern ...“.¹⁵

Hinzu kommt: Erinnerung ist eigentlich individuelles Denken an eine individuelle Erfahrung. Nun gibt es heute (1995) allein 52 Millionen Deutsche, die 1945 höchstens vier Jahre alt waren und sich deshalb an eigenes Erleben gar nicht erinnern können. Erinnern ist mithin hier zu verstehen als Vermitteln und Bewahren von Erlebnissen anderer. Nur so kann es kollektives Erinnern geben. Damit ist aber Erinnerung nichts anderes als Gedenken.

Reicht das alles aber, gerade was Funktion und Bedeutung von 1945 anbelangt, noch als Klammer aus, um die natürlich vorhandene Kluft zwischen den Erfahrungswelten der Kriegsgeneration und der Nachkriegsgenerationen glaubwürdig zu überbrücken? Mir scheint, man sollte – solange das überhaupt noch möglich ist – individuelle gefühlsmäßige Betroffenheit höher als bisher veranschlagen, weil menschliches Leben sich nie im gefühlsleeren Raum abspielt, weil der Mensch nicht nur aus Körper und Geist, sondern auch aus Empfindungen besteht. Bloße Versachlichung der Vergangenheit kann zu einer Verdrängung der gefühlsmäßigen Beteiligung an der Geschichte führen. „Ob sie es wollen oder nicht“, so die Frankfurter Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich, „die heute Lebenden sind mit ihren Vätern identifiziert.“¹⁶

¹³ Hermann Heimpel, *Gegenwartsaufgaben der Geschichtswissenschaft*, in: Ders., *Kapitulation vor der Geschichte?* 3. verm. Aufl., Göttingen 1960, S. 56.

¹⁴ Lübke, *Zeit-Verhältnisse* (wie Anm. 1), S. 1239.

¹⁵ Barbara Distel, Wolfgang Benz, Editorial, in: *Dachauer Hefte*, Heft 6: *Erinnern oder Verweigern. Das schwierige Thema Nationalsozialismus*. München 1994.

¹⁶ Zit. nach Rosemarie Papadopoulou-Kilius, *Über die Bedeutung von Gefühlen in der historischen Forschung*, in: *Informationen für den Geschichts- und Gemeinschaftskundelehrer* (1994), H. 48, S. 29.

Mit anderen Worten: Die junge Generation kann aus Geschichte Erkenntnis und Orientierung lediglich dann gewinnen, wenn sie sich vorzustellen vermag, wie Menschen früher gedacht *und* gefühlt haben. Deshalb sollten Historikerkolleginnen und -kollegen Forschung so betreiben und Geschichte so schreiben, daß sie an den Gefühlen nicht vorbeigehen – eingedenk des Nietzsche-Wortes: „Nur, was nicht aufhört, wehzutun, bleibt in Erinnerung.“

Gerade unter diesem Motto kommt individuellem Erinnern und kollektivem Gedenken an die epochalen Ereignisse von 1945 einschließlich ihrer Vor- und ihrer Wirkungsgeschichte immer noch eine Schlüsselrolle zu. Nach meinen bisherigen Darlegungen aus kaum weiter klärungsbedürftigen Gründen.

Unerläßliche Voraussetzung für ein Gelingen ist freilich das stete, redliche Bemühen um Aufarbeitung der *ganzen* jüngsten Vergangenheit und um ein darauf gegründetes und so begründetes Geschichtsbild, Geschichtsverständnis und Geschichtsbewußtsein, das frei ist, seine Produzenten und Konsumenten frei macht von Ressentiments und Tabus, vom Gesetz von Druck und Gegendruck, von Aktion und Reaktion, von Parteilichkeit, Zorn und unbereinigtem Gewissen sowie von Legendenbildungen aller Art.

Daß das kein Wunschdenken, kein ungedeckter Wechsel auf die Zukunft ist, daß vielmehr seit geraumer Zeit genau in dieser Richtung, mit dieser Zielsetzung öffentlich gearbeitet und offiziell argumentiert wird, läßt sich am Wirken von Institutionen und Personen auch unserer ostmitteleuropäischen Nachbarländer unschwer ablesen, verdeutlichen. Hier nur – *pars pro toto* – zwei Zeugnisse.

Das erste stammt aus meiner Geburts- und alten Heimatstadt. Im Gründungspapier des Forschungszentrums der Universität Klaipėda für die Geschichte Westlitauens und Preußens vom Februar 1992 heißt es u.a.: „(...) Land, Stadt und Universität Klaipėda, das auf deutsch Memel heißt, (...) sind heute offen und aufgeschlossen für die Belange der nicht durch ihre Schuld vertriebenen Memelländer (...).“¹⁷ Ein überaus starkes, uneingeschränkt positives Echo hat bei uns das zweite Zeugnis gefunden: die einstündige Rede des Historikers, ehemaligen Häftlings im KZ Auschwitz und mehrjährigen polnischen Außenministers Władisław Bartoszewski am 28. April 1995 vor dem Deutschen Bundestag und Bundesrat in Bonn zum 50. Jahrestag des Kriegsendes. Bartoszewski setzte eindeutige Signale der Versöhnung, als er von der „Tragödie der Zwangsumsiedlung“ von Polen und Deutschen und den damit verbundenen „Gewalttaten und

¹⁷ Zit. nach Ruffmann, Deutsche und Litauer (wie Anm. 12), S. 32.

Verbrechen“ sprach. „Wir erinnern uns daran, daß davon auch unzählige Menschen der deutschen Bevölkerung betroffen waren und daß zu den Tätern auch Polen gehörten.“ Unter langanhaltendem Beifall sagte Bartoszewski: „Ich möchte es offen aussprechen, wir beklagen das individuelle Schicksal und die Leiden von unschuldigen Deutschen, die von den Kriegsfolgen betroffen wurden und ihre Heimat verloren haben.“ Gleichzeitig betonte er: „Ich kann nicht in einem Atemzug Opfer und Täter nennen, oder auch jene, die das Böse akzeptiert haben.“¹⁸

Schon im Frühjahr 1991 hatte Bartoszewski, damals Botschafter seines Landes in Wien, auf einem ersten tschechisch-polnisch-deutschen Symposium über Vertreibung erklärt: Neben der humanitären Frage stehe für ihn an zweiter Stelle als polnischer weißer Fleck die „historische Lüge von den wiedergewonnenen Westgebieten“. Ehrlicherweise hätte man sagen sollen, ja müssen, man wolle es mit der Übung halten, daß verlorene Kriege mit Land zu bezahlen seien.¹⁹ Ist dem noch etwas hinzuzufügen?

Ich ende mit dem Schlußsatz meines Hohenschwangauer Referats vor bayerischen Geschichtslehrern: „(...) für den Historiker, der heute, nach vier Jahrzehnten, über 1945 als Epochenjahr nachdenkt und forscht, schreibt und erst recht lehrt bzw. unterrichtet, (heißt) die allein angemessene, nur scheinbar paradoxe Arbeitsdevise: Blicke zurück in die Zukunft“.²⁰ Mein heutiges Referat wollte verdeutlichen, daß und warum unter diesem Motto auch nach 50 Jahren und darüber hinaus 1945 als Epochenjahr ein unaufgebbarer historischer Fixpunkt für uns gerade in unserem Verhältnis zu ostmitteleuropäischen Nachbarn und Partnern ist, nicht verminderte oder gar überwundene, sondern individuell wie kollektiv in vielfacher Hinsicht „vermehrte“ Vergangenheit.

¹⁸ Zit. nach Das Parlament vom 12. Mai 1995, S. 1.

¹⁹ Zit. nach Süddeutsche Zeitung Nr. 65 vom 18. März 1991, S. 11.

²⁰ Ruffmann, Epochenjahr 1945 (wie Anm. 12), S. 45.

MITTEILUNGEN

Umbruch oder Kontinuität: Die Tschechoslowakei und Ostmitteleuropa 1945–1948

Als Kontrast zu den vielfältigen Gedenk- und Jubiläumsveranstaltungen, die „50 Jahre Kriegsende“ allenthalben hervorriefen, wählte das Collegium Carolinum in München, die Forschungsstelle für die böhmischen Länder, als Tagungsthema seiner traditionellen Jahresveranstaltung in Bad Wiessee im vergangenen Jahr die Phase von 1945 bis 1948 in der Tschechoslowakei und Ostmitteleuropa. Dabei ging es weniger um eine faktographische Gesamtansicht der Entwicklungen in der ČSR und anderen Ländern der Region zwischen der Sowjetunion und Deutschland. Vielmehr sollte der Frage nach Kontinuitäten, unterschiedlichen Schnittstellen und nach den Umbrüchen nachgegangen werden, die sich in diesem Teil Europas zwischen dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Okkupationsherrschaft und der Etablierung und Stabilisierung des kommunistischen Systems unter sowjetischer Vorherrschaft vollzogen. Im Grunde genommen lautete die Frage: Welche Bedeutung hatte das Jahr 1945 bzw. das Jahr 1948 als Weichenstellung für die folgende Entwicklung?

Die Konferenz, die von Peter Heumos konzipiert und organisiert wurde und die vom 24. bis 26. November 1995 mit reger internationaler Beteiligung stattfand, nahm ihren Ausgangspunkt bei der Quellensituation. Wie Vilém Prečan (Prag) in seinem Referat über „Sowjetische Archivdokumente – neue Quellen zur tschechoslowakischen Geschichte 1941–1945: Erfahrungen, Ergebnisse und Mißerfolge eines Forschers“ zeigte, brachte der politische Umschwung seit Ende der 80er Jahre in der Sowjetunion bzw. in Rußland noch keine Neubewertung in den Darstellungen, ja auch nur bedingt einen Zugang zu zentralen Beständen. Aus jüngst veröffentlichten internen Quellen des sowjetischen Außenministeriums wird immerhin erkennbar, daß dieses schon seit 1941 bemüht war, ein engeres tschechoslowakisch-polnisches Bündnis in der Nachkriegszeit zu verhindern und anstelle eines Cordon sanitaire bilaterale Bindungen zu den der Sowjetunion vorgelagerten Staaten durchzusetzen.

Allgemeine Zustimmung fand die These Michal Reimans (Berlin) in seinem Beitrag zu den „Kernpunkten der sowjetischen Politik gegenüber Ostmitteleuropa und ihre Entwicklung 1945–48“, daß die Blockbildung der Nachkriegszeit nicht die alleinige, systematisch verfolgte Konzeption

der Sowjetunion gewesen war. Umstritten blieb aber, ob die alternative Konzeption einer europäischen Dimension der sowjetischen Politik und der weiteren Zusammenarbeit mit den Westalliierten durch den nicht geplanten Austritt der Kommunisten aus der französischen Regierung 1947 scheiterte und ob erst dies mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu einer kompromißlosen Hegemonialpolitik in Ostmitteleuropa geführt habe. Die Diskussion über den Spielraum der Innenpolitik in den ostmitteleuropäischen Ländern und über das Gewicht des sowjetischen Einflusses auf die innere Entwicklung wurde damit zum roten Faden, der sich durch die Wiesseer Tagung ziehen sollte.

Unter diesem Blickwinkel betrachtete auch Jiří Sláma (München) „Die Folgen der Zwangsaussiedlung der Deutschen für die weitere Entwicklung der Tschechoslowakei“, wobei er sich insbesondere auf wirtschaftliche, demographische und wahlpolitische Aspekte konzentrierte. Von der Wiederbesiedlung der entvölkerten, ehemals deutschsprachigen Gebiete habe die Kommunistische Partei in mehrfacher Hinsicht profitiert: wirtschaftlich durch Verstaatlichung bzw. Nationalisierung des deutschen Vermögens und politisch einerseits direkt durch die Bindung der Neusiedler, wie Wahlanalysen bestätigen, und andererseits indirekt durch die Zerstörung des Rechtsbewußtseins, was die späteren Maßnahmen gegen die bürgerlichen Schichten, gegen Bauern und Arbeiter und gegen das gesamte politische System vorbereitet hätten. Sláma interpretierte die Vertreibung der Deutschen zwischen 1945 und 1947 somit als Vorspiel zur kommunistischen Machtübernahme 1948.

Der in Abwesenheit des Referenten vorgetragene Beitrag von Milan Drápala (Prag) „Zum Problem der kommunistischen Avantgarde in der Tschechoslowakei nach 1945 am Beispiel Vítězslav Nezval“ zeigte dagegen, daß für Vertreter der revolutionären Avantgarde die Bruchstelle oft schon weit früher lag, z.B. bei den Moskauer Schauprozessen der 30er Jahre. Nach 1933 bzw. 1939 und erst recht nach 1945 sei es nicht mehr der Glaube an die großen Ideale gewesen, sondern das Bewußtsein der Alternativlosigkeit, was zur völligen Loyalität gegenüber der kommunistischen Politik geführt habe, auch wenn der einzelne Künstler oder sein persönliches Umfeld in Konflikt mit der Partei gerieten.

Diese Situation ließ Künstlern, die aus der Emigration in die Tschechoslowakei zurückkehrten, meist nur die Chance, sich anstelle der künstlerischen Tätigkeit politisch oder administrativ zu engagieren. Wie Stefan Bauer (München) am Beispiel der „Reemigration deutschsprachiger Schriftsteller in die Tschechoslowakei und ihr Scheitern 1945–1948“ vorführte, konnten von den wenigen, die überhaupt die Rückkehr wagten, nur einzelne linksorientierte Autoren wieder Fuß fassen, und dies oft

auch nur für wenige Monate. Die politische Entwicklung von 1948 und der erzwungene Verzicht auf die deutsche Sprache kennzeichnen nach Bauer das grundsätzliche Scheitern der Rückkehrversuche von tschechoslowakischen Exilschriftstellern, nicht nur der Deutsch schreibenden.

Mit dem Vortrag von Jiří Kocian (Prag) über „Die Tschechische Nationalsozialistische Partei und die mitteleuropäischen Länder 1945–1948“ wurde die Diskussion im Plenum der Konferenz auf die Frage zurückgeleitet, ob in diesen Jahren überhaupt ein demokratisches System bestanden habe und ob es zwischen den in der Nationalen Front zusammenarbeitenden kommunistischen und nichtkommunistischen Parteien zu einer Auseinandersetzung über demokratische Prinzipien und Formen gekommen sei. Der Referent hob die machtpolitische Selbstüberschätzung der tschechischen nationalen Sozialisten hervor, die auch durch ihre Auslandskontakte keine Zweifel an dem Bündnis mit den Kommunisten bekommen hätten. Dabei wurde deutlich, daß eine derartige parteipolitische Analyse vor allem die soziologischen Umschichtungen in der Gesellschaft berücksichtigen muß. Entscheidend dürften die wahlpolitischen Fehleinschätzungen der im Deutschen – aus naheliegenden Gründen – auch als Volkssozialisten bezeichneten Gruppierung gewesen sein. Die Partei befand sich in dem Dilemma, daß sie einerseits nicht in dem Maße Sammelbecken der Anhänger verbotener Parteien wurde, wie erwartet, sondern daß vor allem die KPČ vom Ausschluß des konservativen Spektrums profitierte, und daß die Partei andererseits in ihrer – politisch diffamierten – rechten Wählerschaft keinen Rückhalt für eine linke oppositionelle Politik gegenüber den Kommunisten finden konnte.

In einem vergleichbaren Zwiespalt befand sich auch die slowakische Demokratische Partei, wie Michal Barnovský (Bratislava) in seinem Beitrag über „Die Formierung der Demokratischen Partei und ihre Auseinandersetzung mit dem Erbe des slowakischen Staates“ darlegte. Aus dem Widerstand entstanden und im Gegensatz zur Hlinka-Partei protestantisch geprägt, trat diese Richtung zuerst für eine slowakische Selbständigkeit ein, wurde aber durch den Druck der Kommunistischen Partei und durch sowjetische Vorgaben auf einen föderalistischen Kurs gezwungen. Daß eine ähnliche Umorientierung vom Föderalismus zu einem asymmetrisch aufgebauten tschechoslowakischen Zentralismus auch die slowakischen Kommunisten durchmachten, führte Edita Ivaničková (Bratislava) mit ihrem Referat über „Die staatsrechtliche Stellung der Slowakei in den Diskussionen der slowakischen politischen Führungsgruppen 1944–1948“ vor. Die staatsrechtliche Frage sei somit für die kommunistische Machtübernahme in der mehrheitlich antikommunistischen Slowakei instrumentalisiert worden. Die Diskussion legte nicht nur offen, daß für die

Slowakei weniger 1945 als die Jahre 1944 oder 1946 entscheidende Weichenstellungen markierte, sondern auch daß für die tschechische Historiographie noch Schwierigkeiten bestehen, die eigenständige slowakische Problematik zwischen 1938 und 1992 – unabhängig von der Prager Politik – zu werten.

War mit dem slowakischen Thema schon der Weg zur Komparation im Rahmen der ostmitteleuropäischen Großregion betreten worden, so öffneten am Ende der Tagung drei Referate zur Entwicklung in Finnland und Polen den Horizont. Bedauerlicherweise waren die in der Planungsphase der Veranstaltung vorgesehenen Beiträge zu Rumänien und Ungarn nicht zustande gekommen. Hermann Beyer-Thoma (München) hob in seinen Ausführungen über „Demokratie in der Zerreißprobe: Finnland in der Auseinandersetzung zwischen Blockbündnis und Parlamentarismus 1944–1948“ das an demokratischen Werten ausgerichtete finnländische Nationsverständnis hervor, das den politisch verantwortlichen Bürger und nicht ethnische Kriterien, wie in anderen Teilen Ostmitteleuropas, in den Mittelpunkt stellt. Angesichts des Scheiterns einer sowjetischen Durchdringung der Innenpolitik stellte sich die Frage, ob dafür der finnische Widerstand oder ein geringes politisches Interesse Moskaus ausschlaggebend waren. Trotz der Besonderheit der geographischen Randlage und des Fehlens eines Besatzungsregimes während oder nach dem Kriege machte das Beispiel Finnland immerhin deutlich, daß die ungebrochene Kontinuität von Verfassung und Rechtssystem es ermöglichte, Versuche der radikalen Linken abzuwehren, mittels populistischer Solidarisierungsaktionen und eines Sonderrechts für Kriegsverbrecherprozesse das bestehende Rechtsverständnis zu untergraben.

„Die Reorganisation des politischen Systems in Polen 1945–1948“, über die Andrzej Sakson (Posen) sprach, zeigt ebenfalls die Problematik der Bildung einer politischen Einheitsregierung und der zugleich erfolgten Polarisierung von Kommunisten und Nichtkommunisten, die in Polen bis 1946 zu einer bürgerkriegsartigen Konfrontation führte. Das Experiment der polnischen Kommunisten unter Gomułka, einen eigenen Weg zum Sozialismus zu beschreiten, scheiterte endgültig dann bereits 1948. Die sozialen Hintergründe für diese Entwicklung analysierte Janusz Żarnowski (Warschau) mit seinem Referat „Die Folgewirkungen von Krieg und Okkupation und die Entwicklung der sozialen Klassen in Polen 1945–1948“. Die tiefgreifenden Umschichtungen innerhalb der polnischen Gesellschaft infolge der Vernichtung der Juden und der polnischen Intelligenz während der deutschen Herrschaft und infolge der Entmachtung und Entwurzelung der Landbesitzer und des Bürgertums durch die Westverschiebung Polens, die Enteignungen und andere Zwangsmaßnahmen nach 1945

ließen vor allem das Bauerntum und die junge Intelligenz profitieren und zu Trägern der neuen Politik werden.

Die von Ferdinand Seibt (München) geleitete Schlußdiskussion, die Martin Schulze Wessel (Berlin) mit einer Zusammenfassung einleitete, war bestrebt, die ersten Nachkriegsjahre in der Tschechoslowakei vor dem Hintergrund der Entwicklung in den anderen ostmitteleuropäischen, aber auch in westlichen Staaten wie Frankreich, Holland oder Dänemark zu interpretieren. Insgesamt wurde deutlich, daß es in der Forschung einer stärkeren Verknüpfung zwischen der Analyse außenpolitischer und innenpolitischer Konzeptionen und Strategien mit – eher mittelfristig wirkenden – sozialwissenschaftlichen und sozialpsychologischen Entwicklungen bedarf. Peter Heumos (München) wies darauf hin, daß gerade im Bereich der ČSR schon seit Ende der 30er Jahre eine wirtschafts- und sozialpolitische Abwendung von westlichen Regelungsmechanismen eingesetzt habe und auch politisch nach 1938 vom Westen wenig erwartet worden sei. Diese bereits während des Protektorats ausgebildeten oder zumindest angelegten politischen und gesellschaftlichen Orientierungs- und Konfliktformen seien nach 1945 zum Tragen gekommen bzw. dann in erster Linie von der KPČ genutzt worden.

Ungeachtet aller machtpolitischer Konstellationen in den als „Zwischeneuropa“ apostrophierten mittel- und ostmitteleuropäischen Ländern, die zwischen 1945 und 1948 zu einer einschneidenden Umorientierung vom Westen zum Osten Europas führten, zeigt sich, daß diese beiden Jahreszahlen nicht überbewertet werden dürfen. Meist lassen sich spezifische Schritte oder gar Wendepunkte gerade zwischen 1945 und 1948 festmachen, von denen ab erst eine Umkehr nicht mehr möglich war. Andererseits weisen elementare Einschnitte im Rechts- und Politikbewußtsein und in der sozialen und ethnischen Zusammensetzung auf die Zäsur 1938/39 hin, so daß das Jahrzehnt von 1938 bis 1948 eher als Gesamtheit zu sehen ist und nicht 1945 als zentraler Scheidepunkt überbetont werden sollte.

Schließlich wurde offenkundig, daß politische Kategorien und die Organisationsformen von Demokratie oder Parlamentarismus in Umbruchphasen schwer zu bewerten sind. Der Erklärungsgehalt solcher identitätsstiftender und damit wissenschaftlich problematischer Begriffe ist begrenzt und führt eher zu dogmatischen Glaubenserklärungen als zum Verständnis der historischen Abläufe. Neben der Betrachtung der sich verändernden Machtstrukturen dürften Untersuchungen über Stabilität bzw. Instabilität sozialer Subsysteme und allgemein gesellschaftlicher Erwartungshaltungen notwendige zusätzliche Erkenntnisse bringen. Angesichts des disparaten Forschungsstandes vermochte es die Wiesseer Tagung des Collegium Carolinum zwar nicht, eine Zwischenbilanz vorzulegen, sie gab aber

wichtige Anstöße für neue Fragestellungen und zu länderübergreifenden Forschungsansätzen. Darüber hinaus erlaubte die Konferenz insbesondere, die oft zu selbstbezogenen Interpretationen der tschechoslowakischen Situation von tschechischer, slowakischer oder deutscher Seite einander gegenüberzustellen und damit neue Perspektiven zu eröffnen.

Robert Luft, München

Symposium „Angekommen! – Angenommen? Flucht und Vertreibung 1945 bis 1995“ in Karlsruhe, 26. September 1995

Das Symposium war ein Teil des vom Innenministerium Baden-Württemberg initiierten Veranstaltungsprogrammes zum Thema „50 Jahre Flucht und Vertreibung“ im Jahre 1995. Veranstalter der Tagung waren das Innenministerium, die Stadt Karlsruhe sowie das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg. Die Diskussionsleitung im Symposium lag bei Herrmann Schäfer, dem Direktor des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn.

Der baden-württembergische Innenminister Frieder Birzele sprach in seinem Grußwort von einem „Jahrhundert der Flüchtlinge“. So seien nach einem Bericht des Flüchtlingskommissariates der Vereinten Nationen derzeit etwa 50 Mio. Menschen auf der Flucht. Eine „unglückliche Signalwirkung“ habe der Vertrag von Lausanne 1923 gehabt, in dem der Bevölkerungsaustausch zwischen der Türkei und Griechenland „geregelt“ worden war. Es sei heute, 50 Jahre nach der millionenfachen Vertreibung von Deutschen, besonders schmerzhaft, ansehen zu müssen, wie Menschen „weiterhin vertrieben“ werden. Er nannte es beunruhigend, wenn in diesem Zusammenhang die „Nation wieder als eine Gemeinschaft mit gemeinsamer Geschichte und ethnischer Herkunft mystifiziert“ werde.

Einleitung und zugleich thematischer Rahmen waren die Ausführungen des Berliner Historikers Götz Aly. Sein Vortrag „Das Jahrhundert der Vertreibung. Plädoyer für die Überwindung der geteilten Optik“ verließ die gewohnten Spuren einer isolierten Betrachtungsweise „einzelner betroffener Gruppen“. Dies entsprechend der Dimensionen der gewaltsamen Bevölkerungsbewegungen im 20. Jahrhundert: Allein zwischen 1920 und 1950, so seine Bilanz, „mußten mehr als 40 Millionen Europäer ihre angestammte Heimat zwangsweise für immer aufgeben“. Aly wörtlich: „Dieses Thema glitt in eine Zone des Desinteresses, wenn nicht der Diskreditierung.“ Die Tabuisierung reichte von der Vertreibung der Deutschen bis zu der Umsiedlungs- und „Umvolkungspolitik“ des Dritten Reiches. Seine von ideologischen, nationalen und ethnischen Fesseln bemerkenswert losgelöste Betrachtung verwies „auf die Chance zur übergreifenden Bearbeitung jener Traumata, deren Erörterung bisher in Verdrängung, wechselseitigen Mißverständnissen und Aufrechnungen der Leiden zu enden pflegte“. Damit gehe es um geschichtliche Erfahrungen in der europäischen Dimension, um „eine Pluralität der Wahrheiten“. Entsprechend waren die im Sinne des *pars pro toto* angeführten Einzel-

projektionen zu dieser Thematik: Die angeführten Beispiele Südtirol und Lemberg spiegelten die Tragik und Komplexität des „säkularen europäischen Selbstverstümmelungs- und Depotenzierungsprozesses“ wider.

Den Ausführungen Alys folgten Beiträge von Lothar Dralle, Gießen, „Flucht und Vertreibung – im historischen Zusammenhang“, und von Leonore Scholze-Irrlitz, Berlin, „Auf den Schultern der Frauen. Flucht und Vertreibung, Umsiedlung und Neuanfang im Landkreis Beeskow/Storkow (1945–1950)“. Damit war der erste thematische Block des „Angewandten!“ abgeschlossen.

Die folgenden Beiträge befaßten sich mit dem „Angenommen?“, der Integration in Baden-Württemberg. Im einzelnen waren es Vorträge von Thomas Grosser, Mannheim, „Die Ankunft und Aufnahme aus der Sicht der Einheimischen“; Sylvia Schraut, Mannheim, „Zwischen Koalitionsverbot und politischer Eingliederung: Die IDAD (Interessengemeinschaft der Ausgewiesenen Deutschen)“; Elisabeth Fendl, Marktredwitz, „Der Rückgriff auf die alte Heimat als Maßstab der Integration“, und Ute Grau, Karlsruhe, „Die Integration in Karlsruhe“.

Insgesamt lag die Bedeutung des Symposiums – neben der Erinnerung an die Ereignisse vor 50 Jahren – primär wohl darin, daß eine Verknüpfung zwischen dem Gesamtparameter „Jahrhundert der Flüchtlinge“ mit europäischer Dimension und der Flucht und Vertreibung von Deutschen gelang. Vielleicht ergeben sich hieraus auch weiterreichende Impulse zur Überwindung der „geteilten Optik“. Eine entideologisierte, der Wahrheit verpflichtete und entstereotypisierte Betrachtungsweise mag aber zur weiteren Forschung und Beschäftigung mit dieser Thematik ermuntern. Und vielleicht verliert das Thema „Vertreibung von Deutschen“ etwas von seinem mitunter zu beobachtenden Biotopcharakter.

Für das Jahr 1997 plant das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg eine Fortsetzungsveranstaltung, die sich der aktuellen Migrationsproblematik mit dem Schwerpunkt „Spätaussiedler“ widmen soll.

Die Beiträge des Symposiums wurden im August 1996 in der Schriftenreihe des Hauses der Heimat des Landes Baden-Württemberg „Die Deutschen und ihre Nachbarn im Osten“ veröffentlicht.

Karl-Peter Krauss, Stuttgart

**Vertriebene in Niedersachsen.
Flucht und Vertreibung der Ostdeutschen
und ihre Integration nach dem Zweiten Weltkrieg.
Ein deutsch-polnisches Colloquium
der Ost-Akademie, Lüneburg, 9.–11. Mai 1995**

Wenn die Ost-Akademie anlässlich des 50. Jahrestages des Endes des Zweiten Weltkrieges eine vom Land Niedersachsen geförderte Konferenz zur Vertreibungsproblematik durchführte, so sollte sie damit nicht nur der Tatsache Reverenz, daß die deutsche Nachkriegsgeschichte, insbesondere auch die Niedersachsens und des Regierungsbezirks Lüneburg, durch den Zustrom und die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen aus den früheren deutschen Staats- und Siedlungsgebieten im östlichen Mitteleuropa, Ost- und Südosteuropa seit 1944/45 nachhaltig geprägt worden ist; sie lenkte auch nicht ab von der Erinnerung an die der *deutschen* Katastrophe vorausgehende und sie letztlich verursachende Schreckensherrschaft des nationalsozialistischen Regimes. Vielmehr wurde mit der Veranstaltung dieses Colloquiums eine Debatte vorangetrieben, die – wie gerade die polnischen Teilnehmer betonten – notwendig ist, um die deutsch-polnischen Beziehungen auf der Ebene des gesellschaftlichen Bewußtseins und der öffentlichen Meinung dauerhaft zu verbessern und die zwischen den Staaten abgeschlossenen Verträge mit Leben zu erfüllen. Unter der Devise „Sich der ganzen Geschichte stellen“ wird damit zugleich ein Weg aus unglücklichen Auseinandersetzungen gewiesen, in denen die einen – in vielleicht guter Absicht, aber unter Verkennung der Fakten und ihrer moralischen Dimension – meinen, neben und nach „Auschwitz“ bleibe kein Raum für die Erwähnung deutschen Leids, während andere – kaum weniger einseitig – darauf insistieren, auch das von Deutschen Erlittene müsse als Unrecht und Verbrechen gebrandmarkt werden, und hierbei nicht selten die (nicht nur quantitative) Größenordnung der Ereignisse und Vorgänge, deren Kausalität und zeitlichen Ablauf aus dem Auge verlieren oder verzerren.

Das dichte dreitägige Programm wurde von Kurt Plück (Bonn) und Artur Hajnicz (Warschau) mit Ausführungen zur Bedeutung des Konferenzthemas für die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen eröffnet; hierzu unten Näheres. Josef Henke (Koblenz) schilderte die Quellenlage und Historiographie zum Thema von deutscher Seite, Jerzy Kołacki (Posen) und Beata Ociepka (Breslau) stellten die – mehr die Vertriebenen und ihre Organisationen als das Phänomen der Vertreibung betreffenden – Veröffentlichungen vor, die von 1945 bis 1979 bzw. seit 1980 in Polen er-

schiene sind. Jörg Bernhard Bilke (Bonn) sprach über „Flucht und Vertreibung in der deutschen Belletristik“, zu Recht die Bedeutung dieser Form der Verarbeitung und Darstellung neben der (zudem noch unzulänglichen) wissenschaftlichen Forschung unterstreichend. Auf Besonderheiten des Polenbildes in der (west-)deutschen Vertriebenenliteratur wies Dorota Mazurczak (Posen) hin.

Die Tätigkeit des „Verbandes zur Verteidigung der Westmarken“ („Związek Obrony Kresów Zachodnich“) bzw. des „Polnischen Westverbandes“ („Polski Związek Zachodni“) in der Vor- und Nachkriegszeit behandelte Bogusław Polak (Köslin). Wenn der Referent auch Charakter und Vorgehen dieser antideutschen Propagandaorganisation durchaus nicht unkritisch darstellte, so konnten seine Ausführungen dennoch nicht gänzlich überzeugen, weil sie versuchten, sich zur Begründung auf den Begriff des „defensiven Nationalismus“ zu stützen. Gegen diesen hat der Berichtserstatter, ohne daß er damit Unterschiede im Grad der Gefährlichkeit von Staaten, Regimes und Ideologien leugnen wollte, grundsätzliche Vorbehalte, ja er hält ihn geradezu für eine ‚*contradictio in adiecto*‘: Wenn Nationalismus durch die Beschränktheit der Wahrnehmung gekennzeichnet wird, die sich in der Überschätzung der Bedeutung des eigenen Volkes und der Herabminderung der Ansprüche anderer Völker äußert, und wenn er aus dieser Haltung heraus immer zur Aggressivität gegen wirklich oder vermeintlich Schwächere neigt, dann kann er nicht mit einem Attribut wie „defensiv“ belegt werden, das doch etwas Positives, jedenfalls zu Rechtfertigendes beinhaltet.

Daß dieser Vorbehalt keine Frage der nationalen Zugehörigkeit ist, zeigte das unmittelbar anschließende Referat, in dem Janusz Śniadecki (ebenfalls Köslin) am Beispiel Pommerns beschrieb, wie sich die „Westverschiebung“ Polens konkret vollzog. Hier erreichte die Diskussion auch emotionale Intensität, weil Śniadecki deutlich werden ließ, daß der Verzicht auf Ideologie und die Aneignung der geschichtlichen Wahrheit einerseits befreiend, andererseits aber auch belastend und beschämend ist und daß derjenige, der zur vorurteilsfreien Erkenntnis bereit ist, noch den schweren Weg vor sich hat, unter der Mehrzahl seiner Zeitgenossen und Mitbürger ähnliche Einsichten zu verbreiten oder auch nur Verständnis für die eigene Haltung zu finden. Regionalstudien legten auch Ryszard Kaczmarek (Kattowitz) über das Kriegsende in Oberschlesien und Witold Stankowski (Bromberg) über die Aussiedlung der Deutschen aus Pommern in den Jahren 1945–1950 vor. Die ebenfalls ideologiekritischen Ausführungen von Edmund Dmitrów (Warschau) zum Thema der Zwangsaussiedlung der Deutschen in der polnischen öffentlichen Meinung der Jahre 1945–1948 schlossen den dem Vertreibungs geschehen selbst gewid-

meten Teil des Colloquiums ab; dabei schränkte der Referent zwar den Begriff der öffentlichen Meinung unter Hinweis auf die geringen Artikulationsmöglichkeiten der polnischen Nachkriegsgesellschaft ein, ließ aber auch keinen Zweifel daran, daß es gerade in der Frage der Inbesitznahme der Oder-Neiße-Gebiete und ihrer „Entleerung“ von deutscher Bevölkerung eine weitgehende Interessenidentität zwischen Volk und kommunistischem Regime gegeben hat, die ja dann auch wesentlicher Teil der Staatsraison der Volksrepublik Polen fast bis zum Ende ihres Bestehens gewesen ist.

Die Tagung wandte sich dann stärker der Zeit nach Abschluß des eigentlichen Vertreibungsvorgangs zu. Zbigniew Kurcz (Breslau) sprach über die deutsche Minderheit im heutigen Polen, Wolfgang Kessler (Henne) über Entstehung und Entwicklung der Landsmannschaften und Vertriebenenverbände in den Westzonen und der Bundesrepublik Deutschland. Marion Frantziöch-Immenkeppel (Bonn) verdeutlichte nicht nur durch anschauliche soziologische und volkskundliche Informationen die Bedeutung der Vertriebenen für die Herausbildung einer neuen deutschen Bevölkerung in der Nachkriegszeit, sondern ließ in der Replik auf kritische Bemerkungen sowohl Kurczs zur Rekrutierungsbasis und -praxis der Gesellschaften der deutschen Minderheit in Polen als auch Kesslers zur politischen Rolle des Bundes der Vertriebenen und der Landsmannschaften eine starke Identifikation mit regierungsamtlichen Sichtweisen erkennen. Das bereits in ihrem Referat erwähnte Schlagwort „Modernisierungsschub‘ unter konservativen Vorzeichen“ (Christoph Kleßmann) illustrierte dann Rainer Schulze (London/Colchester) am Beispiel Niedersachsens. Sein Beitrag stieß auf besonderes Interesse der polnischen Konferenzteilnehmer, bot er doch nicht nur eine wichtige Ergänzung zur bislang weitgehend auf die Politik und Struktur von Vertriebenenverbänden konzentrierten Historiographie und Publizistik ihres Landes, sondern auch ein anregendes Muster für eigene Regionalstudien über Verlauf und Folgen der riesigen Migrationsbewegungen, von denen das Territorium Vor- und Nachkriegspolens zwischen 1939 und 1949 erfaßt wurde. Den deutschen Zuhörer bestach die nüchterne Konkretheit der Ausführungen, die die großen Schwierigkeiten des Integrationsprozesses ebenso belegten wie das Mißverhältnis zwischen der Geläufigkeit „patriotischer“ Phrasen („Volksgemeinschaft“) und der Realität menschlich-allzumenschlicher Schwächen. Albrecht Lehmann (Hamburg) ergänzte dies – wieder auf allgemeinerer Ebene – durch Betrachtungen über „die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen als übergenerationeller Erfahrungsprozeß“ (verständlicher aus dem Polnischen rückübersetzt: „als Prozeß der Weitergabe von Erfahrungen von Generation zu Generation“), die sich auf die Ergebnisse volkskundlicher Befragungen stützten.

Abschließend skizzierte Piotr Madajczyk (Warschau) Probleme und Perspektiven der Erforschung der Aus- und Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus Polen nach 1945, während Arnold Sywottek (Hamburg) diesen Themenbereich in den Zusammenhang der deutsch-polnischen Beziehungen der Nachkriegszeit und deren Historiographie stellte. Madajczyk zufolge gibt es folgende „Hauptthemen“ für die zukünftige Erforschung des Vertreibungsgeschehens:¹ 1. die Geschichte der einzelnen Lager, die z.T. ja nicht nur schon vor 1945 existiert hatten, sondern auch später nicht nur Deutschen zur Leidensstätte wurden; 2. die Verbindungen zwischen dem sogenannten „Szaber“, d.h. dem Beutemacher(un)wesen in den Westgebieten und dem Staatsapparat; 3. den Komplex von „informellen“ Repressalien und Staatsapparat; 4. die Doppelherrschaft von sowjetischen Militärbehörden und polnischen Behörden in den Westgebieten (ein Bereich, dessen Erforschung durch den bislang fehlenden Zugang zu den einschlägigen sowjetischen Archivalien allerdings noch stark behindert wird); 5. das Schicksal der sog. Autochthonen und 6. die politische Situation Polens in der zweiten Hälfte der 40er Jahre und die Machtübernahme durch die Kommunisten.

Kurt Plück, Ministerialdirektor a.D. und Vizepräsident des die Ost-Akademie tragenden Vereins, hatte das Kolloquium mit einem Überblick über die Nachbarschaftsbeziehungen Deutschlands eingeleitet, der gerade dadurch, daß er nicht die Schrecken und Feindseligkeiten der Vergangenheit, sondern die Chance der Versöhnung und Partnerschaft hervorhob, eine günstige Atmosphäre für die weiteren Beratungen schuf. Plücks Intention aufnehmend, aber schon stärker konkretisierend, erläuterte dann Artur Hajnicz die Bedeutung des „Vertreibungskomplexes“ für die deutsch-polnischen Beziehungen und sein eigenes Interesse am Thema. Hajnicz, Journalist und promovierter Jurist, maßgeblich an der außenpolitischen Konzeption der *Solidarność* und der Regierung Mazowiecki beteiligt, leitet seit 1989 das Zentrum für Internationale Studien, das – im politischen Untergrund der 80er Jahre wurzelnd – zunächst beim Senat der Republik Polen angesiedelt war und infolge des Wahlsiegs der Postkommunisten seit 1995 im Rahmen der Polnischen Robert-Schuman-Stiftung fortgeführt wird, deren Hauptziel die Aufnahme Polens in die Europäische Union ist, wobei sie sich die deutsch-französische Aussöhnung der 50er

¹ Der Berichterstatter verbindet hier seine Mitschrift des Vortrags mit dessen jetzt erschienener Druckfassung: Piotr Madajczyk, Die Aus- und Umsiedlung der Deutschen aus Polen nach 1945 – historisch-politische Probleme und Forschungsperspektiven, in: Deutsche Studien 32 (1995), H. 126/127, S. 235-241, hier S. 238. Das Heft enthält die Mehrzahl der Konferenzbeiträge.

Jahre zum Vorbild nimmt.² Das Zentrum für Internationale Studien hat eine Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, die dem Problem der Vertreibung gewidmet ist und als erstes Ergebnis ein Sonderheft der Zeitschrift „Polen in Europa“ unter dem Titel „Polen und Deutschland – der Vertreibungskomplex. Anknüpfung eines Dialogs“ vorgelegt hat.³ Schon früh wurde die Zusammenarbeit mit der Ost-Akademie ins Auge gefaßt, und auf das Lüneburger Seminar, über das hier berichtet wird, folgte ein am 15. und 16. Januar 1996 in Warschau durchgeführtes, dessen Thema „Die Vertreibung der Polen und der Deutschen als zusammenhängende Erscheinungen (in der polnischen Formulierung: „jako procesy współzależne i zbieżne“ – als voneinander abhängende und konvergente Probleme; H.-D. v. E.) – Ähnlichkeiten und Unterschiede 1939–1949“ bereits wieder einen ebenso deutlichen wie erstaunlichen Schritt vorwärts erkennen läßt.

Hajnicz zufolge ermöglichte erst die „große Wende“ von 1989/90 eine offene Diskussion der Vertreibungsfrage, macht sie nun aber auch dringend erforderlich; es handle sich um eine „empfindliche Lücke“ im Prozeß der deutsch-polnischen Versöhnung, die geschlossen werden müsse, damit das öffentliche Bewußtsein nicht der Politik hinterherhinke und diese letztlich konterkariere. Den engen sachlichen Zusammenhang des Themas mit der Formulierung einer neuen polnischen West- und Deutschlandpolitik umriß der Vortragende in aufschlußreicher Weise. Solidarność habe gemäß dem Danziger Abkommen von 1980 zwar nicht zu internationalen Fragen Stellung nehmen dürfen; aber gerade die Ausrufung des Kriegsrechts habe eine neue außenpolitische Konzeption erzwungen. Aus der Verzweigung über die scheinbar ausweglose Situation sei der Mut zu neuem Denken erwachsen. Während die Fortsetzung der Entspannungspolitik – trotz all ihrer positiven Aspekte – die Zweiteilung Europas zementiert habe, sei die polnische Opposition zur Einsicht gelangt, es gebe für Polen „keinen Ausgang aus dem Käfig“, kein Abschütteln des Satellitenstatus und der „sowjetischen Einkreisung“, solange nicht die Mauer gefallen und die DDR beseitigt sei. Die Vereinigung Deutschlands und die Befreiung Polens hätten sich gegenseitig bedingt; während das Vereinigungsgebot des Grundgesetzes jedoch eine zeitlich

² Vgl. Polskie Spotkania Europejskie 1995. Materiały z II Polskich Spotkań Europejskich 6–7 maja 1995 r. (Polnische Europäische Begegnungen 1995. Materialien der II. Polnischen Europäischen Begegnungen, 6.–7. Mai 1995), hrsg. mit Unterstützung der Polnischen Robert-Schuman-Stiftung, Warszawa 1995, bes. S. 101 ff. Vorsitzender des Stiftungsrates ist Altpremier Tadeusz Mazowiecki.

³ Polska w Europie. Zeszyt specjalny: Polska-Niemcy – kompleks wypędzenia. Nawiązanie dialogu. Warszawa 1995.

unbestimmte Perspektive gehabt habe, habe es sich für Polen um ein Problem der Tagespolitik gehandelt.

Schon 1983 habe Solidarność der Bundesregierung die Formel signalisiert „Die Deutsche Frage ist offen, die Frage der Grenzen abgeschlossen“ („Sprawa niemiecka odwarta, sprawa granic zamknięta“). Alois Mertes, seinerzeit Staatssekretär im Auswärtigen Amt, habe ihm (Hajnicz) jedoch geantwortet: „Es ist interessant, aber es geht nicht.“ Zweifellos waren damit nicht nur Vorbehalte angesichts der fortwährenden Blockkonfrontation gemeint. Die Offerte der polnischen Opposition schien vielmehr auch dem deutschen *Rechtsstandpunkt* (ein Begriff, den Hajnicz auch in polnischer Rede als deutsches Fremdwort verwendet) zu widersprechen, der eine friedensvertragliche Regelung der Grenzfrage verlangt habe (zu der es dann doch nicht gekommen ist!).

Die im deutsch-polnischen Grenzvertrag vom 14. November 1990 ausgesprochene endgültige Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze schließt aber ein, daß diese als Ergebnis der Abtrennung früheren deutschen Staatsgebiets, der Westverschiebung Polens und der zwangsweisen Aussiedlung der überwiegenden Mehrzahl der einstigen deutschen Bevölkerung betrachtet wird. Gerade deshalb kann und muß jetzt offen über das Zustandekommen dieser Grenze und das Vertreibungsgeschehen gesprochen werden. Hajnicz skizzierte Grundsätze des Dialogs, den er dringend wünscht, aber auch an gewisse Regeln gebunden sieht: So wie Polen auf die Ideologie der „wiedergewonnenen piastischen Gebiete“ und die Verharmlosung der Vertreibung verzichten müsse, so dürfe von deutscher Seite nicht nur den Polen die gesamte Verantwortung hierfür angelastet werden. Vielmehr sei die Westverschiebung Polens ein „Resultat des *ganzen* Zweiten Weltkriegs auf seinem europäischen Schauplatz“, und Polen selbst Objekt und nicht Subjekt dieses Vorgangs: „Es war nicht der Wille der Polen und geschah nicht auf polnische Initiative, daß das Territorium des polnischen Staates nicht wieder in seiner Vorkriegsgestalt restituiert wurde.“ (S. 126)⁴ Ein Erwerb früherer deutscher Gebiete durch Polen ohne Aussiedlung der Bevölkerung hätte aber keinen Sinn gemacht, wie gerade auch von den Westalliierten anerkannt worden sei; seit dem Münchener Abkommen, das im Namen der ethnischen Reinheit die friedliche und demokratische Tschechoslowakische Republik zerschlagen habe, sei eine Rückkehr zu Nationalitätenstaaten nicht mehr möglich gewesen und – so

⁴ Die Seitenzahl bezieht sich – wie die im Text folgenden – auf den Beitrag von Artur Hajnicz, Der Dialog – Grundsätze, Befürchtungen, Erwartungen, in: Deutsche Studien 32 (1995), H. 126/127, S. 117-136. Es handelt sich um eine Übersetzung aus dem in Anm. 3 genannten Heft. Der Aufsatz ist im wesentlichen, aber nicht im Wortlaut identisch mit Hajniczs Lüneburger Vortrag.

darf ergänzt werden – für Polen vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen mit den Deutschen ganz gewiß nicht.

Die deutsche Forschung und Diskussion müsse lernen, die (in Jalta vorbereitete, in Potsdam gefällte) *Entscheidung* zur Vertreibung von deren *Ausführung* zu unterscheiden und zudem den Vorgang stärker in den Gesamtzusammenhang des Kriegsverlaufs und der Nachkriegszeit zu stellen. Trotz der unbestreitbaren Brutalität der Vertreibung könne sie nicht kategorisch als „Verbrechen“ bezeichnet werden, weil dies weder der historischen Situation noch den politisch Verantwortlichen gerecht werde. Den bekannten Satz Jan Józef Lipskis, „Ein Übel ist ein Übel und kein Gutes, auch wenn es ein geringeres und unvermeidbares Übel ist“ („Zło jest złem, a nie dobrem, nawet gdy jest mniejszym i niemożliwym do uniknięcia złem“)⁵, akzentuiert Hajnicz, indem er die Unvermeidbarkeit der Vertreibung betont. Hinter diese Position zurückzugehen, sei für Polen unmöglich. Andererseits falle Polen die Verantwortung für die Art und Weise der Durchführung zu, der es sich stellen müsse; von einem „martyriologischen“ Patriotismus, der Polen immer nur als Opfer sehe, müsse Abschied genommen werden. Auch deutscherseits müsse allerdings der Versuchung widerstanden werden, „einen beträchtlichen Teil der Verantwortung von sich zu schieben und dem Partner anzulasten. Dieses Problem wird uns zweifellos in der Diskussion begleiten. Sinn und unabdingbare Voraussetzung für den begonnenen Dialog sollte der Wunsch sein, sich selbst zu vervollkommen und das historisch-psychologische Selbstbild zu revidieren“ (S. 135).

Horst-Dieter von Enzberg, Lüneburg

⁵ Aus dessen bahnbrechendem Aufsatz *Dwie ojczyzny – dwa patriotyzmy* (Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen), in: *Kultura* (1981), Nr. 409/410, deutsch in: *Kontinent* (1982), Nr. 22, S. 7-48. Hier zit. nach Maria Podlasek, *Wypędzenie Niemców w świadomości Polaków* (Die Vertreibung der Deutschen im Bewußtsein der Polen), in: *Polska w Europie* (wie Anm. 3), S. 79-97, hier S. 96. In den *Deutschen Studien* 32 (1995), H. 126/127, finden sich auf S. 131 und 292 unterschiedliche Übersetzungen des Satzes; sicher ist es aber nur ein Druckfehler, wenn an der erstgenannten Stelle „geringes“ statt „geringeres“ steht.

Internationale Tagungen im Jahr der Gedenktage

Die Wiederkehr des 50. Jahrestages des Endes des Zweiten Weltkrieges wurde – wie zu erwarten stand – dazu genutzt, in verstärktem Maße über die Vergangenheit zu sprechen. Diesmal störten jedoch in der Diskussion keine Grenzen mehr. Die Ereignisse der vergangenen sechs Jahre haben dazu geführt, daß man eine wissenschaftliche Diskussion unter westeuropäischen Historikern beobachten kann, bei der zusammen mit Wissenschaftlern aus Osteuropa weiße Flecken der Geschichte entdeckt werden.

In Polen etwa konnte man bei vielen Symposien und Tagungen eine neue Interpretation des 8. Mai 1945 erkennen, in der Bundesrepublik wurde für das Thema Vertreibung wieder öffentliches Interesse geweckt. In den osteuropäischen Ländern war dieser Teil der Geschichte lange Zeit tabuisiert, und erst jetzt wurden die Ergebnisse neuer Forschungen vorgestellt. Hinzu kommt, daß die internationalen Beziehungen so entspannt sind, daß ein offener, vorbehaltloser Meinungs austausch stattfinden kann, ohne alte Gespenster zu neuem Leben zu erwecken. Das Ziel bleibt eine bessere Verständigung; sie auf diesem Gebiet zu erreichen, ist allerdings, wie noch zu zeigen sein wird, nicht immer möglich.

Als Gast oder Referentin nahm ich an vier internationalen Tagungen und Seminaren teil: vom 8. bis 11. Mai in Lüneburg zum Thema „Die Vertriebenen in Niedersachsen. Flucht und Vertreibung der Ostdeutschen und ihre Integration nach dem Zweiten Weltkrieg“ (Ost-Akademie, Lüneburg); am 24. Mai in Breslau: „Das Jahr 1945. Ende des Zweiten Weltkrieges. Befreiung vom Nationalsozialismus. Beginn des Kommunismus. Vertreibungen“ (Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, Bonn); vom 9. bis 11. Juni in Lübeck-Travemünde: „50 Jahre danach. Flucht, Vertreibung, Aussiedlung. Vom Auseinander zum Miteinander“ (Ostsee-Akademie, Lübeck-Travemünde) und vom 10. bis 13. Juli in Annaberg/Buchholz: „50 Jahre nach Flucht und Vertreibung der Deutschen – ein nicht aufgearbeitetes Thema der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte“ (Landesarbeitsgemeinschaft für Ostkunde im Unterricht e.V. Rheinland-Pfalz).

Obwohl während des ganzen Jahres 1995 weitere Veranstaltungen sowohl in Deutschland als auch in Polen stattfanden, halte ich die eben erwähnten für charakteristisch, geben sie doch ein klares Bild über den derzeitigen Forschungsstand und bieten Antworten auf die Frage, ob man wirklich auf dem Weg zum 'Miteinander' ist.

Die Möglichkeit, Referenten praktisch aus ganz Südost- und Osteuropa einzuladen, belegt nochmals deutlich die neuen Verbindungen im wissenschaftlichen und Hochschulbereich. Diese Kontakte führen auch zur

Genese einer Gruppe junger Wissenschaftler, denen die Thematik „Vertreibungen“ im europäischen Rahmen, d.h. nicht ausschließlich die Vertreibung der Deutschen, am Herzen liegt. Wie aktuell die Thematik in der europäischen Geschichte weiterhin ist, beweisen fast täglich aufs Neue die Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien.

Die Tagungen standen unter derselben Thematik, unterschieden sich allerdings in ihrem Publikum und Charakter. Im folgenden sollen vor allem die aus polnischer Sicht interessantesten Probleme dargestellt werden.

In Lüneburg, Breslau und Lübeck-Travemünde zeigte sich deutlich, wie heftig die Diskussion um die Begrifflichkeit weiterhin geführt wird. Es besteht in der polnischen Historiographie noch kein Einvernehmen darüber, ob man den deutschen Begriff „Vertreibung“ (poln.: „wypędzenie“) benutzen sollte. Einerseits wird die terminologische Frage als sekundär eingeschätzt, andererseits gibt es Stimmen, die in der Benutzung des Begriffs den (negativen) Einfluß der deutschen Vertriebenen zu erkennen glauben. Diese Diskussion ist für deutsche Teilnehmer oft kaum verständlich, was nicht an der unzureichenden Sprachkenntnis auf beiden Seiten liegt. In der Bundesrepublik existiert das Vokabular „Vertreibung – Vertriebene“ spätestens seit 1949, es hat seinen Platz im Rechtssystem und in der Sprache der Politik. In Polen – und oft auch in anderen postkommunistischen Ländern – fungieren diese Termini als ein Symbol des Konfliktes mit Deutschland und der antideutschen Propaganda. Deshalb gehören die terminologischen Diskussionen der polnischen Referenten zum Ablauf jeder Tagung. Eine Lösung ist derzeit nicht in Sicht. Polnische Autoren bevorzugen es, von „Übersiedlung“ zu sprechen, und vermeiden den Begriff „Vertreibung“. Die Gründe für dieses Verhalten erklärte u.a. Krystyna Kersten in Lübeck-Travemünde. In ihrem Referat „Aus- und Umsiedlung als Instrument der Politik in Europa im 20. Jahrhundert. Das Beispiel Polen“ stellte sie die unterschiedliche Lage der polnischen und deutschen Übersiedler/Vertriebenen dar. Obwohl die Lage der vertriebenen Bevölkerung durchaus ähnlich war, entstanden in Polen weder Vertriebenenorganisationen noch existierte ein „Bewußtsein der Vertreibung“. Die Ähnlichkeit der „zwangsweisen Aussiedlung“ (diesen Begriff benutzte Kersten anstelle des deutschen „Vertreibung“) von Polen und Deutschen zeigt, wie sehr diese Vorgänge als Instrumente europäischer Politik in unserem Jahrhundert anzusehen sind.

In Lübeck-Travemünde wurden auch andere Vertreibungsgebiete berücksichtigt. Hans Lemberg, Marburg, sprach über „Die ‚ethnisch reine Nation‘ als Voraussetzung für Flucht und Vertreibung“, Jaroslav Kučera, Prag, über die Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen, Rainer Erb, Potsdam, über die Vertreibung und Ermordung der Juden. Histori-

ker aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion stellten Vertreibung und Migration in den baltischen Staaten, in Weißrußland und der Ukraine sowie das Schicksal der „Ostarbeiter“ aus Rußland dar. Günter Tontsch, Hamburg, referierte am Ende der Tagung über „Kollektive Minderheitenrechte als Schutz vor Flucht und Vertreibung“. Die erwähnten Referate zeigen die Vielfalt der Tagung in Lübeck-Travemünde und das Bestreben der Organisatoren, die Thematik der Vertreibung in möglichst vielen Facetten darzustellen. Die Aufsätze zur internationalen Lage, der „ethnisch reinen Nation“ und der Aussiedlung als Instrument der Politik bildeten den Hintergrund für konkrete Fallstudien aus Mittel- und Osteuropa. Viele Referenten (u.a. aus Polen, der Ukraine und dem Kaliningrader Gebiet) sahen eine zukünftige Lösung in einem internationalen Minderheitenschutz. Auffallend dabei war, daß praktisch alle Vertreter aus den östlichen Staaten die Minderheitengesetzgebung im eigenen Land sehr hoch einschätzten, was von Vertretern der jeweiligen Minderheit nicht unbedingt genauso gesehen wurde. So beurteilte beispielsweise Tontsch die Lage in Polen durchaus negativ, weil „die Verfassung die Minderheitenrechte“ ignoriere. Allerdings sei hinzugefügt, daß die Arbeiten an der neuen Verfassung noch nicht abgeschlossen sind; wie die Minderheiten warten auch andere Gruppen polnischer Staatsbürger auf die endgültigen Formulierungen.

Während des Colloquiums zeichnete sich ein klarer Schwerpunkt im Bereich der ehemaligen Sowjetunion, der dort lebenden Minderheiten, den dort durchgeführten Verschleppungen und Deportationen ab. Eher am Rande wurde über die deutsch-tschechischen und die deutsch-polnischen Beziehungen diskutiert. So paradox es klingt: Es ist dies ein gutes Zeichen, zeigt sich doch hierin die Normalisierung der Lage. Fragen an die Referenten blieben in Lübeck-Travemünde meist aus, was auf das Tempo der Abfolge der Referate und auf die Fülle von Informationen zurückzuführen sein dürfte.

Ausschließlich dem deutsch-polnischen Verhältnis war die Veranstaltung in Lüneburg gewidmet. Polnische und deutsche Referenten zeichneten ein Bild der Vertreibung und der Vertriebenen. Regionalgeschichtliche Forschungen fanden große Aufmerksamkeit: Niedersachsen für die deutsche, Oberschlesien und Pommern für die polnische Seite. Einer der Teilnehmer, Piotr Madajczyk aus Warschau, schlug vor, den Begriff „Vertreibung“ als moralisch, aber nicht historisch begründet zu betrachten. Sein Kollege Artur Hajnicz, ebenfalls Warschau, betrachtete dagegen die terminologische Diskussion als zweitrangig.

In Lüneburg ging es auch um die Übersiedlung der polnischen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg (Adalbert Lewandowski, Lüneburg).

Das entspricht dem in letzter Zeit immer häufiger feststellbaren Trend, die Vertreibungsproblematik der Deutschen mit der Übersiedlung der Polen zu verbinden. Die Versuche, das Schicksal der beiden Bevölkerungsgruppen zu vergleichen, führt jedoch sehr oft – vor allem, wenn das Publikum aus vertriebenen Deutschen und Polen besteht – zu einer gegenseitigen Aufrechnung, die jede Verständigung unmöglich macht. Wie Philipp von Bismarck in Lübeck-Travemünde betonte, handelt es sich hierbei um eine „Psychopathologie“ der Völker; man solle nicht erwarten, daß man schnell lerne, miteinander zu sprechen.

Die Konferenz in Lüneburg wurde von der Ost-Akademie vorbereitet, die dabei mit dem Zentrum für internationale Studien in Warschau zusammenarbeitete (s. auch die Publikation „Polen in Europa. Polen und Deutschland – der Vertreibungskomplex. Anknüpfung eines Dialogs“). Das Projekt „Vertreibungskomplex“ wurde von beiden Einrichtungen gemeinsam betreut. Der Leiter der polnischen Seite, Artur Hajnicz, referierte in Lüneburg über die „Bedeutung des Themas Vertreibung für die deutsch-polnischen Beziehungen“. Eine andere Gruppe, die sich mit der Thematik beschäftigt, wird u.a. in Polen von Włodzimierz Borodziej, in Deutschland von Hans Lemberg geleitet (beide waren Teilnehmer in Lübeck-Travemünde). Es ist geplant, eine Dokumentation über die Vertreibung zu erstellen, in die auch bisher unbekannt polnische Dokumente eingehen werden. So stellen die Seminare in Lüneburg und Lübeck-Travemünde auch Ergebnisse darüber hinausgehender Zusammenarbeit dar.

Auch Vertreter des Bundesinnenministeriums nahmen an den Veranstaltungen teil. Marion Frantziach-Immenkeppel referierte in Lüneburg über die Integration der Vertriebenen. Dieses Thema ist bei deutschen Wissenschaftlern in den letzten 20 Jahren – vor allem bei Soziologen und Ethnologen – populärer geworden als die Tätigkeit der Vertriebenenorganisationen. Forschungsergebnisse wurden u.a. von Albrecht Lehmann vorgestellt. Er vertrat die Meinung, daß die Vertriebenenorganisationen (zu diesen referierte Wolfgang Kessler, Herne) für die deutschen Nachwuchswissenschaftler von relativ geringem Forschungsinteresse seien, denn sie würden als wenig bedeutsame Gruppe der deutschen Gesellschaft betrachtet.

Vice versa bedeutet dies, daß der Bund der Vertriebenen in Polen überschätzt wird. Man schreibt diesem Verband eine zu große Rolle in den deutsch-polnischen Beziehungen zu. Diese These wurde von Frantziach-Immenkeppel mit dem Argument abgelehnt, daß die Vertriebenenorganisationen die zweitgrößte Organisation der Bundesrepublik seien. Daraus ergibt sich nun die Frage, worauf denn dann das mangelnde Interesse in Deutschland zurückzuführen ist: Wird der BdV vielleicht in der Bundesrepublik unterschätzt?

In Lüneburg gab es auch Vorträge über Flucht und Vertreibung sowie das Bild der Polen in der deutschen Belletristik. Als Ergänzung stellte Edmund Dmitrów die Ergebnisse seiner Forschungen zu den Zwangsausiedlungen in der polnischen öffentlichen Meinung vor.

Vertriebene und Vertreibung bedeuten für manche Polen und Deutsche ein 'trockenes', für viele aber auch ein 'heißes' Thema. Die Teilnehmer der hier erwähnten Tagungen zählen zur zweiten Gruppe, doch die Mehrheit in beiden Ländern betrachtet die Vertreibung als abgeschlossenes Kapitel. Das Problem besteht also darin, die Ergebnisse der Forschung und der Diskussion weiter zu verbreiten.

Unter diesem Aspekt wurden die beiden jetzt vorzustellenden Veranstaltungen geplant. Im Mai 1995 fand das eintägige Symposium „Das Jahr 1945“ in Breslau statt. Organisiert wurde die Tagung von der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat (OKR), die in Polen vor allem durch ihre kulturelle Tätigkeit im Bereich der Denkmalpflege bekannt ist. Nicht unwichtig ist auch, daß der Präsident der Stiftung, Herbert Hupka, noch heute in Polen auf den Straßen erkannt wird. Lange Zeit spielte er in der polnischen Propaganda die Rolle des „Polenfressers“, und noch heute wird fast jeder seiner Besuche in Breslau, Ratibor oder Allenstein von Journalisten notiert und kommentiert. Das vom OKR organisierte Symposium hat auch in den niederschlesischen Medien seinen Niederschlag gefunden, allerdings nicht wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Vier Referenten, zwei aus Polen, zwei aus Deutschland, wurden zu den Veranstaltungen eingeladen, die sowohl in Polen als auch in Deutschland stattfanden und dasselbe Thema jeweils von einem deutschen und polnischen Autor behandeln ließen. Diese Form wurde bereits bei Themen wie der Denkmalpflege oder der deutsch-polnischen Vergangenheit der heute polnischen Gebiete erprobt. Diesmal jedoch handelte es sich bei dem Thema um ein heißeres Eisen, und für das überwiegend polnische Publikum – es war, wie gesagt, kein rein wissenschaftliches Treffen – war schon die Anwesenheit von Hupka sehr umstritten. Folgende Referate wurden vorgelesen: Klaus Hornung: „Zwei totalitäre Diktaturen in Deutschland“, Rüdiger Goldmann: „Flucht und Vertreibung“, Władysław Misiak: „Soziologische Aspekte der Vertreibung“. Das Referat von Wiesław Bokajło: „Befreiung von der Diktatur des Nationalsozialismus. Beginn der Diktatur des Kommunismus“ mußte leider ausfallen.

Es ist schwer zu sagen, welche Absicht die Organisatoren mit der Tagung verfolgten. Für eine wissenschaftliche Diskussion war auf jeden Fall zu wenig Zeit vorhanden, so daß sich dazu praktisch keine Gelegenheit ergab. Durch den Ausfall des Referates zur kommunistischen Herrschaft war zudem eine Auseinandersetzung mit den Thesen von Hornung kaum

möglich. Die größten Kontroversen entstanden um den Beitrag von Goldmann. Leider berücksichtigte der Referent die neueren Ergebnisse der polnischen Forschung nicht und wußte, wie man sofort bemerken konnte, wenig über die aktuelle Entwicklung der Diskussion um die Vertreibung in Polen. Auch die Hauptthese Hornungs, die in einer praktischen Gleichstellung von Faschismus und Kommunismus bestand, fand wenig Unterstützung im Publikum. Die von Hornung präsentierte Linie, die in Deutschland, aber auch unter polnischen Historikern durch den Historikerstreit bekannt wurde, ist typisch für die Vertriebenenverbände. Sie gipfelt in der Feststellung, Völkermord und Vertreibung als Ergebnis zweier totalitärer Diktaturen anzusehen. Diese Gleichsetzung ist für viele der polnischen Diskussionsteilnehmer aber ebensowenig akzeptabel wie die Behauptung, Polen habe in Potsdam die Rolle der Vertreibungsmacht gespielt. Im Gegensatz dazu gab sich Artur Hajnicz bei der Lüneburger Veranstaltung Mühe, die polnische Sichtweise zu verdeutlichen, nämlich, daß Polen selbst ein Objekt der territorialen Änderungen gewesen sei und nicht einer der Akteure. Diese Meinung fand auch im Plenum in Breslau eine klare Mehrheit. Anwesende Polen der älteren Generation konnten zudem nicht begreifen, daß man offiziell in einer polnischen Stadt eine Tagung des *Ostdeutschen* Kulturrats organisierte: Ostdeutschland, um einen der Diskutanten zu zitieren, damit sei doch auch Breslau gemeint. So kam es während des Symposiums zu einer Aufrechnung, die nirgendwohin führte; das hätte den Organisatoren durchaus bewußt sein können. Eben weil es im Bewußtsein der polnischen Bevölkerung derzeit zu gewaltigen Veränderungen kommt, sollte man nicht Thesen aus einer Zeit wiederholen, zu der die deutsch-polnischen Beziehungen angespannt waren. Goldmann betonte, daß er gerne mehr über Polen und die polnische Vertriebenenforschung wissen möchte, was aber auch ein Sprachproblem darstelle – ein von Klaus Zernack für deutsche Forschungen zu Ostdeutschland seit langem angemahntes Defizit.¹ Wäre es für Historiker, die sich mit der deutsch-französischen Grenzregion beschäftigen, denkbar, kein Französisch zu können?

Die Sprachbarriere erschwerte die Verständigung nicht nur in Breslau (keine Simultanübersetzung), sondern auch in Lübeck-Travemünde, weil die eingesetzten Dolmetscher rasch überfordert waren. Generell ist festzustellen, daß das Tagungsprogramm nicht eingehalten wurde: Undisziplinierte Referenten, die weit über den zugestandenen Zeitrahmen hinaus-

¹ Klaus Zernack, Pojęcie historyczne „Niemcy Wschodnie“ (Der historische Begriff „Ostdeutschland“), in: *Przegląd Zachodni* (1993), Nr. 4, S. 67.

gingen, höfliche Veranstalter, die nicht oder zu spät eingriffen: Manche Referate dauerten bis spät in die Nacht.

Die letzte Tagung war von der Landesarbeitsgemeinschaft für Ostkunde im Unterricht Rheinland-Pfalz für Lehrkräfte organisiert. Über Flucht und Vertreibung referierte diesmal Joachim Rogall, Mainz; Jörg Bernhard Bilke, Bonn, sprach über die „Tabuisierung der Vertreibungsgeschichte in der Staatsideologie der DDR. Die Aufarbeitung in der DDR-Belletristik“ und über die „Informationsdefizite in den neuen Bundesländern und in Westdeutschland“. Die Autorin dieses Beitrags referierte zum Thema „Flucht und Vertreibung der Deutschen aus polnischer Sicht“, Jiří Krěn aus Prag zur tschechischen Sichtweise. Ziel war, die deutschen Pädagogen über den Stand der Forschungen in Polen, Tschechien und Deutschland umfassend zu informieren. Ein ausführlicher Meinungsaustausch wurde nur dadurch behindert, daß alle Referenten die Tagung nach ihrem Vortrag relativ rasch verlassen mußten. Die meisten der Teilnehmer gehörten selbst der Vertriebenengeneration an, jüngere Lehrer waren nur sehr wenige vertreten. Bedeutet das, daß Vertreibung und Vertriebene für die junge deutsche Generation kein Thema mehr darstellen?

Die Referate und Diskussionen haben klar gezeigt, daß das Thema Vertreibung große Bedeutung für die Beziehungen der östlichen Nachbarn zu Deutschland besitzt. Vielleicht spielen diese Treffen schon die Rolle der von Philipp von Bismarck vorgeschlagenen „Psychotherapie“, sicherlich regen sie die Forschung an und zeigen, wieviel noch erreicht werden kann. Vergleicht man beispielsweise den polnischen Stand des Meinungsaustausches mit Deutschen bzw. Ukrainern, erkennt man, wieviel Zeit nötig ist, schmerzhaft gemeinsame Vergangenheit zu bewältigen.

Persönlich würde ich die Meinung des Leiters der Ostsee-Akademie, Dietmar Albrecht, teilen, der im Programm zur Tagung in Lübeck-Travemünde schrieb: „Flucht und Vertreibung in der Mitte und im Osten Europas am Ende des Zweiten Weltkrieges entziehen sich noch immer dem geschichtlichen Urteil.“ Die Ergebnisse der Veranstaltungen lassen eine Erweiterung dieses Gedankens angebracht erscheinen: Die Thematik hat nicht nur wissenschaftliche, sondern auch moralische und politische Bedeutung. Die Entstehung deutsch-polnischer institutioneller Zusammenarbeit birgt die Hoffnung, daß die „weißen Flecken“ in absehbarer Zeit verschwinden werden. Zugleich sollte man die Entstehung neuer „weißer Flecken“ verhindern, wie etwa eine wissenschaftliche Vernachlässigung der Vertriebenenorganisationen im politischen und gesellschaftlichen Leben der Bundesrepublik.

Beata Ociepka, Breslau

Ein Überblick über die Konferenz „Ostpreußen – 50 Jahre nach Potsdam“ vom 18.–19. September 1995 in Mierki bei Olsztyn

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion sind in der Historiographie Mittel- und Osteuropas neue Themen aufgetaucht, die immer wieder das Interesse von Forschern verschiedener Fachrichtungen auf sich gezogen haben. Eines dieser Themen ist die Nachkriegsgeschichte des ehemaligen Ostpreußen. Die Erforschung solcher ziemlich neuer oder „wiedergefundener“ Themen ermöglicht aber nicht nur die Politik, denn im letzten Jahrzehnt änderte sich auch das Verständnis der Geschichte Preußens und seiner Teile im 20. Jahrhundert. Diese neue Bewertung läßt sich am deutlichsten in polnischen, litauischen, russischen und deutschen Arbeiten erkennen. Beispielsweise wird heute in Polen schon mit Ironie über die „wiedergewonnenen Gebiete“ gesprochen, die Russen haben aufgehört zu glauben, daß die Geschichte des Kaliningrader Gebiets erst nach 1945 beginnt, und in Litauen wird die Rolle des deutschen kulturellen Elements in der Geschichte des Memelgebietes nicht mehr in Abrede gestellt. Die eben skizzierte neue Einstellung gegenüber der ostpreußischen Geschichte war auch auf der vom Kętrzyński-Institut in Olsztyn ermöglichten Konferenz zur Nachkriegsgeschichte des Kaliningrader Gebietes vorzufinden.

Zunächst sollte das gut durchdachte Konzept der Konferenz erwähnt werden. Wojciech Wrzesiński (Universität Wrocław) legte die Position der Großmächte (Vereinigte Staaten, UdSSR, England, Frankreich) und Polens zur Zukunft Ostpreußens in den Jahren 1939 bis 1945 dar. Edmund Wojnowski (Olsztyn) und Valerij Gal'cov (Kaliningrad) setzten die Geschichte der ostpreußischen Gebiete im Bestand der Volksrepublik Polen und der Sowjetunion (Russische Föderation) fort. Zu diesem Block der Vorträge gehörte auch der Bericht von Bogdan Koziełło Poklewski (Olsztyn), der die zivilisatorischen Erfolge in den beiden Teilen Ostpreußens nach dem Zweiten Weltkrieg schilderte. Zur Vollendung des Konzeptes fehlte nur ein Referat über die Situation im Memelgebiet zwischen 1945 und 1991; allerdings war es nicht der Fehler der Veranstalter, daß dieser Vortrag nicht gehalten werden konnte. Leider konnte der Rektor der Universität Klaipėda, Stasys Vaitekūnas, der für den Vortrag vorgesehen war, wegen kurzfristiger anderweitiger Verpflichtungen nicht an der Konferenz teilnehmen. Aus dem Themenkomplex besonders hervorzuheben ist das Referat von Wrzesiński, in dem neben der Position der Großmächte große Aufmerksamkeit auf die Pläne zur Nachkriegsteilung Ostpreußens innerhalb der polnischen Diplomatie gerichtet wurde. Es ist offensichtlich,

daß ein Teil dieser Pläne verwirklicht wurde: Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt Polen zwar Teile Preußens, wurde aber zugleich in den Ostblock eingegliedert und war bis zu den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit de facto ein Satellit der UdSSR.

Interessant war auch das Referat des Kaliningrader Historikers Gal'cov, in dem sich deutlich die Lage der historischen Forschungen an der Universität Kaliningrad widerspiegelte. Für mich persönlich war der Umgang des Kaliningrader Historikers mit der jüngeren Vergangenheit des Gebietes besonders wichtig. Gal'cov versuchte relativ objektiv die Vergangenheit des Gebietes darzustellen, wobei er die Arbeiten deutscher Historiker und Archivadokumente verwendete. An manchen Stellen des Vortrages war eine eigentümliche Hemmschwelle hinsichtlich dessen spürbar, was im Kaliningrader Gebiet nach dem Zweiten Weltkrieg geschehen war. Beispielsweise begründete der Autor die Vertreibung der Deutschen aus den Rußland zugefallenen Teilen Ostpreußens mit dem Beginn des Kalten Krieges und dem aufkommenden Partisanenkampf in Litauen! Auf interessante Weise erklärte der Autor auch die Zerstörung des kulturellen Erbes vor allem auf dem Lande. Nach Gal'cov führte die Konkurrenz der einzelnen Bauern zum Kolchossystem zur Annahme des Entschlusses, keine Häuser in den Dörfern zu renovieren, was seinerseits zu der so bedauernswerten derzeitigen Situation auf dem Lande (bezogen auf die Rettung kulturellen Erbes) geführt habe. Freilich: Die eben erwähnten Details spiegeln nur ungenügend den wenigstens von einigen Kaliningrader Historikern unternommenen Sprung wider, der sich im Abrücken von der Behauptung, Preußen sei alter russischer 'Mutterboden', und im Annähern an eine objektive Erforschung der Regionalgeschichte zeigt.

Der zweite Teil der Vorträge war der neuesten Geschichte, vor allem der des Kaliningrader Gebietes gewidmet. Jerzy Bahr (Warszawa), ehemals der erste Konsul der Polnischen Republik in Kaliningrad, gab einen Überblick über die polnische Zusammenarbeit mit dem Kaliningrader Gebiet, Stanislaw Kargopolov sprach über das Kaliningrader Gebiet als Teil der russischen Föderation und dessen Status aus völkerrechtlicher Sicht, Dieter Bingen (Köln) und Alvydas Nikžentaitis (Klaipėda) zeigten Perspektiven der Zukunft des Gebietes aus gesamteuropäischer und litauischer Sicht auf. Andrzej Sakson (Poznań) berührte das besonders bedeutsame Problem einer Identitätsfindung der heutigen Bewohner Ostpreußens.

Erwähnenswert bleibt die ruhige und sachliche Art der Referate und der Diskussion zu diesem Block, aus dem nur der kontroverse Beitrag von Kargopolov ein wenig herausfiel, in dem gewisse Zweifel an der rechtmäßigen Abhängigkeit des Kaliningrader Gebietes von der Russischen Föderation geäußert wurden.

Die gesamte Arbeit der Konferenz stellte Wrzesiński in einen größeren Kontext. Mit dem Hinweis, daß sich an der Konferenz eine nicht geringe Zahl von polnischen und russischen Diplomaten beteiligten, eröffneten der Wojewode von Olsztyn, Janusz Lorenz, und der Direktor des Kętrzyński-Institutes, Stanisław Achremczyk, die Konferenz, von der auch ein vollständiger, offizieller Bericht erscheinen soll.

Aus meiner Sicht sei noch angemerkt, daß die Konferenz in ihrer Gesamtheit ein Erfolg war. Sie zeigte, daß es bei der Untersuchung der jüngsten Vergangenheit und der gegenwärtigen Probleme des Kaliningrader Gebietes keine zwischenstaatlichen Grenzen gibt, sondern daß eine sachliche Erforschung der existierenden Probleme vorherrscht. Deswegen haben die Überlegungen der Organisatoren Bedeutung, auch in Zukunft ähnliche Zusammenkünfte zu veranstalten.

Alvydas Nikžentaitis, Klaipėda

**Heimat und Identität.
Selbstbewußtsein und Miteinander in der Ostseeregion.
Internationales Colloquium in der Ostsee-Akademie,
27.–29. Oktober 1995**

„Heimat“ gehört zu den Begriffen, die seit etlichen Jahren eine ungebrochene Konjunktur haben. An ihr scheiden sich die Geister: Für die einen Inbegriff von Rückständigkeit und Rückwärtsgeandtheit als Sinnbild für eine völkisch verbrämte Blut-und-Boden-Ideologie, ist sie für die anderen der notwendige Ort der seelischen, körperlichen und geistigen Besinnung, ein Ort, an dem man sich nicht erklären muß. Die andauernde Diskussion um Heimat bezeugt nun allerdings eher Orientierungs- und Heimatlosigkeit, denn Heimat hat, wer von ihr nicht zu sprechen braucht.

Der Ende der 80er Jahre beginnende „Völkerfrühling“ in Mittel- und Osteuropa hat der Diskussion neue Impulse gegeben. Der tiefgreifende gesellschaftliche und politische Wandel der letzten Jahre hat nicht nur neue Freiheiten beschert, sondern auch eine existentielle Verunsicherung verstärkt, die dazu führte, daß die Völker auf der Suche nach Identität und Verwurzelung im Raum sind. Für viele Staaten bedeutet die Wiedererlangung der Souveränität auch eine Überwindung der Folgen des Zweiten Weltkrieges, als dessen Ergebnis diese Souveränität verloren gegangen war. Heimatgewinn und Heimatverlust liegen eng beieinander, und in die Freude über die neugewonnene Freiheit mischt sich auch die Angst derer, die ein Erstarken nationalchauvinistischer Strömungen befürchten, deren Folgen im ehemaligen Jugoslawien deutlich sichtbar, die aber auch in anderen Regionen virulent sind.

Das Colloquium wollte klären, ob die Ostseeregion eine identitätsstiftende Region für alle Anrainer sein kann. Das thematische Schwergewicht lag auf der Vorstellung der Grenzregionen, Minderheiten und „kleinen“ Völker, deren Kultur und Traditionen oft vernachlässigt werden. Von den etwa 90 Teilnehmern, darunter Wissenschaftler und interessierte Laien, waren Gäste und Referenten aus Deutschland, Dänemark, Finnland, Rußland, Estland, Lettland, Litauen und Polen nach Travemünde angereist.

In ihrem Beitrag „Heimat und Identität. Eine Näherung“ ging Ina-Maria Greverus (Institut für Kulturanthropologie und Ethnologie der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt) auf die aktuelle Diskussion bezüglich des Heimatbegriffs ein. Sie betonte den individuellen Zugang eines jeden zu dem, was man Heimat nennt, zu einer spezifischen Umwelt, in der man sich erkennt, erkannt und anerkannt wird. Dies gelte

ebenso für die Regionen der Ostsee, die allerdings zu verschieden seien, als daß man von einer Ostseeregion als ganzem sprechen könne. Dem Wegfall der Grenzen sei noch keine weitreichende innere Annäherung gefolgt. Während sich im Westen Heimat für viele in ihrer säkularisierten postmodernen Form als letztlich beliebiger identitätsstiftender Ort darstelle, träfen wir in Osteuropa auf eine Renaissance des Nationalstaates mit der Tendenz, sich erst einmal gegen andere und anderes abzugrenzen.

In einer Reihe von Einzelbeiträgen stellten sich daran anschließend mehrere Völkerschaften der Ostseeregion mit ihrem Selbstverständnis vor. Den Anfang machten die Nordfriesen, die von Thomas Steensen (Direktor des Nordfriisk Instituut in Bräist/Bredstedt) vorgestellt wurden. Während die dänische Minderheit in Deutschland und die deutsche Minderheit in Dänemark über eine gute Lobby verfügen, die ihnen auch die finanziellen Möglichkeiten für Kulturarbeit sichert, haben die Nordfriesen mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wie sehr die Grenzregion im Norden immer noch vom ehemaligen deutsch-dänischen Gegenüber geprägt ist, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß man bei den Nordfriesen sehr lange zwischen den Nordfriesen dänischer Option und denen deutscher Option unterschieden hat. Erst langsam setzt sich eine Entwicklung durch, die das Gemeinsame der Nordfriesen – unabhängig vom Staat, den sie nie zu bilden vermochten – betont. Es wächst so auch eine neue grenzüberschreitende Identität, die vielleicht einmal auch auf andere ausstrahlen könnte.

Die Samen (die Bezeichnung als Lappen wird von ihnen als abwertend empfunden) stellte Jouni Kitti (Interessenvertretung der Samen in Finnland) vor. Auch die heute ca. 70 000 Samen, deren Lebensraum sich von Idre in Dalarna in Schweden bis hinunter nach Enderdal in der südnorwegischen Landschaft Hedmark sowie nach Norden und Osten bis Utsjoki in Finnland, Varanger in Norwegen und zur Kola-Halbinsel in Rußland erstreckt, haben nie ein eigenes Staatsgebilde besessen. Ihre traditionelle, vorwiegend an Fischfang, Jagd und Rentierhaltung orientierte Lebensweise ist stark durch die Modernisierung in Wirtschaft und Gesellschaft bedroht. Um ihre Identität als indigenes, grenzüberschreitendes Volk zu bewahren, haben sie den Beitritt Schwedens und Finnlands zur Europäischen Union genutzt, um vehement für mehr Rechte auf dem Gebiet der kulturellen Selbstbestimmung einzutreten. Nach dem Ende der Sowjetunion ist es nunmehr auch möglich geworden, die auf Kola lebenden Samen in diese Arbeit mit einzubeziehen.

Die Esten und Letten verbinden die Bewahrung von Heimat und Identität unmittelbar mit der Abwehr von Sowjetisierungstendenzen. Für die Esten sprach Sirje Kivimäe (Historische Fakultät der Universität Tallinn),

für die Letten Gundega Grinūma (Abteilung für Literatur- und Kunstgeschichte des Rainis-Museums, Riga). Die Situation in den baltischen Staaten ist einerseits geprägt von einer Folklorisierungstendenz, wie sie in der sogenannten „Singenden Revolution“ zum Ausdruck gekommen war, deren Höhepunkt allerdings überschritten scheint, und der Bestrebung, sich zur Bewahrung der eigenen Identität radikal von Rußland und russischen Traditionen, die oftmals einfach mit sowjetischen gleichgesetzt werden, abzusetzen. Obwohl Estland und Lettland im Schnittpunkt mehrerer Kulturen liegen, was mithin auch russische Einflüsse mit einschließt, scheint das Verhältnis zu Rußland doch aufgrund der jüngsten Vergangenheit noch lange nachhaltig belastet zu sein. Paradoxerweise war zu sowjetischen Zeiten die staatliche Förderung der estnischen bzw. lettischen Kultur besser gewährleistet als heutzutage, wo sich der Staat wegen seiner finanziellen Schwierigkeiten mehr und mehr von diesen Aufgaben zurückzieht. Im Gegensatz dazu wendet man sich seit einiger Zeit sehr intensiv den Deutschbalten zu, deren Geschichte so etwas wie einen Gegenentwurf zur Einbindung in den russischen Kontext darstellt. Eine ebenfalls große Gefahr für die Bewahrung der Identität droht den baltischen Staaten auch durch westlichen Lebensstil und die Einbindung in internationale wirtschaftliche und politische Strukturen, so daß aus dem „homo sovieticus“ ein „homo americanus“ werden könnte.

Ein Beispiel für das Fortbestehen von regionaler Identität lieferten Martynas Purvinas (Vorsitzender des Vereins „Kleinlitauen“) und Marija Purvienė (Vorsitzende des Vereins „Žemaitija“ und des „Historisch-kulturellen Vereins für die Reformation in Litauen“), die Kleinlitauen als gemeinsame Heimat der Prußen, Litauer und Deutschen vorstellten. Sie unterstrichen die Bedeutung des Protestantismus für die Prägung dieser Region, die sich heute auch gegen Dominierungstendenzen aus Vilnius verteidigen muß.

Die „Geschichte der Memelländerin Lena Grigoleit“ nahm Ulla Lachauer (Mannheim) zum Anlaß, um die verschiedenen Dimensionen des Heimatbegriffs anhand eines persönlichen Schicksals auszuloten. Das Leben dieser alten Frau sei ein Beispiel dafür, daß auch zu sowjetischen Zeiten eine Verwurzelung in der Heimat haben bestehen können, und zwar in einer Region, deren konstitutives Element gerade in der Vielfalt der kulturellen Einflüsse bestehe. Kontrovers wurde aber die Frage diskutiert, ob es sich hierbei um eine Geschichte handle, deren letzte Protagonisten ausstürben, oder ob sie weitergegeben werden könne.

Ein besonders schwieriges Problem ist zur Zeit mit den russischen Minderheiten im Baltikum verbunden, vor allem in Lettland und Estland, wo sie über 30% der Gesamtbevölkerung stellen. Tat'jana Jasinskaja (Vor-

sitzende der Leitung des russischen Kulturzentrums in Vilnius) machte darauf aufmerksam, daß es für die Russen ein bisher unbewältigtes Trauma sei, sozusagen über Nacht zu Ausländern geworden zu sein. Neben der Lösung der Frage des Erwerbs der Staatsbürgerschaft wird eine gelungene Integration der Minderheiten auch davon abhängen, ob sich die Russen loyal zu ihrem Staat verhalten und ob sie gleichermaßen von der Titularnation akzeptiert werden. Was die Ausgestaltung der staatlichen Identität anbelangt, so reichen die Vorstellungen von einem Modell, bei dem den Minderheiten Rechte der kulturellen Selbstbestimmung belassen, sie ansonsten aber assimiliert würden, bis zu einer Konzeption, die in den Minderheiten ein konstitutives und gleichberechtigtes Element für den Staat sieht.

Einen Spezialfall stellt die Kaliningrader Oblast dar, für die Valerij Gal'cov (Dekan der Historischen Fakultät der Kaliningrader Universität) sprach. Die dortige Bevölkerung hat es besonders schwer, eine eigene Identität zu finden, weil zu der überall in Rußland vorhandenen Verunsicherung noch die Tatsache hinzukommt, daß die Bildung der Oblast eine Folge des Zweiten Weltkriegs ist und kein Ergebnis einer längeren kontinuierlichen Entwicklung. Der Zusammenbruch der sowjetischen Ordnung, deren maßgebliche Legitimation der gewonnene „Große Vaterländische Krieg“ war, läßt die Bewohner Kaliningrads auch eine Revision der Ergebnisse des Krieges befürchten. Soll die Oblast nicht zum Ausgangspunkt neuer Gefahren werden, müssen sich seine Bewohner mehr in der Region selbst verwurzeln. Dazu ist es notwendig, daß sie sich auch mehr mit der deutschen – aber auch polnischen und litauischen – Geschichte des Gebiets vertraut machen; alles Bereiche, die jahrzehntelang tabuisiert waren.

Ein Herantasten an die deutsche Vergangenheit war auch die Ausstellung der Kulturgemeinschaft „Borussia“ über „Landschlösser und Gutshäuser im ehemaligen Ostpreußen“, die die Tagung begleitete. Über das südliche Ostpreußen als Heimat der Masuren berichtete Burkhard Ollech (Ostsee-Akademie). Der deutsch-polnische Gegensatz und die evangelische Religion haben dazu geführt, daß die Masuren, deren Identität eben nicht als polnisch oder deutsch bezeichnet werden kann, nach dem Zweiten Weltkrieg entweder assimiliert wurden oder das Land freiwillig oder unfreiwillig verließen.

Ein gelungenes Beispiel für die Bewahrung der eigenen Identität sind die Kaschuben, die Józef Borzyszkowski (Vizewojewode von Danzig und stellvertretender Vorsitzender der kaschubisch-pommerschen Gesellschaft) vorstellte. Sie haben sowohl Germanisierungstendenzen und später – nachdem die Deutschen Pommern verlassen mußten – Polonisie-

rungsversuchen widerstanden, so daß sie heute eine fest in der Region um Danzig verwurzelte Gemeinschaft bilden.

Ein besonderer Akzent wurde von Klaus von Bismarck gesetzt, der in seinem Beitrag „Zwischen Heimatverlust und Heimatgewinn“ aus der Erfahrung eines über 80jährigen Lebens die Verwurzelung des Menschen in seiner angestammten Heimat hervorhob, gleichzeitig jedoch die Notwendigkeit unterstrich, Abschied von dem Prinzip der ethnischen Reinheit zu nehmen und statt dessen eine pluralistische multiethnische Gesellschaft zu etablieren.

Die Abschlußdiskussion fokussierte noch einmal die zwei dominierenden Ansätze auf dem Colloquium: einen eher westlichen, der den Heimat- und Identitätsbegriff mehr als ein Problem des Individuums auffaßt, und einen eher östlichen, der den kollektiven Bezugsrahmen in den Vordergrund stellt. Abseits unterschiedlicher Konzeptionen wurde aber von vielen Seiten Befriedigung darüber ausgedrückt, daß das Colloquium gute Möglichkeiten zum Dialog über die Nationen- und Altersgrenzen hinweg gegeben habe; ein Dialog, der in den Staaten der Ostseeregion noch nicht ausreichend in Gang gekommen ist.

Randolf Oberschmidt, Lübeck

Völkerbegegnung oder „Symbiose ohne Liebe“? Eine Tagung in Lodz vom 19.–21. Oktober 1995

Zu einer wissenschaftlichen Konferenz zum Thema „Gruppenbeziehungen in einer multiethnischen Stadtgesellschaft: Polen, Deutsche, Juden im 19. und 20. Jahrhundert (bis 1939) in Lodz“ trafen sich dort im Oktober 1995 (19.–21.) etwa 50 Referenten und Diskutanten. Veranstaltet wurde dieses Treffen gemeinsam vom Deutschen Historischen Institut in Warschau und dem Historischen Institut der Universität Lodz; die Referenten waren überwiegend polnische Wissenschaftler, zwei Vorträge wurden von jungen Historikern aus Deutschland bestritten, nur ein Historiker aus Israel nahm teil. Ziel der Veranstaltung war, Forschungsansätze und -ergebnisse zur Entwicklung der verschiedenen nationalen und konfessionellen Gruppen in dieser Stadt vorzustellen und zu diskutieren, wobei die Betonung auf dem Beziehungsaspekt, dem triangulären Verhältnis im Wandel der Geschichte von der Stadtgründung 1827 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges lag. Die polnischen Historiker betonten, daß es auch darum gehe, den Anteil der Minderheiten, der Juden und der Deutschen, am Aufbau und an der Entwicklung der Industriestadt Lodz zu würdigen, dem „Manchester des Ostens“ mit dem Mythos, Stadt der Völkerbegegnung zu sein. Damit wurde ein Thema bearbeitet, „das vor einigen Jahren noch nicht möglich gewesen wäre“, wie versichert wurde.

Im Eingangsreferat entwarf Paweł Samuś (Lodz) ein Bild dieser Stadt als „mała ojczyzna“, d.h. als Heimat für die verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen ihrer Bewohner, und betonte die Existenz von „odzielne prywatne ojczyzny“ – von eigenen privaten Heimaten im Großraum Stadt, in dem auch Sprache als Heimat erlebt wurde.

Daß Lodz bereits im 19. Jahrhundert nicht nur eine Stadt des multiethnischen Zusammenlebens, sondern auch der sozialen Polarisierung war, die nach dem starken Bevölkerungswachstum durch Immigration bei geringem natürlichen Zuwachs in den Jahren 1918–1928 anhielt, führte Ludwik Mroczka (Krakau) aus. Das Phänomen des „Lodzermenschen“, also jene in Lodz gebräuchliche Bezeichnung für den wendigen, gerissenen Geschäftsmann, habe wohl nur auf den Fabrikanten, nicht auf den Arbeiter zugetroffen. Allerdings wäre es von Interesse, diesen faszinierenden soziokulturellen Typ als Prototyp der Modernität näher zu untersuchen.

Deutlich wird, daß *die* Geschichte der Stadt Lodz und ihrer Bewohner noch nicht geschrieben ist. Krzysztof Woźniak (Lodz) verwies in seinen Ausführungen auf die Konkurrenz in den Selbstdarstellungen der drei

Gruppen, wonach vor allem die Deutschen ihren Beitrag zur Größe von Lodz besonders hervorzuheben pflegten.

In der Betrachtung von „Wirtschaft und Gesellschaft“ wurden Forschungsergebnisse über die Beziehungen zwischen jüdischen und christlichen Unternehmern, auch vor dem Hintergrund des ökonomischen Kampfes Lodz-Moskau, bis zum Ersten Weltkrieg von Stefan Pytlas (Lodz) und eine biographische Studie zur Gestalt des Julius Kunitzer, eines protestantischen und polonisierten Großindustriellen, als Symbol des multiethnischen Lodz von Kazimierz Badziak (Lodz) vorgestellt. François Guesnet (Berlin) wies auf die Bedeutung der Koexistenz mit einer deutschen Bourgeoisie für die neue, reformorientierte jüdische Fabrikanten-Elite in Lodz hin. Deutsche Kultur wurde für sie, neben der jüdischen Reform in Deutschland und dem gesellschaftlichen Aufstieg der deutschen Judenheit, zum Vorbild. Davon leiteten sie auch den Anspruch ab, die Kontrolle über wesentliche Bereiche des jüdischen Gemeindelebens zu übernehmen, was neben der extremen Bevölkerungszunahme die entscheidende Veränderung innerhalb der Lodzer Judenheit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war. Die Abwesenheit sowohl eines polnischen Bürgertums als auch der polnischen Szlachta mit Anspruch auf kulturelle Hegemonie in der Stadt Lodz bedeutete für die jüdische Reformelite mehr Freiheit, ihre eigene Vorstellung von Zivilität zu entwickeln. Sowohl jüdische als auch deutsche Großindustrielle verstanden sich als Repräsentanten ihrer Kulturen und übten diplomatischen Umgang.

Aspekte der Lodzer Philantropie, entstanden angesichts des großen Arbeiterelends, beleuchtete Hanna Krajewska (Warschau). Während in den meisten polnischen Städten die Polen Wert auf eine eigene Institution legten, setzte sich die „Lodzer Christliche Wohltätigkeitsgesellschaft“ (1885) aus Protestanten, Katholiken und Russisch-Orthodoxen zusammen, war also vielnational. Der Versuch, eine gemeinsame Organisation mit den Juden zu gründen, schlug fehl, nicht zuletzt wegen der Befürchtung der Christen, es gebe mehr arme Juden als bedürftige Christen. Erst 1912, angesichts fortdauernder Arbeitslosigkeit, kam es zur Kooperation zwischen der christlichen und der 1899 entstandenen jüdischen Wohltätigkeit.

Moshe Mishkinsky (Tel Aviv) erörterte im Teil „Politisches Leben“ die Gründe für die verhältnismäßig späten Anfänge der Arbeiterbewegung (1890er Jahre) in Lodz, insbesondere der jüdischen, die erst nach der Etablierung des Bunds erste Schritte unternahm. Der Mai-Pogrom 1892, tief verankert im Bewußtsein der Lodzer jüdischen Arbeiter, hatte die Überzeugung von der Notwendigkeit einer eigenen Organisation verstärkt. Zu einer vorübergehenden Aufhebung der ethnischen Trennung unter den Arbeitern, so Feliks Tych (Warschau), kam es in den Jahren

1905–1907, zur Zeit der „polnisch-deutsch-jüdischen Revolution“ in Lodz gegen die zaristische Herrschaft. Nach diesen Ereignissen hätten sich die Arbeiter, die den größten Anteil der Lodzer Bevölkerung stellten, wieder dem vorrevolutionären Stand zugewandt; man lebte wieder „nebeneinander“ und kehrte zur „Symbiose ohne Liebe“ zurück. Mit einem Sprung in die 1920er Jahre gab Jacek Walicki (Lodz) einen Überblick über die Repräsentanten von Juden und Deutschen in der Lodzer Stadtverwaltung der Zwischenkriegszeit und zeigte den restriktiven Einfluß der Wahlordnung von 1931. In diesem Zusammenhang wurden auch Forschungsdesiderata deutlich. Eine genaue Untersuchung, wie die jeweiligen Gruppeninteressen der im Stadtrat vertretenen Repräsentanten der nationalen Gruppen, wie ihre Kooperation bzw. Dissonanzen aussahen, welche Koalitionen es gab, steht noch aus.

Eine Reihe neuerer Studien wurde zum Alltagsleben vorgestellt, u.a. die ethnographische Erforschung von kultureller Distanz und Stereotypen der Fremden bis 1939 von Bronisława Kopczyńska-Jaworska, basierend auf den Erinnerungen von Industriearbeitern. Anlaß für kontroverse Diskussionen bot der Oral History-Ansatz von Daniel Gerson (Berlin), dessen Darstellung von Interview-Ergebnissen über „Antisemitische Erfahrungen im Lodz der Zwischenkriegszeit“ provokativ wirkte.

Referate über Theater, Journalismus, Architektur und Sport gaben Einblicke in die multiethnische kulturelle Vielfalt, machten aber auch deutlich, daß – was z.B. die Entwicklung jüdischer Sportvereine betrifft – weiterhin Forschungsbedarf besteht.

Der auf dieser Konferenz gewählte Ansatz, der die „ethnic communities“ in das Zentrum der Betrachtung rückte und dabei vor allem Wert auf die Alltagsgeschichte legte, brachte viele interessante Ergebnisse und Diskussionen, wenn auch eine wirkliche Rekonstruktion der Verbindungen, die zwischen den oft hermetischen Gruppen bestanden, erst ansatzweise geleistet wurde. Es besteht hierbei auch die Gefahr, aus dem Blickfeld zu verlieren, daß sich Aufstieg und Blüte des Modernisierungszentrums Lodz innerhalb des russischen Imperiums vollzogen haben – alle Bewohner waren Untertanen des Zaren. Das Ende des Ersten Weltkriegs, entscheidender Wendepunkt in Polen, brachte durch die beschleunigt einsetzende Nationalisierung der Massen eine scharfe Zäsur im ethnischen Gefüge, die sehr genau zu analysieren ist.

Diese spannende Konferenz hat ein reiches, aber vielleicht zu umfangreiches Programm bewältigt; die Bearbeitung der Zwischenkriegszeit mit dem wachsenden polnischen Antisemitismus der 30er Jahre und mit der ab 1933 beginnenden nationalsozialistischen Gleichschaltung von großen Teilen der deutschen Minderheit wäre eine eigene Tagung wert. Dennoch

wurde hier ein wichtiges Fundament für einen gemeinsamen Neuzugang zu den Fragen multiethnischen Zusammenlebens gelegt. Daß diese neue Sicht auch von seiten des offiziellen Lodz gewünscht wird, zeigte ein herzlicher Empfang der Konferenzteilnehmer beim Lodzer Stadtpräsidenten. Wünschenswert wäre es auch, wenn bei der als Fortsetzung geplanten Konferenz zum Thema „Polen, Juden und Deutsche in Lodz unter der deutschen Okkupation 1939 bis 1945“ polnische, israelische und deutsche Historikerinnen und Historiker an diesem Ort gemeinsam tagen könnten.

Beate Kosmala, Berlin

Das Institut für Länderkunde in Leipzig begeht sein 100jähriges Jubiläum

Für das Institut für Länderkunde Leipzig war der 5. Februar 1996 ein besonderer Tag – es konnte sein 100jähriges Institutsjubiläum feiern. Seine Gründung verdankt es dem aus Leipzig stammenden Privatgelehrten und Vulkanologen Alphons Stübel. Er schenkte dem Rat der Stadt Leipzig seine Sammlungen, die er auf seinen ausgedehnten Forschungsreisen durch Südamerika zusammengetragen hatte. Die Schenkung war an die Bedingung geknüpft, daß die Stadt Leipzig geeignete Räumlichkeiten für die Ausstellung seiner Sammlungen zur Verfügung stellte. Die Stadt erfüllte diese Bedingung mit der Errichtung einer „Abteilung für vergleichende Länderkunde“ im Rahmen des neuen Völkerkundemuseums. Damit war die Wiege für ein in dieser Art einmaliges Museum als wissenschaftliche Sammelstätte für die Geographie geschaffen worden.

Der Weg in die Selbständigkeit begann 1907, als der Rat der Stadt Leipzig beschloß, die bisherige Abteilung für Länderkunde in ein selbständiges „Museum für Länderkunde“ umzuwandeln und anstelle des bisherigen Abteilungsleiters einen Direktor an die Spitze der Einrichtung zu stellen. Dieser neue Direktor, Walter Bergt, versuchte, die bis dahin geringe Breitenwirksamkeit des Museums durch die Gründung von zwei neuen Abteilungen – „Deutsche Kolonien“ und „Mitteldeutschland“ – zu verbessern. Seine Pläne scheiterten jedoch an den finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich das Museum befand.

Der Erste Weltkrieg und die Zeit der Inflation brachten dem jungen Museum für Länderkunde nur wenig Gedeihliches – die Alphons-Stübel-Stiftung wurde aufgelöst, der Fortbestand des Museums schien gefährdet. Glücklicherweise gab es auch in dieser schweren Zeit Freunde und Förderer des Gedankens eines Länderkunde-Museums. Und so gelang es, das Museum nicht nur am Leben zu erhalten, sondern ihm auch ein neues Profil zu geben. Mit dem Einzug in die Räume im Grassimumuseum am Johannisplatz nahm auch ein neues Konzept für das Museum Gestalt an. Der neue Direktor, Rudolf Reinhard, sah die Aufgabe des Museums in einer ganzheitlichen Darstellung verschiedener Kontinente und Länder, ein „Haus der Erde“ sollte den Besucher mit Hilfe eines umfangreichen Anschauungsmaterials über geographische Sachverhalte informieren. Mit dieser Konzeption erreichte das Museum erstmals wieder eine breite Öffentlichkeit, es wurde sowohl von Fachkreisen als auch interessierten Laien akzeptiert. Dies wirkte sich positiv auf das Budget und den Umfang der Personalstellen aus, das Museum hatte 1930 bereits neun Mitarbeiter.

Eine eigene wissenschaftliche Publikationsreihe erschien, sie wurde auch gegen Schriften aus anderen wissenschaftlichen Institutionen getauscht.

Dem allgemeinen Zeitgeist folgend, wurde 1935 der Name des Museums in „Deutsches Museum für Länderkunde“ und 1942 in „Deutsches Institut für Länderkunde. Geographisches Zentralmuseum und Forschungsinstitut“ geändert. Der Personalbestand des Instituts wurde kontinuierlich erweitert, neben der Ausstellungstätigkeit wurden zahlreiche Forschernachlässe erworben und in den Bestand eingearbeitet. Das Institut wurde in die nationalsozialistische Propagandastrategie einbezogen und unterstützte mit seinen Ausstellungen und Vorträgen die Bildungsrichtlinien jener Zeit.

Als die Kriegereignisse für Leipzig immer bedrohlicher wurden, erfolgte die Auslagerung wertvoller Bestände des Deutschen Instituts für Länderkunde. Auf diese Weise entgingen die Bestände der Vernichtung, da der Institutsstandort Grassimuseum durch einen Bombenangriff im Dezember 1943 stark in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Die Nachkriegszeit bedeutete für das Institut eine Zeit der Suche nach neuen Inhalten und des mühsamen Neu- bzw. Wiederaufbaus der Bibliothek und der Sammlungen. Mit der Übernahme der Direktorenstelle durch Edgar Lehmann begann für das Institut ein weiterer Abschnitt auf dem Weg zu einer anerkannten geographischen Forschungseinrichtung. Die Publikationstätigkeit wurde wieder aufgenommen, in zahlreichen Ausstellungen stellte sich das Institut aktuellen geographischen Fragestellungen. 1952 zog das Institut in sein neues Domizil, die oberen zwei Etagen des ehemaligen Reichsgerichts. Mit der zunehmenden Anerkennung der Leistung des Instituts wurde auch der Gedanke an eine Wiedereinrichtung von Museumsflächen aufgegriffen. So wurde 1957 im Grassimuseum die Ausstellung „Landschaftsgürtel der Erde“ als Dauerausstellung eröffnet.

Mit der Angliederung des Instituts an die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelang es 1968/69, dem Institut einen günstigen Platz in der Forschungslandschaft der damaligen DDR zu sichern und eine personelle und finanzielle Aufwärtsentwicklung zu garantieren. Es erhielt nunmehr die Bezeichnung „Geographisches Institut der Akademie der Wissenschaften“.

Mit der Auflösung des Geographischen Museums im Jahre 1975 erfolgte die eindeutige Zuwendung zur Forschungstätigkeit, die Bildungsfunktion trat in den Hintergrund. In zunehmendem Maße standen auch Fragen aus dem Bereich der Umwelt im Mittelpunkt der Forschungen, nicht zuletzt bedingt durch den 1976 erfolgten Zusammenschluß des Leipziger Instituts mit der Berliner Forschungsstelle für Umweltgestaltung. Die

neuentstandene Forschungseinrichtung erhielt den Namen „Institut für Geographie und Geoökologie“ (IGG), den sie bis zu ihrer Abwicklung im Rahmen des Einigungsvertrages am 31. Dezember 1991 tragen sollte.

Die Evaluierung des Instituts durch eine vom Wissenschaftsrat berufene Arbeitsgruppe führte zu einer Stellungnahme, in der die Auflösung des IGG sowie die Weiterführung ausgewählter Forschungsrichtungen empfohlen wurde. Dieser Empfehlung folgend, kam es am 1. Januar 1992 zur Gründung des Instituts für Länderkunde e.V. als Einrichtung der sogenannten „Blauen Liste“. Im Stellenplan wurden 35 Personalstellen, darunter 15 Wissenschaftlerstellen, festgelegt.

Die Gründungskommission des Instituts erarbeitete unter der Leitung von Hans Heinrich Blotevogel ein mittelfristiges Forschungskonzept, welches die Schwerpunkte der künftigen Arbeit des Instituts absteckt. Darin wird u.a. aufgeführt, daß der Inhalt der Forschungsarbeit eine anwendungsorientierte Grundlagenforschung darstellt, die drei aufeinanderfolgende Schritte beinhaltet:

- Erfassung, Aufbereitung, Dokumentation und Bereitstellung landes- und länderkundlicher Informationen,
- Durchführung landes- und länderkundlicher Forschungsvorhaben über politische, soziale, demographische, ökonomische, kulturelle und geökologische Strukturen und Prozesse sowie
- Verbreitung landes- und länderkundlicher Informationen und Forschungsergebnisse durch Veröffentlichungen sowie durch Ausstellungen, Tagungen, Seminare und Vorträge.

Zu diesen drei Schritten gehören folgende Forschungsschwerpunkte:

- Theorie der Landes- und Länderkunde,
- Städte und Siedlungssysteme Europas im Wandel,
- Politischer, ökonomischer und kultureller Bedeutungswandel von Regionen in Deutschland und Europa,
- Veränderungen der Landnutzung und ländlicher Räume in Deutschland und Europa,
- Verkehrssysteme Europas im Wandel,
- Regionale Auswirkungen interregionaler und internationaler Migration in Europa.

In den beiden Forschungsbereichen „Regionale Geographie Europas“ und „Deutsche Landeskunde“ sowie in den Abteilungen Kartographie/Geographische Informationssysteme und der Geographischen Zentralbibliothek wird an der Erfüllung dieser anspruchsvollen Zielstellungen gearbeitet.

Dabei beziehen sich die Forschungen des Bereichs „Deutsche Landeskunde“ auf folgende Einzelthemen bzw. -projekte:

- Erfassung der räumlichen Strukturen im vereinten Deutschland: Hierzu gehören Untersuchungen des Transformationsprozesses im Überblick sowie die Erarbeitung eines Konzepts für einen Nationalatlas der Bundesrepublik Deutschland und die Koordinierung der dazu erforderlichen Arbeiten;
- Veränderungen der Strukturen in Städten und Siedlungssystemen in den neuen Bundesländern: Unter diesem Schwerpunkt werden vor allem Prozesse der Wohn- und Gewerbe-Suburbanisierung in ostdeutschen Großstadtreionen und innerstädtische Entwicklungsbeispiele untersucht sowie Leitbilder und regionale Entwicklungskonzepte für den Ballungsraum Halle/Leipzig erarbeitet;
- Regionaler Wandel im ländlichen Raum und in Grenzregionen: Die Untersuchung des Wandlungsprozesses im ländlichen Raum an Deutschlands Ostgrenze, die Veränderungen der Zentralität in der Grenzregion und der Nutzungsmuster in Fremdenverkehrsgebieten Sachsens, die Frage nach den sächsischen Kulturräumen und der regionalen Identität stehen hier u.a. im Mittelpunkt;
- Landeskundliche Inventarisierung und Dokumentation als Grundlage einer langfristigen Raumbbeobachtung: In ausgewählten Regionen wird der Kulturlandschaftswandel erfaßt und eine landeskundliche Inventarisierung sächsischer Kulturlandschaften vorgenommen.

Der Schwerpunkt des Bereichs „Regionale Geographie Europas“ ist, entsprechend der Forschungstradition des früheren Instituts für Geographie und Geoökologie, vor allem in den Transformationsstaaten des östlichen Europa zu sehen. Dabei geht es um die Projektbereiche:

- Großräumige Strukturen und Strukturveränderungen im östlichen Europa: Im Mittelpunkt steht die Untersuchung von Zentren und Zentrensystemen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa sowie der Entwicklungsperspektiven der mitteleuropäischen West-Ost-Achse Sachsen-Schlesien-Südostpolen-Westukraine;
- Strukturen und Entwicklungen europäischer Stadtreionen und Städte-systeme: Zu diesem Schwerpunkt gehört die Ermittlung des Wandels intraregionaler und innerstädtischer Raumstrukturen in ausgewählten Städten Ost- und Westeuropas;
- Veränderungen der Städte-systeme im östlichen Europa: Die durch den politischen und wirtschaftlichen Wandel ausgelösten Veränderungen in Städten und Städte-systemen im östlichen Europa werden im Rahmen dieses Schwerpunkts untersucht und dokumentiert;

- Strukturwandel ländlicher Regionen im östlichen Europa: Bei diesem Projekt stehen die Auswirkungen des Transformationsprozesses auf den ländlichen Raum im östlichen Europa im Vordergrund;
- Strukturwandel von Grenzregionen im östlichen Europa: Hierbei geht es vorwiegend um den durch den Transformationsprozeß hervorgerufenen Bedeutungswandel von Grenzen und deren Einfluß auf die Grenzregionen;
- Regionalmonographien sowie Kartenserien: Die Erarbeitung geographischer Studien zu einzelnen Staaten des östlichen Europa und die Vorbereitung einer Kartenserie über Ost- und Südosteuropa sind Bestandteil dieses Forschungsschwerpunkts.

Neben den Untersuchungen zu Regionen oder auch Ländern werden zu einer Reihe von Projektbereichen Fallbeispiele einem näheren Studium unterzogen, um damit sowohl den aktuell ablaufenden Transformationsprozeß in seinen konkreten Erscheinungsformen erfassen zu können, als auch um daraus Regelmäßigkeiten und Allgemeingültiges ableiten zu können, um sie schließlich in ein theoretisches Konstrukt einzupassen. Zu den Fallbeispielen, die sich inhaltlich den Projektbereichen zuordnen lassen, gehören z.B. die Untersuchungen zum Wandel von Stadtregionen und der Revitalisierung alter Industriegebiete in Lille, Birmingham und St. Petersburg; zum Funktionswandel von Städten im östlichen Europa in Mineral'nye Vody (Rußland), Černjachovsk (Rußland, Gebiet Kaliningrad), Narva/Ivangorod (Estland/Rußland), Valga/Valka (Estland/Lettland) und Görlitz/Zgorzelec (Deutschland/Polen).

In die Erforschung des Wandels der Grenzregionen werden Beispielregionen im deutsch-polnischen, im polnisch-russischen, im lettisch-litauisch-weißrussischen, im rumänisch-bulgarischen und im tschechisch-slowakischen Grenzraum einbezogen. Der Wandel der ländlichen Regionen des östlichen Europa wird anhand von Fallbeispielen aus Lettland, Estland, dem Gebiet Kaliningrad, aus Rumänien und der Ukraine näher untersucht.

Erste Ergebnisse der Forschungsarbeiten fanden ihren Niederschlag in den Publikationen des Instituts für Länderkunde (Europa Regional, Beiträge zur Regionalen Geographie Europas, Daten – Fakten – Literatur zur Geographie Europas). Eine besondere Bedeutung hat bei den genannten Forschungsarbeiten im östlichen Europa die enge Kooperation mit den geographischen und geographienahen Forschungseinrichtungen in den zu untersuchenden Ländern. Zum Teil konnte hierbei an schon länger bestehende Verbindungen angeknüpft werden, zum Teil wurden neue Beziehungen aufgebaut. Dies scheint auch für ein weiteres Vorhaben des Insti-

tuts wichtig – die Erarbeitung von umfassenden Regionalmonographien als Grundlage für die Beurteilung der Entwicklungsbedingungen ausgewählter Länder des östlichen Europa (Weißrußland, Lettland, Litauen, Rumänien, Slowenien, Ukraine, Ungarn). Mit diesen Publikationen soll ein Beitrag zur Kenntnis der aktuellen Situation in den entsprechenden Ländern geleistet werden, und sie sollen nach Möglichkeit zur landes- und länderkundlichen Theorie- und Methodendiskussion anregen.

Durch die 1996 beginnende Einrichtung kleiner Arbeitsstützpunkte in einigen Städten des östlichen Europa soll die Grundlage für einen beschleunigten Zugang zur Spezifik des Transformationsprozesses geschaffen werden. Darüber hinaus wird damit die Zielsetzung verfolgt, durch vergleichende Betrachtung des Wandlungsprozesses im östlichen Europa Regelmäßigkeiten erkennen zu können und sie als Bestandteil eines theoretischen Konstrukts für den Transformationsprozeß zu verwenden.

Im Rahmen der aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums am 28. März 1996 durchgeführten Festveranstaltung fanden die Ehrengäste lobende Worte zur langen Tradition des Instituts auf dem Gebiet der geographischen Forschung und auch zu dem seit der Neugründung 1992 erreichten Forschungsstand. Gleichzeitig wurde sehr deutlich darauf hingewiesen, daß gerade in der gegenwärtigen Zeit der raschen politischen und ökonomischen Umwälzungen hohe Anforderungen an die wissenschaftliche Begleitung und Erforschung dieser Prozesse im Rahmen der Raumforschung gestellt werden.

Dies wurde auch am 29. März 1996 im Verlauf des wissenschaftlichen Kongresses „Regionale Transformationsprozesse in Europa“ sehr klar akzentuiert. Man spannte den Bogen von der theoretischen Begründung regionaler Transformationsprozesse in Ostmitteleuropa (Heinz Faßmann, Wien) über die Darstellung von Entwicklungstendenzen und Perspektiven der mittel- und osteuropäischen Städte und Städtesysteme (Piotr Korcelli, Warschau) und von urbanen Transformationsprozessen im Spiegel des Bodenmarktes der Region Leipzig/Halle (Helga Schmidt, Leipzig) bis hin zu der Betrachtung veränderter Grenzregionen im östlichen Europa (Frank-Dieter Grimm, Leipzig). Anhand des Beitrages zum wirtschaftlichen Strukturwandel im regionalen Wettbewerb an Beispielen aus den alten Kernländern der Europäischen Union (Helmut Breuer, Aachen) konnte ergänzend zu den auf das östliche Europa gerichteten Betrachtungen der Wandlungsaspekt in den westlichen Ländern dargestellt werden. Eine Veröffentlichung dieser Vorträge in der Publikationsreihe des Instituts für Länderkunde, „Beiträge zur Regionalen Geographie“, ist vorgesehen.

Elke Knappe, Leipzig

REZENSIONEN

Uničtoženie Evreev SSSR v gody nemeckoj okupacii (1941–1944). Sbornik Dokumentov i Materialov (Die Vernichtung der Juden der UdSSR in den Jahren der deutschen Okkupation (1941–1944). Sammelband von Dokumenten und Materialien), red. v. Yitzhaq Arad. Jerusalem: Yad Vashem 1992, XXII, 424 S.

In der Sowjetunion waren die Erinnerung an die und die wissenschaftliche Bearbeitung der Sho'a, des Massenmords an den Juden Europas durch die Deutschen und ihre Helfer aus verbündeten bzw. besetzten Ländern, weitgehend tabuisiert. Dazu führte im Krieg wohl nicht zuletzt die Befürchtung, die Hervorhebung der deutschen Judenverfolgung könnte zu einer Solidarisierung der in der Sowjetunion lebenden Antisemiten mit den „Fašisty“ führen. Aber auch nach dem Krieg wurde durch sowjetische wissenschaftliche und populäre Werke kaum vermittelt, daß die Opfer der deutschen Mordtaten vor allem Juden gewesen waren – meist war unscharf von Sowjetbürgern die Rede. Als Antizionismus kaschierter Antisemitismus war ein konstantes Element der sowjetischen Gegenwart.

Als ein Ergebnis der Befreiung der Wissenschaft im Zuge von Perestrojka und Untergang der Sowjetunion ist daher die beginnende Befassung der Öffentlichkeit mit dieser Thematik zu sehen. Neben den Sumpflüthen des sich nun ungehindert artikulierenden Antisemitismus gibt es ein wachsendes Bedürfnis, sich über die Fakten der Zeit des Zweiten Weltkriegs zu informieren – allerdings immer noch wenig Grundlagenmaterial dazu. Insofern ist der vorliegende Band ein für die postsowjetische Gegenwart wichtiges Werk.

Das Archiv der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem besorgte eine dringend erforderliche russischsprachige Edition von Dokumenten, um wenigstens die wesentlichen Fakten der Judenverfolgung zusammenzufassen. In einem grundsätzlichen, 30 Seiten langen Artikel stellt Yitzhaq Arad die deutschen Mordhandlungen zusammen und schreibt dabei auch den für sowjetische Leser ungewohnten Satz: „Ohne die aktive Hilfe Tausender von Freiwilligen hätten die deutschen Stellen nicht alle Juden in den besetzten Gebieten aufspüren, erkennen und vernichten können“ (S. 10).

In fünf unterschiedlich großen Dokumententeilen werden im restlichen Teil des Bandes dann Texte vorgestellt, die sich bemühen, aus unterschiedlichen Perspektiven die Realität der Judenmorde zu erfassen. Die deut-

schen Befehle und Vereinbarungen bis zur Wannsee-Konferenz nehmen den ersten Teil ein, dem sich etwa 200 Seiten – und damit der größte Abschnitt – anschließen, in denen die Umsetzung dieser Beschlüsse in ihrer ganzen drastischen Deutlichkeit wiedergegeben wird. Die Quellen hierzu stammen aus unterschiedlichen Beständen: Neben den lange bekannten Dokumenteneditionen der Nürnberger Prozesse dienen etwa abgelegene israelische Publikationen und Dokumente aus verschiedenen Archiven als Basis. Auch für westliche Leser interessant, weil zum Teil erstmals veröffentlicht, sind Augenzeugenberichte aus dem Yad Vashem-Archiv, die ganz besonders die persönliche Sichtweise von denjenigen wiedergeben, die nur um Haaresbreite, wegen zufälliger Umstände dem eigenen Tod entgangen sind. Ein Abschnitt über die „Gerechten unter den Völkern“ zeigt dann auf, wie Einzelpersonen helfen konnten, wenn sie denn bereit waren, selber die Lebensgefahr in Kauf zu nehmen. Andererseits zeigen aber alle Dokumente deutlich, wie gefährlich unter der deutschen Herrschaft der gehässige oder auch nur gleichgültige Nachbar sein konnte, der über die Fakten und die unendliche Grausamkeit des Menschenschlachtens wohl informiert war, aber seinen kleinen Vorteil oder den Haß auf Mitmenschen höher stellte. Die gezielte Vernichtung von jüdischen Kriegsgefangenen und der Beitrag von Juden zu Widerstand und Partisanenkampf werden in weiteren Kapiteln vorgestellt.

Der letztere Faktor ist insofern wichtig und trifft eine politisch empfindliche Stelle, als in der sowjetischen Partisanenhagiographie die Tatsache, daß Personen jüdischer Herkunft sich hierbei an prominenter Stelle hervorgetan haben, systematisch unterdrückt wurde. Der These von der angeblichen jüdischen Passivität wird damit entschieden entgegengetreten. Andererseits verbleiben die Beiträge der nichtzionistischen Juden in dieser in Israel besorgten Zusammenstellung immer noch im Hintergrund.

Durch die Besetzungsgeographie, aber auch die Siedlungsverteilung der jüdischen Bevölkerung ergibt sich, daß der Schwerpunkt der Judenvernichtung in den baltischen Gebieten, in Weißrußland und der Ukraine lag. In bezug auf das Baltikum belegen die Dokumente die nach der Unabhängigkeitserlangung dieser neuen Staaten gerne verdrängte Tatsache der Mordbeihilfe der sog. Patrioten aus den baltischen Völkern. Aber auch die anderen Dokumente entwerfen ein Bild der Kriegszeit, wie es vielen in den postsovjatischen Staaten fremd sein dürfte. Der Band ist damit ein Markstein der Informationsvermittlung, der angesichts der neuen antijüdischen pseudo-kommunistischen und nationalistischen Legendenbildungen dringend erforderlich ist. Und ein Teil der publizierten Quellen ist eben auch für den mitteleuropäischen Leser eine wertvolle Ergänzung des bisherigen Wissens.

Frank Golczewski, Hamburg

Elena S. Senjavskaja, 1941–1945. Frontovoe pokolenie. Istoriko-psichologičeskoe issledovanie (1941–1945. Die Frontgeneration. Historisch-psychologische Untersuchung). Moskva: RAN IRI 1995, 220 S.

Auch 50 Jahre nach Kriegsende ist es in Rußland nicht opportun, am Sokkel der heldenhaften Roten Armee zu kratzen. Im Gegenteil: Ihr Krieg war nicht nur „heilig“, sondern in erster Linie „gerecht“, was allein schon zu rechtfertigen scheint, ihre Soldaten, die „Verteidiger der Heimat“ („zaščitniki Rodiny“), wie sie im anzuzeigenden Buch stets genannt werden, zu Helden zu erklären. Nur treten 1995 im Unterschied zu früher an die Stelle der Parameter des Historischen Materialismus die einer Renationalisierung der Geschichte. Heimat (rodina) und Vaterland (otečestvo) werden im buchstäblichen Sinn wieder groß geschrieben und der „Sieg über den Faschismus“ muß erhalten als Wegbereiter für die „Wiedergeburt des russischen Volkes“.

Worum geht es eigentlich in dem hier anzuzeigenden Buch? Es sei, so die Autorin, ein Versuch, „diesen Krieg nicht nur zu verstehen, sondern auch zu fühlen“ (S. 19). Nach Ansicht des Reservemajors und Historikers Ju. Šarapov, der in seinem Nachwort zugibt, zunächst skeptisch gewesen zu sein, was denn ein Mensch, der nach dem Krieg geboren worden sei, über den Krieg und die „Frontgeneration“ sagen könne, ist dieser Versuch gelungen. Er, Šarapov, habe sich davon überzeugen können, daß das Fehlen einer subjektiven Beziehung zum Krieg für die wissenschaftliche Betrachtung auch seine Vorteile habe, versäumt jedoch nicht hervorzuheben, daß der Vater der Autorin Frontkämpfer gewesen sei (S. 216).

Der persönliche Faktor oder, wie es in der sowjetisch-russischen Publizistik seit Gorbačëv immer wieder heißt, der „menschliche Faktor“ ist für die Autorin Maß aller Dinge. Neben offiziellen Dokumenten, Frontzeitungen und den Dossiers von Polit-Offizieren stellen Erinnerungen, Briefe und Tagebücher von Frontkämpfern, zusammengetragen aus einer Reihe von russischen Archiven und der Nachkriegspublizistik, die Quellen dar, auf die sich Senjavskaja stützt, um, wie sie schreibt, das „geistige Antlitz“ („duchovnyj oblik“) der Frontgeneration „von innen heraus“ zu beleuchten. Als einzigartiges historisches Phänomen sei „das geistige Antlitz der Verteidiger der Heimat als konkrete Erscheinung des geistigen Antlitz' des Volkes“ in der Extremsituation des Großen Vaterländischen Krieges anzusehen. Dieses „geistige Antlitz“, vage definiert als Verbindung der „weltanschaulichen Orientierung“ des „sozialen Subjektes“ mit seinen „moralisch-ethischen“ und „sozial-psychologischen Qualitäten“, sei

Ausdruck des „menschlichen Faktors“ und könne nur anhand konkreter Taten des Individuums bewertet werden (S. 22f.).

In Senjavskajas Arbeit verschwinden diese „konkreten Taten“ an der Front jedoch hinter den Chiffren „gerechter Krieg“ und „Verteidigung der Heimat“. Es geht um die Einflüsse, denen der Rotarmist ausgesetzt war, um die Wahrnehmung des allgemeinen Kriegsverlaufs sowie um die Wirkung der sowjetischen Propaganda, die seine Psychologie geprägt hätten; der subjektiv erlebte Krieg – eine die Persönlichkeit nicht minder prägende Komponente – spielt dabei offenbar keine Rolle. Mit einer Ausnahme: Hätte, so Senjavskaja, der sowjetische Soldat während der Phase der Befreiung der westlichen Nachbarländer von der faschistischen Okkupation noch „wahren Internationalismus, Humanismus (und) brüderliche Solidarität“ an den Tag gelegt, so habe es bei der Besetzung des deutschen Territoriums Racheakte gegeben, die jedoch nur von seiten derer ausgeübt worden seien, deren Familien von den Okkupanten ermordet worden waren. Zwar dürfte dieses Kriterium angesichts der deutschen Kriegsführung auf eine große Anzahl von Rotarmisten zugetroffen haben, doch betont die Autorin, daß ihre überwiegende Mehrheit diese „natürlichen Gefühle“ habe überwinden können: „Humanismus und Großmut der Sieger“ seien daher eine der wichtigsten Ausdrucksformen der „sittlichen Überlegenheit“ der Rotarmisten gewesen. Eben hierin vermeint die Autorin gar einen der gewichtigsten Gründe für den Sieg überhaupt zu sehen (S. 80f. u. 157).

Abgesehen von einem umfangreichen Dokumentenanhang (S. 170-215) bietet der Text in erster Linie lange Zitate aus den oft literarischen Erinnerungen von Kriegsteilnehmern, die zumeist zustimmend kommentiert werden. Die vollmundig angekündigte Interdisziplinarität (S. 16) erschöpft sich in einem methodologischen Kapitel, das verschiedene psychologische, philosophische und historische Ansätze vorstellt. Doch beschränkt sich Senjavskajas Auseinandersetzung etwa mit der Schule der „Annales“ auf das Zitieren eines Autorenreferats einer sowjetischen Philosophiedissertation aus dem Jahre 1972. Auch ist die Arbeit nicht frei von vulgärpsychologischen Allgemeinplätzen wie dem, daß der Krieg den wahren Charakter des Menschen zeige. Nicht zuletzt daher muten Senjavskajas Thesen zuweilen kriegsverherrlichend an, wenn sie etwa schreibt, daß die in Friedenszeiten so seltenen „höchste(n) Offenbarungen des menschlichen Geistes“ im Krieg zu „wahren Massenerscheinungen“ würden. Vaterlandsverrat oder Feigheit vor dem Feind hingegen verwiesen auf den schwachen Charakter einzelner und verdienen offenbar keine nähere Untersuchung (S. 26f.).

Senjavskaja verschweigt nicht die historischen Voraussetzungen der Herausbildung einer „Frontgeneration“ und benennt in diesem Zusam-

menhang den Widerspruch zwischen dem erzieherischen Pathos der Aufbauphase des Sozialismus und den Jahren des Terrors unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg. Sie erwähnt auch die ideologische Verwirrung, die 1939 der Hitler-Stalin-Pakt in der durch die Säuberungen verunsicherten Armee auslöste, doch konzentriert sie ihre Darstellung auf die Jahre 1941–1945. Ihr Porträt der „Frontgeneration“ überzeugt dabei nicht: Allzuviel erscheint der sowjetischen Propaganda entlehnt, die sie an anderer Stelle in ihrem Buch als bewußte Fälschung mit genau kalkulierten Folgen im Sinne der Systemstabilisierung entlarvt. Dem massenhaften Heroismus der Soldaten steht bei ihr das böse System gegenüber, das die Bereitschaft der Russen, sich für das Wohl des Vaterlandes zu opfern – für die Autorin eine der „genetisch mit der Geschichte Rußlands verbundenen Eigenschaften“ (S. 103) – zur Selbsterhaltung ausgenutzt habe. Auch sei das dem System immanente Mißtrauen ausschlaggebend dafür gewesen, daß die unabhängig vom Alter der Kriegsteilnehmer von der Autorin benutzte Bezeichnung „Frontgeneration“ zutreffe, da erst die Verfolgungen etwa der in Gefangenschaft geratenen Soldaten und die Schwierigkeiten der Heimkehrer, sich in das Zivilleben der totalitären Gesellschaft einzuleben, diesen ihre Sonderrolle bewußt gemacht hätten. Zwar sei das Armeeleben „in gewissem Maße“ (!) von Disziplin und damit von Unterdrückung des Willens der Soldaten geprägt gewesen, doch stimmten die Erinnerungen darin überein, daß die Kriegsjahre eine „Zeit der Gedankenfreiheit“ gewesen seien (S. 31). So sei die „Generation der Sieger“ zur „Generation des XX. Parteitages“ geworden und der Krieg der Beginn der „geistigen Erneuerung (...) unseres Landes“, wodurch das gesellschaftliche Bewußtsein den ersten Schritt zum Sturm auf den Totalitarismus gemacht habe (S. 158)!

Der Rotarmist des Zweiten Weltkriegs als Vorkämpfer der parlamentarischen Demokratie in Rußland? Nein, so weit geht Senjavskaja dann doch nicht. Deutlich wird dies illustriert durch das von ihr am Schluß hervorgehobene Schicksal des oft im Buch zitierten Schriftstellers Vjačeslav Kondrat'ev, der während der Perestrojka zur Auseinandersetzung mit dem Stalinismus aufgerufen hatte und sich 1993 das Leben nahm. Zwei Jahre zuvor noch habe er behauptet, die „verlorene Generation“ der Teilnehmer am Großen Vaterländischen Krieg habe ihren Staat, ob er nun gut oder schlecht gewesen sei, verteidigt; sie habe daher nicht umsonst gekämpft. 1993 habe Kondrat'ev dies offenbar anders gesehen, nachdem in den Ländern Osteuropas Soldatenfriedhöfe geschändet worden seien und, so Senjavskaja, „militante Nihilisten“ so weit gegangen seien, „die Heldentat (podvig) des russischen Soldaten mit den Verbrechen des stalinischen Systems auf eine Ebene zu stellen“ (S. 166). Die Position der Auto-

rin ist zumindest deutlich: Erst die Errettung „der ganzen Menschheit vor der faschistischen Pest“ habe die demokratischen Werte gefestigt, von deren Warte aus man eine ganze Generation heute angreife, deren „Stalinismus“ nur eine harmlose Äußerlichkeit sei, hinter der sich die „Sehnsucht nach unvergänglichen nationalen Werten und der einstigen Größe eines einigen Staates“ verberge, der für diese Generation die „Heimat“ verkörpere (S. 167). Eine unvoreingenommene Untersuchung über die Rolle der Soldaten im Stalinismus oder gar eine kritische Auseinandersetzung mit dem Krieg an sich steht damit für den Bereich des „Großen Vaterländischen Krieges“ russischerseits noch aus.

Karsten Brüggemann, Hamburg

Michail P. Devjataev, Pobeg iz ada (Der Hölle entronnen). 3., erg. Aufl., Saransk: Mordovskoe knižnoe izdatel'stvo 1995, 224 S., 40 Abbildungen.

Noch immer gehört die Erforschung des Schicksals der sowjetischen Kriegsgefangenen in Deutschland zu den vernachlässigten Themen der Geschichte des Zweiten Weltkrieges. Gemindert wurde dieses Defizit 50 Jahre nach Kriegsende durch die zunehmende Veröffentlichung einschlägiger quellengestützter Untersuchungen, auch durch Publikationen in den Massenmedien sowie durch Ausstellungen, unter denen die im Mai 1995 in Bonn eröffnete umfassende Exposition „Kriegsgefangene – Wojenno-plennyje“ besonders hervorragt.

Das vorliegende Buch, dessen Titel belletristisch anmutet, gibt über eine aufsehenerregende Episode aus dem Kriegsgeschehen Anfang 1945 in Deutschland Auskunft: Es geht um die beispiellose Flucht, die zehn sowjetische Kriegsgefangene am 8. Februar 1945 unternahmen, als sie ein startbereites Kampfflugzeug des Typs „Heinkel 111“ in ihren Besitz brachten und damit vom Luftwaffenstützpunkt in Peenemünde-West auf der Insel Usedom aus zu den durch Mittelpommern vorrückenden Sowjettruppen flogen. Hauptheld dieser Fluchtaktion war der im Jahre 1944 in deutsche Kriegsgefangenschaft geratene russische Jagdflieger-Oberleutnant Michail Devjataev. Ihm war es gelungen, sich in Vorbereitung auf das Unternehmen mit der Bedienung des genannten Bombenflugzeugs bekanntzumachen; zudem hatte er es verstanden, eine zur Flucht entschlossene Gruppe zuverlässiger Mitgefangener um sich zu scharen.

„Bücher haben ihre Schicksale“ – so auch Devjataevs künstlerisch gestalteter Tatsachenbericht („Chudožestvenno-dokumental'naja povest“). Obwohl dem Band ein eindeutiger Sachverhalt zugrundeliegt, blieb das Thema bezeichnenderweise jahrelang tabu. Über seine Behandlung und die seiner Mannschaftskameraden nach der Heimkehr im Jahre 1945 äußert der Autor: „Wir wurden einer ziemlich harten und ausgedehnten sowie erniedrigenden Überprüfung unterzogen.“ (S. 186) Ebenso wie zahllosen anderen ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern begegnete man Devjataev zeitweilig mit großem Mißtrauen. Erst nachdem Chruščëv auf dem XX. KPdSU-Parteitag mit dem Stalinismus abgerechnet hatte, wurde mit den ungerechtfertigten Verdächtigungen gegenüber einem großen Teil der Kriegsveteranen – auch gegenüber Devjataev und seinen Mannschaftskameraden – Schluß gemacht. Mehr als zwölf Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, am 15. August 1957, wurde Devjataev auf Beschluß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR mit dem Titel „Held der Sowjetunion“ ausgezeichnet.

Das Eis war gebrochen; fortan zählte Devjataev vor allem in der Russischen Föderation zu den besonders geehrten Persönlichkeiten. Mehrere Journalisten publizierten über sein Leben und die sensationelle Tat, wobei von Georgij V. Evstigneevs Broschüre „Polët na svobodu“ auch eine englische Fassung unter dem Titel „Flight to Freedom“ in Moskau 1965 erschien. In Anlehnung an die journalistisch-populäre Art jener literarischen Wegbereiter trat Devjataev mit der ersten Auflage seines autobiographischen Berichts „Pobeg iz ada“ in Saransk, seiner mordwinischen Heimat, 1964 an die Öffentlichkeit. Aus jener Erstauflage wurden auch die Partien entnommen und ins Deutsche übersetzt, die der Militärverlag der DDR in einer Broschüre unter dem Titel „M.P. Dewjatajew, Flucht von der Insel“. Berlin 1972, 64 Seiten, herausgab.

Wenn die jüngste Auflage dieses Buches besondere Beachtung verdient, so deshalb, weil sie die informationsreichste ist. Der Leser erfährt weitere Details über Devjataevs Persönlichkeitsentwicklung vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Aus der reichen Korrespondenz, die der Autor seit 1957 führte, werden zahlreiche Äußerungen von Kriegskameraden und anderen Landsleuten zusammen mit Eintragungen aus dem Gästebuch des zu Ehren Devjataevs eingerichteten Museums abgedruckt. In diesen Quellen werden vor allem die Tapferkeit und der Patriotismus hervorgehoben; sie gestatten es, Devjataevs Lebensweg und -leistung umfassend einzuschätzen.

Devjataev hat seinen Tatsachenbericht fast gänzlich aus der Erinnerung geschrieben; Zeitdokumente blieben außer Betracht; neue Forschungsergebnisse fanden keine Berücksichtigung. Demzufolge sind mehrere seiner

Angaben über das Raketenzentrum Peenemünde – betreffend vermeintlichen Hitlerbesuch und V-Waffenbeschuß Londons sowie sowjetische Luftangriffe auf die Heeresversuchsanstalt – unzutreffend (S. 119ff.). Ferner muß es richtig heißen, daß der rettende Flug mit der „He 111“ bei den zur 1. Belorussischen Front gehörenden Truppen der 61. Armee im Raum Woldenberg in Pommern endete (S. 171).

In seiner Stellungnahme zum Buch „Pobeg iz ada“ vom 12. Februar 1966 – wiederabgedruckt in der Pravda vom 27. Mai 1988 – würdigte der Schriftsteller Konstantin Simonov den Heroismus des Autors. Zugleich verwies Simonov damals aber auf die Tragik, daß infolge der Stalinherrschaft viele Jahre hindurch bestimmten Kategorien von Kriegsteilnehmern in der UdSSR die verdiente Anerkennung versagt blieb. Welche Probleme sich aus dieser Benachteiligung für Devjataev und seine ehemaligen Mitgefangenen ergaben, dürfte zutage treten, wenn einmal die diesbezüglichen Akten der sowjetischen Sicherheitsorgane ausgewertet sein werden.

Joachim Mai, Greifswald

[Mart Laar,] Eesti 1944. Tundmatu autori silme läbi (Estland 1944. Durch die Augen eines unbekanntem Autoren). Tallinn: Olion 1993, 67 S., 40 S. Abbildungen.

Daß in Estland viele historische Themen noch nicht von einem postsovjetschen Standpunkt aus behandelt worden sind, kann angesichts der erst jüngst wiedererlangten Unabhängigkeit nicht erstaunen. Um diesem Mangel vorläufig zu begegnen, publizieren hiesige Verlage häufig Übersetzungen ausländischer Werke oder behelfen sich mit der Neuauflage exil estnischer Texte. Das vorliegende Buch ist ein Sonderfall. Der Text eines Sowjetesten erschien erstmals 1983 anonym in der kanadischen Zeitung „Vaba Eestlane“ und erlebte später zwei Auflagen in finnischer Übersetzung (Jyväskylä 1985 und 1991). Mittlerweile hat der „unbekannte Autor“ den Schleier des Geheimnisses gelüftet – es handelt sich um den ehemaligen Ministerpräsidenten Mart Laar, der das gleiche Thema Anfang 1995 auch in einer mehrteiligen Fernsehreihe wieder aufnahm. Die erste 1993 in Estland erschienene Auflage ist im Umfang insofern erweitert, als ihr 40 Seiten Fotos sowie ein vierseitiger Aufsatz von Arvi Tinitis über „Die Esten in den Kämpfen während des II. Weltkriegs“ hinzugefügt wurden. Der Anschauung dienen zudem vier strategische Karten, deren

Vertauschung auf Seite 24 und 35 jedoch für einige Verwirrung sorgen kann.

Schon das kurze Vorwort des Verlags macht deutlich, was von dem Buch nicht zu erwarten ist: eine wissenschaftliche Darstellung der Ereignisse 1944. Vielmehr wird dem Leser nahegelegt, sich „nicht allzusehr an die Faktenseite zu klammern“ (S. 3) – tatsächlich finden sich in dem Text eine Reihe von kleinen Sachfehlern, die teilweise wohl darauf zurückzuführen sind, daß dem Autor nur begrenzt Literatur und Quellen zur Verfügung standen. Wichtiger aber noch erscheint seine explizite Zielsetzung. Laar strebt mehr an, als nur ein Gegengewicht zu den häufig verzerrenden sowjetischen Darstellungen zu liefern. Es geht ihm darum darzulegen, daß der behandelte Zeitabschnitt zu den „stolzen Momenten“ der estnischen Geschichte gezählt werden kann, die zeigen, „wie groß das estnische Volk sein kann“ (S. 62). Zu dem identifikationsstiftenden Moment kommt noch die politische Implikation, daß der estnische Widerstand 1944 das Recht auf Unabhängigkeit verbürgt. Denn, so Laar apodiktisch, „ein Volk, das nicht für seine Freiheit kämpft, ist diese nicht wert“ (ebenda).

Es versteht sich, daß eine derartige Zielsetzung in hohem Maße die Auswahl der dargestellten Fakten beeinflusst. Das Buch behandelt keinesfalls, wie der Titel vermuten lassen würde, Estlands Situation 1944 im Überblick. Vielmehr wird zum einen am Rande die Widerstandsbewegung gegen die deutsche Besatzungsmacht dargestellt, wobei gezeigt wird, daß trotz des Fehlens einer nennenswerten Partisanenbewegung gegen die Deutschen ein organisierter Widerstand existierte. Er operierte insbesondere unter dem Deckmantel des „Komitees für Zeitgeschichte“ („Aktuaalse Ajaloo Komitee“), das sich um den letzten verfassungsmäßigen estnischen Ministerpräsidenten Uluots gruppierte, sowie in radikalerer Form im „Volkskomitee der Estnischen Republik“ („Eesti Vabariigi Rahvuskomitee“ – EVRK).

Zum anderen aber richtet der Autor sein Hauptaugenmerk auf jene Esten, die auf deutscher Seite gegen die Bol'seviki kämpften. (Diejenigen auf der „anderen Seite“, insbesondere im 8. Estnischen Schützenkorps, werden nur sehr knapp behandelt, S. 52 f.) Etwas ungenau ist die Darstellung, wenn es um den Grad der Freiwilligkeit dieser Soldaten geht. Natürlich sahen entgegen sowjetischer Darstellungen viele Esten den Kampf auf faschistischer Seite als das „kleinere Übel“ gegenüber einer erneuten sowjetischen Okkupation an. Dennoch kann eigentlich nur der „Selbstschutz“ („Omakaitse“) als vollkommen freiwilliger Verband gelten, der aus den im Sommer 1941 die Russen bekämpfenden Partisanen- oder „Waldbrüder“-Einheiten entstand. Bezüglich der Ende August 1942 gegründeten „Estnischen Waffen-SS-Legion“ (später „Brigade“, dann „20.

Est. Grenadierdivision der Waffen-SS“) läßt sich dies nur noch mit Vorbehalten behaupten. Es ist zwar richtig, daß der Einsatz im privilegierten SS-Rahmen immer mehr kampfbereiten Esten erstrebenswert erschien, da Bewaffnung und Ausbildung in den schon ein Jahr vorher gebildeten „Polizei-“ und „Ostbataillons“ äußerst schlecht waren. Unerwähnt bleibt jedoch, daß bei der Anfang 1943 durchgeführten Mobilisierung die Wahl zwischen Arbeitsdienst, Kriegsindustrie und Legion für viele nur theoretisch bestand: Mit Drohungen wie der, anderenfalls als Kommunisten eingestuft zu werden, wurden sie zum Eintritt in die Legion gedrängt.

Ein unzulängliches Bild der estnischen Entscheidungsunfreiheit entsteht ferner, wenn bezüglich der Mobilisierungen von 1943 und 1944 zwar formal richtig geschrieben wird, sie seien von der estnischen Selbstverwaltung unter Mäe ausgerufen worden, nicht aber darauf hingewiesen wird, daß die Befehle dazu aus Deutschland kamen. Ein Sonderfall von übereinstimmenden deutschen und estnischen Interessen trat eigentlich erst mit der Gesamtmobilisierung Anfang 1944 ein, als die Rote Armee die Grenze des Landes erreicht hatte. Obwohl mittelbar von Himmler befohlen, wurde sie doch von der breiten Bevölkerung und selbst dem EVRK befürwortet. Als auch Uluots die Mobilisierung in seinem berühmten Radiointerview am 7. Februar unterstützte, kamen gegen alle Erwartungen der Besatzungsmacht ca. 50000 Mann zusammen.

Die folgenden kriegerischen Ereignisse auf estnischem Boden stellt Laar deskriptiv und – sich häufig auf Augenzeugenberichte stützend – mit einigem anekdotischen Beiwerk dar. Obwohl aus der oben genannten Zielsetzung des Buches folgt, daß er technische Angaben in den Hintergrund rückt und die estnischen Soldaten lieber „in Kampffaktion“ vorführt, ergeben sich daraus doch einige Verkürzungen. So hätte z.B. wenigstens angemerkt werden müssen, daß alle estnischen Verbände ab Februar 1942 der SS unterstellt wurden – eine Maßnahme, gegen die der Befehlshaber des 1. Ostbataillons, Rebane (der erste estnische Ritterkreuzträger), heftig protestierte. Überhaupt wird die Mitgliedschaft estnischer Soldaten in der SS, für die es eine Reihe Gründe und Rechtfertigungen gibt, hier kaum problematisiert. Vielmehr entsteht ein völlig verzerrter Eindruck der SS-Ziele im baltischen Raum, wenn Laar absurderweise Himmler als ernsthaften Befürworter einer estnischen Autonomie darstellt (S. 12).

Das dritte Kapitel widmet sich dem Kampf um Narva bis Ende April 1944, in dem die Bol'sheviki trotz riesigen Materialaufwandes und Verlusten von Menschenleben letztlich erfolglos blieben. Die Stadt wurde dabei nicht nur aus östlicher Richtung bedroht, da es der Roten Armee gelungen war, südlich von Narva einen weitreichenden Brückenkopf bis zum Bahnhof Auvere zu schlagen. Ein Ausbruch aus dieser sogenannten

„Krivasoo-Tasche“ hätte auch das westliche Hinterland Narvas gefährdet. Von besonders wichtiger strategischer und psychologischer Bedeutung war die ausführlich dargestellte Zerstörung der nördlich von Narva geschlagenen Brückenköpfe bei Riigi und Siiversi-Vepsküla (24. Februar – 6. März), die hauptsächlich von Einheiten der 20. Est. SS-Division durchgeführt wurde. Laar folgt der Interpretation von Purre, wenn er die vom 6.–9. März verübten Terror-Luftangriffe auf Narva, Jõhvi, Tapa und Tallinn als Racheakte der Roten Armee für die erhebliche Verschlechterung ihrer strategischen Position ansieht.

Ein Verdienst des Autors ist es, daß die Frontereignisse nicht unabhängig von den Geschehnissen im Binnenland erscheinen. So wird im vierten Kapitel der heftige Rückschlag beschrieben, den die „Zusammenarbeit“ an der Front im April durch die Festnahme von 230 an EVRK-Aktionen beteiligten Menschen erlitt. Trotz größter Verbitterung der Bevölkerung und einer steigenden Anzahl von Desertionen behielt die Verteidigung der Ostgrenze – nun noch entschlossener im Hinblick auf die Wiederherstellung der estnischen Unabhängigkeit – erste Priorität. Hier wurde indessen die Situation im Sommer durch das Ausscheiden Finnlands sowie die Bildung der zweiten Front besonders kritisch. Ende Juli beschloß das deutsche Oberkommando daher den Rückzug auf die besser befestigte „Tannenberglinie“, die sich von Mummsaare aus über Sirgala und Putki nach Gorodenko zum Narvafluß hinzog. Damit war auch der Abzug aus Narva besiegelt, das am 26. Juli eingenommen wurde.

Einen zentralen Platz in der Beschreibung der nun folgenden Kämpfe an der „Tannenberglinie“ nehmen die Schlachten auf den Sinimäe-Bergen vom 26. Juli bis 10. August ein, welche die blutigsten auf estnischem Gebiet waren. Trotz riesiger Übermacht gelang es der Roten Armee nicht, die hier insbesondere von estnischen Einheiten verteidigte Front zu durchbrechen. Laar würdigt die Sinimäe-Schlachten als Symbol estnischen Widerstandes. Bei aller Farbigkeit der Darstellung erweist sich allerdings hier wie an anderen Stellen die Technik als problematisch, Zitate ohne Nennung des Urhebers oder sonstige Distanzierung einfach in den Text einzufügen. Wenn etwa von Russen als „glotzenden Mongolengesichtern“ die Rede ist, so sollte dies gerade in einem populärwissenschaftlichen Werk nicht unkommentiert bleiben.

Nachdem alle Versuche im Norden als gescheitert angesehen werden mußten, gelang es den Bol'sheviki endlich, aus südlicher Richtung die „Marienburger Verteidigungslinie“ zwischen Peipsi-Petseri-Aluksne zu durchbrechen und von hier aus weit in das Land einzudringen. Lesenswert wird das die folgenden Ereignisse behandelnde Kapitel insbesondere durch die Schilderung der nun zwischen Deutschen und Esten eskalieren-

den Konflikte, welche in den unterschiedlichen Interessen schon angelegt gewesen waren. Diese aber spitzten sich noch weiter zu: Während der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, Schörner, etwa am 12. August Hitler um Erlaubnis bat, Estland aufgeben zu dürfen, gab es für die Esten kein Rückzugsgebiet mehr. Ihr verzweifelter Widerstand brachte ihnen seitens der kriegsmüden deutschen Soldaten die Bezeichnung „Kriegsverlängerer“ ein.

Besonders jetzt beschworen die Esten die Parallelen zum Unabhängigkeitskrieg 1918–1920. Als besonderes Beispiel für diesen „Freiheitskriegs-Geist“ beschreibt der Autor ausführlich die Rückkehr des aus estnischen Flüchtlingen gebildeten estnischen Infanterieregiments 200 (JR 200) aus Finnland, dessen Ankunft im August mit großen Hoffnungen verbunden wurde. (Daß fast 90% zurückkehrten (S. 46), ist allerdings eine Übertreibung – tatsächlich waren es etwa 1800 von 3000.) Die sogenannten „Finnlandjungs“ („Soomepoisid“) wurden zur Stärkung der zusammenbrechenden deutschen Front nach der Eroberung Tartus am 25. August eingesetzt, wobei es ihnen gelang, den von dort aus nach Norden geschlagenen Voldi-Keil zu zerstören. Die estnische Initiative stieß indessen auf deutscher Seite weitestgehend auf Mißtrauen. Den Deutschen, so Laars Interpretation, waren die estnischen Ziele völlig unbegreiflich, einen „dritten Weg“ der Unabhängigkeit gab es für sie nicht. So wurden die estnischen Organisationen nicht unterstützt, vielmehr „erweckten die den Truppen gegebenen Instruktionen den Eindruck, als hätten die Deutschen sich mehr vor den Esten als den Russen schützen wollen“ (S. 51). Über die Rückzugserlaubnis am 16. September wurden sie gar nicht erst informiert. Man teilte ihnen lediglich die Aufgabe zu, ihn zu decken, um sie dann weitestgehend ihrem Schicksal zu überlassen. Daß die Rote Armee jedoch mit der am 17. September beginnenden „Operation Tallinn“ jeglichen Widerstand der immer mehr die einheitliche Führung verlierenden Esten gebrochen hätte, kann der Autor an zahlreichen Beispielen exemplarisch widerlegen: In den Wäldern und Dörfern kam es noch zu heftigen Kämpfen.

Ein eigenes Kapitel ist dem Kampf um Tallinn gewidmet, dessen Verteidigung nach der Bildung einer Regierung unter dem ehemaligen Justizminister Tief und deren Deklaration der Wiederherstellung der Unabhängigkeit besondere symbolische Bedeutung zukam. Hier waren die Esten endgültig auf sich gestellt, es kam sogar zu Zusammenstößen mit abziehenden deutschen Einheiten, die man zu entwaffnen suchte. Die schlechte Kommunikation mit der Front machte indessen eine ausreichende militärische Versorgung der Stadt unmöglich, ihre Verteidigung war ein hoffnungsloses Unternehmen. Dennoch stellt Laar klar, daß die Einnahme Tallinns am

22. September nicht so mühelos gelang, wie es sowjetische Publikationen glauben machen wollen.

Laars Buch hat 1983 als Gegendarstellung zu der herrschenden Sowjet-historiographie eine wichtige Rolle gespielt. Es machte deutlich, daß die Beschreibung der Schlachten als „verhältnismäßig leichten Spaziergang“ insbesondere auf jene Fälle nicht zutrifft, wo die Rote Armee auf verzweifelten estnischen Widerstand stieß. Es bleibt jedoch zu wünschen, daß dem Neudruck des Werkes bald eine gründlichere Darstellung des Themas folgen wird, welche die Kriegsergebnisse – vielleicht auch unter Verzicht auf unnötig anekdotische Passagen – in breiterem Kontext darstellt und auch wissenschaftlichen Kriterien gerecht zu werden vermag.

David Feest, Göttingen

Latvijas okupācija un aneksija 1939–1940. Dokumenti un materiāli (Die Okkupation und Annexion Lettlands 1939–1940. Dokumente und Materialien), red. v. Ilga Grava-Kreituse, Inesis Feldmanis (u.a.), wissenschaftliche Red. v. Dietrich A. Loeber. Rīga 1995, 603 S.; The Occupation and Annexation of Latvia 1939–1940. Documents and Materials. Riga 1995, 362 S.

Aufgrund des Abschlußberichtes einer Untersuchungskommission des Obersten Sowjets der SSR Lettlands zur „Bewertung der politischen und juristischen Folgen der sowjetisch-deutschen Vereinbarungen der Jahre 1939–1940“ für Lettland faßte das oberste politische Gremium des Landes am 11. November 1989 u.a. den Beschluß, „Vorschläge zur Herausgabe einer Serie entsprechender Dokumente zur Außenpolitik der Lettischen Republik (1918–1940), zur Tätigkeit ihres Ministerkabinetts (1918–1940) und zur Tätigkeit der Kommunistischen Partei Lettlands (1939–1941) auszuarbeiten“.¹

In den Jahren danach geschah wenig. 1991 erschien ein Bändchen mit den Sitzungsprotokollen des Ministerkabinetts der Republik Lettland für den Zeitraum zwischen dem 16. Juni und 19. Juli 1940.² Herausgeber war

¹ Sovetskaja Latvija vom 15. November 1989.

² Latvijas Republikas Ministru kabineta sēžu protokoli. 1940. gada 16. jūnijs – 19. jūlijs (Die Sitzungsprotokolle des Ministerkabinetts der Republik Lettland. 16. Juni – 19. Juli 1940), Red. u. Komm. v. I. Šneidere u. A. Žvinklis, Vorw. v. Irene Šneidere. Rīga 1991.

das Institut für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften Lettlands. Erst am 29. April 1994 faßte das Ministerkabinett Birkavs den Beschluß, ein Projekt unter der Bezeichnung „Die Okkupation und Annexion der Republik Lettland 1939–1940“ zu finanzieren. Den außenpolitischen Hintergrund bildete die auch in Lettland sporadisch diskutierte Frage, ob es unter Umständen gelingen könne, mit Hilfe einer Resolution der Vereinten Nationen die Russische Föderation als Nachfolgestaat der UdSSR aufzufordern, den völkerrechtlichen Tatbestand der Okkupation und Annexion der baltischen Staaten durch die Sowjetunion 1940 anzuerkennen. Neben einem moralischen Erfolg baltischer Außenpolitik würde dies theoretisch die Möglichkeit beinhalten, von Moskau Schadensersatz für 47 Jahre Besatzungszeit einzufordern, ähnlich wie dies nach Beendigung der Besetzung Kuwaits durch den Irak geschehen ist. Eine internationalen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Dokumentation der Okkupation und Annexion sollte mögliche diplomatische Initiativen in New York und den westlichen Hauptstädten argumentativ begleiten.

1995 erschienen die beiden angezeigten Bände. Einer Einleitung folgen 263 Dokumente in der lettischen (im folgenden mit LE gekennzeichnet) bzw. 153 Dokumente in der englischen (im folgenden ENG) Ausgabe. Die englische Ausgabe ist bis auf die Einleitung und 13 Dokumente eine Kurzfassung der lettischen Ausgabe. Die Dokumente sind chronologisch geordnet und in fünf Kapitel unterteilt: „Lettland und der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt vom 23. August 1939“ (hier sind neben dem lettisch-sowjetrussischen Friedensvertrag von 1920 und dem lettisch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag von 1932 Quellen des Zeitraumes zwischen dem 27. April und dem 3. Oktober 1939 wiedergegeben), „Der Beistandspakt zwischen Lettland und der UdSSR vom 5. Oktober 1939“ (5. Oktober 1939 – 25. April 1940), „Am Vorabend der Okkupation: Vom Mai bis zum 16. Juni 1940“, „Das Ministerkabinett A. Kirchenšteins. Das Okkupationsregime“ (16. Juni – August 1940) und schließlich „Die Saeima-Wahlen. Die Annexion“ (bis zum 5. August 1940). Die einzelnen Dokumente sind kommentiert, ihnen folgen eine Aufstellung aller Dokumente, Hinweise auf die benutzten Archive und Publikationen sowie ein umfangreiches Personenregister.

Die Feststellung, „der größere Teil der Dokumente wird zum ersten Mal veröffentlicht“ (LE: S. 31, ENG: S. 65), erweist sich jedoch rasch als Euphemismus. Nur etwa die Hälfte der Dokumente (135 im lettischen Band) wird erstmals publiziert. Ihr überwiegender Teil stammt aus dem Archiv für Geschichte Lettlands (Akten des Außenministeriums Lettlands, des Ministerkabinetts, der Politischen Polizei u.a.) sowie aus dem Staatsarchiv Lettlands (ehemaliges Parteiarchiv sowie ehemaliges Archiv

für Oktoberrevolution und Sozialistischen Aufbau). Die anderen Quellen wurden der zeitgenössischen Presse, lettischen, deutschen, einer amerikanischen und zahlreichen russischen Editionen entnommen. Allesamt vervollständigen sie ein Bild um Puzzlesteine, welches in Grundzügen bereits bekannt war: das zunehmende politische Desinteresse der Westmächte an einer Unabhängigkeit der Staaten des „Cordon sanitaire“, die rücksichtslosen Abmachungen zwischen Hitler und Stalin, die diplomatische Hilflosigkeit Lettlands und der übrigen baltischen Staaten am Vorabend der Besetzung, die politische, militärische und gesellschaftliche Ohnmacht der lettischen Führung und die Skrupellosigkeit der sowjetischen Vorgehensweise während der Okkupation.

Editorisch werfen beide Bände zahlreiche Fragen auf. Die Zweifel beginnen bereits mit dem Umschlag: Der Buchrücken ist ohne Titel, und auf der Titelseite werden weder Herausgeber noch Autoren genannt. Auch bei weiterem Blättern sind kein verantwortlicher Herausgeber, weder ein Institut noch eine Behörde noch Einzelpersonen, auch kein Verlag festzustellen. Als Redakteure werden Ilga Grava-Kreituse, Inesis Feldmanis, Juris Goldmanis und Aivars Stranga genannt. Grava-Kreituse war als Parteihistorikerin noch 1989 (zusammen mit O. Niedre, dem wichtigsten Apologeten der „Sozialistischen Revolution“ 1940 in Lettland) mit einem verherrlichenden Buch über den Letten Martiņš Lācis, der 1919–1921 als Čeka-Vorsitzender der Ukraine deren Unabhängigkeit liquidieren half, hervorgetreten,³ half dann als „Reformkommunistin“ die Parteisplaltung der KP Lettlands im April 1990 historisch-ideologisch abzufedern und ist heute als Abgeordnete der DPS, der Partei des ehemaligen Komsomolführers Čevers, in der 6. Saeima vertreten. Stranga begann seine Karriere am Lehrstuhl für Geschichte der KPdSU an der Staatsuniversität Lettlands, profilierte sich mit Veröffentlichungen zur Geschichte Lettlands während der Zwischenkriegszeit und hat heute den einzigen Lehrstuhl für Geschichte Lettlands an der Universität Riga inne. Neben Feldmanis und Goldmanis wird in beiden Ausgaben noch der deutsche Ostrechtler Dietrich A. Loeber (Hamburg) als „wissenschaftlicher Redakteur“ genannt. Loeber, aus dessen Dokumentation zur Umsiedlung der Deutschbalten 1939 (Diktierte Option. Neumünster 1972) mehrere Quellen übernommen wurden, hat zwar die englische Einleitung kritisch gelesen, auf S. 55–58 die völkerrechtlichen Begriffe „Okkupation“ und „Annexion“ erläutert (jedoch ohne daß auf seine Autorenschaft hingewiesen wird) und den Druck finanziell unterstützt, inzwischen aber gegen die Verwendung sei-

³ I. Gore, O. Niedre, Martiņš Lācis – Čekists un literāts (Martiņš Lācis – Tschekist und Literat). Riga 1989.

nes Namens als „wissenschaftlicher Redakteur“ Protest eingelegt.⁴ Er sei weder an der Auswahl der Dokumente noch an den Korrekturen beteiligt gewesen.

Die Einleitungen – sie kommen ohne Fußnoten aus und sind bestenfalls als Essays zu bezeichnen – kennzeichnen weder den Stand der internationalen Forschung noch der wissenschaftlichen Diskussion. Nicht einmal die für die Nichtanerkennung der sowjetischen Okkupation und Annexion durch den Westen grundlegende Studie Boris Meissners (Die Sowjetunion, die baltischen Staaten und das Völkerrecht. Köln 1956) findet Erwähnung. Die Autoren geben in allgemeinen Worten einen Überblick über die Entwicklungen in der internationalen Politik bis 1940. Die Formulierungen sind nicht immer glücklich. Wenn etwa davon gesprochen wird, daß „Moskau die baltischen Staaten *immer* (Hervorhebung des Rezensenten) als Quelle potentieller Gefahren“ angesehen habe und „das Bestehen der baltischen Staaten strategisch nicht mit sowjetischen Vorstellungen über Sicherheit vereinbar war“ (beide LE: S. 5), ohne dies im Text als billige Vorwände für eine revisionistische Politik oder allenfalls als subjektiven Standpunkt Moskaus zu kennzeichnen, oder behauptet wird, daß „der Herbst 1938, die Münchener Konferenz, der Tiefpunkt der internationalen Isolation der UdSSR war“ (LE: S. 9), entsteht die Frage, ob die Besetzung der baltischen Staaten durch die UdSSR 1940 nicht doch im Sinne einer übergeordneten Rason wenn nicht legal, so doch wenigstens legitim gewesen, und ob dann nicht auch gegenwärtig der Widerstand Moskaus gegen eine mögliche Aufnahme der baltischen Staaten in die NATO berechtigt sei. Weder der Buchtitel („Okkupation und Annexion“) noch andere Schlüsse, etwa der, daß die baltischen Staaten nach dem Abschluß der Beistandspakte „faktisch zu einem Sowjetprotektorat“ wurden (LE: S. 17), werden durch die Zusammenstellung der Dokumente präzise begründet. Einzelne schwerwiegende Behauptungen wie etwa, Lettland sei im Dezember 1939 bereit gewesen, den Sowjets Flugplätze für Einsätze gegen Finnland zur Verfügung zu stellen (LE: S. 17), bleiben ohne Nachweis. Psychologismen wie „Lettland fühlte sich allein und verlassen“ (ENG: S. 16) sind nicht verifizierbar und sollten unterbleiben.

Die Unsitte früherer sowjetischer Dokumentenbände, die Kriterien für die Auswahl der Quellen nicht zu nennen, wurde beibehalten. Insbesondere auf die Frage, warum kaum Quellen Verwendung finden, die für den Sommer 1940 die Hintergründe sowjetischer Befehls- und Entscheidungsstrukturen erhellen und deren Akteure in das Licht der Geschichte treten ließen, bekommt der Leser keine Antwort. Hinweise auf die An-

⁴ Vgl. seinen Leserbrief in: Laiks vom 6. September 1995.

fänge des sowjetischen Terrors und den Beginn der Tätigkeit des NKVD auf dem Territorium Lettlands unmittelbar nach dem Einmarsch fehlen genauso wie Unterlagen, die auf den beginnenden ökonomischen Raubbau durch die Besatzer hinweisen. Vielleicht sind die entsprechenden Archive in Moskau nach wie vor nicht zugänglich. Bei dem Anspruch der vorliegenden Publikation wünscht sich der Leser aber wenigstens einen Hinweis auf fehlgeschlagene Versuche der lettischen Historiker, Einsicht in entsprechende Unterlagen zu nehmen, oder aber auf mögliche Fundorte.

Probleme werfen die Übersetzungen auf. Einzelne fremdsprachige Dokumente (LE: Nr. 15, 42 u.a.), sogar die Erinnerungen Hilgers! (LE: Nr. 112), werden auf dem Umweg über russische Publikationen ins Lettische übersetzt; einzelne englische Übersetzungen sind auf dem Umweg über das Russische *und* Lettische entstanden (ENG: Nr. 16, 17 u. 33); andere lagen schon längst in englischer Übersetzung vor (etwa der lettisch-sowjetrussische Friedensvertrag, der Text des Hitler-Stalin-Paktes mit Zusatzprotokoll u.a.), wurden aber noch einmal, diesmal schlechter, übertragen. Diplomatische Texte mit ihrer besonderen Terminologie erfordern bei der Übersetzung erhöhte Sorgfalt. Daß für diese Aufgabe ein in den USA aufgewachsener lettischer Fernsehjournalist (Kārlis Streips) herangezogen wurde, kennzeichnet die Leichtfertigkeit der Redakteure. Seine sprachliche Leistung ist dementsprechend von lettischen Exilhistorikern anglo-amerikanischer Provenienz angezweifelt worden.⁵

Der Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit der angezeigten Dokumentenedition hat auch in Lettland viele Fragen zu einer Affäre verdichtet, die in erster Linie die sachgemäße Verwendung der Projektgelder in Höhe von 30000 Lat (ca. 80000 DM) durch die vier Autoren bzw. Redakteure betrifft. Zum Vergleich: Das Institut für Geschichte Lettlands an der Universität Riga verfügte 1995 für 54 wissenschaftliche Mitarbeiter über einen Jahresetat von 132000 (bewilligt: 107000) Lat. Die für lettische Verhältnisse ungewöhnlich hohe Summe hätte dazu dienen können, in Lettland erstmals seit 1940 eine wissenschaftlichen Standards genügende, vielbändige Quellenedition, etwa eine Serie „Quellen und Dokumente zur Außenpolitik Lettlands“, vorzubereiten. Die Fachwelt wartet ungeduldig darauf. Gleichzeitig hätte in Verbindung damit der Aufbau einer jungen, unbelasteten und kompetenten Forschergruppe gefördert werden können. Die besprochenen Bücher hätten die Pilotbände zu einem auch international geförderten Projekt werden können. Wie der Vorsitzende

⁵ Vgl. zuletzt A. Ezergailis, *Latvijas tēla sabotāža? (Imagesabotage Lettlands?)*, in: *Laiks* vom 12. August 1995.

der Revisionskommission der Saeima, der Exillette A. Žigurs, in der lettischen Presse ausführte,⁶ flossen statt dessen Übersetzerhonorare, die das landesübliche Niveau weit überstiegen, in die Taschen der Redakteure, z.T. – wie ausgeführt – für Übersetzungen, die längst vorlagen. Über den Verbleib von Einkünften aus dem Verkauf der Bücher sei ebenfalls nichts bekannt.

Einige Pointen mögen die Versuche des Rezensenten abrunden, die Kritik der angezeigten Veröffentlichungen mit gesamtgesellschaftlichen Implikationen im postsozialistischen Lettland zu verbinden: Ausgerechnet die damalige Saeima-Abgeordnete der Nachfolgeorganisation der moskautreuen Interfront, der „Sozialistischen Partei Lettlands“, L. Laviņa, bezog sich nachdrücklich auf die „Dokumentensammlung der Abgeordneten Grava“, als sie im August 1995 in einem Interview mitteilte, 1940 habe keine Okkupation Lettlands stattgefunden, schließlich seien Lettlands Abgeordnete nach Moskau gefahren und hätten um Aufnahme in die UdSSR gebeten.⁷ Und die „Abgeordnete Grava“ wurde inzwischen unter dem Namen ihres Mannes, des Finanzministers Kreituss, zur Vorsitzenden des Präsidiums des Parlaments Lettlands (Präsidentin der 6. Saeima) gewählt. A. Žigurs ist dort nach den Wahlen vom Oktober 1995 nicht mehr vertreten.

Detlef Henning, Göttingen

Lietuvos occupacija ir aneksija 1939–1940 (Die Besetzung und Annexion Litauens 1939–1940), hrsg. v. Lietuvos Valstybinis Archivas u. dem Lietuvos Istorijos Institutas. Vilnius: Mintis 1993, 408 S.

Die vorliegende Quellenedition bedarf keiner weiteren Erklärung: Das Schicksal der baltischen Staaten entschied sich zwischen August 1939 und Juni 1940, als sie zum Objekt zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und der stalinistischen Sowjetunion wurden. Die damals verlorene Unabhängigkeit erlangten Estland, Lettland und Litauen erst in den Jahren zwischen 1989 und 1991 zurück. Das dunkelste Kapitel der litauischen Geschichte im 20. Jahrhundert beansprucht daher nicht nur historisches Interesse, sondern besitzt auch und eben heute eine eminente

⁶ Vgl. Lauku Avīze vom 27. Oktober 1995.

⁷ Brīva Latvija (1995), Nr. 32, S. 3.

politische Bedeutung. Es ist daher nur folgerichtig, daß sich das litauische Staatsarchiv und das Institut für die Geschichte Litauens entschlossen haben, die litauischen Quellen dieser beiden tragischen Jahre der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Profilierte litauische Neuzeithistoriker, darunter Alfonsas Eidintas und Vytautas Žalys, besorgten die Auswahl und Edition der Dokumente.

Zur editorischen Form sei folgendes angemerkt: Die Herausgeber stellen die Dokumente in chronologischer Reihe vor, eine Liste der veröffentlichten Quellen befindet sich im Anhang (S. 398 ff.). Auftauchende Personennamen werden, soweit sie nicht allgemein bekannt sind wie etwa Molotov oder Smetona, in einer kurzen Anmerkung erklärt. Fremdsprachige Passagen (in der Regel Deutsch oder Russisch) werden in einer Annotation übersetzt. Leider fehlt ein Personenregister, was die Benutzung vereinfacht hätte. Nach Empfinden des Rezensenten ist die spärliche Kommentierung zwar für den Fachmann ausreichend, jedoch nicht unbedingt für den historisch weniger Kundigen. Da dieser Band zweifellos von großen Teilen der litauischen Bevölkerung gelesen werden wird, wäre eine ausführlichere Kommentierung zumindest überlegenswert gewesen. Als gewisser Ersatz ist allerdings das umfangreiche Vorwort zu betrachten, das in die Thematik und die Dokumentenauswahl einführt.

Von den rund 500 Dokumenten, die heute im Staatsarchiv in Vilnius vorhanden sind, haben die Herausgeber 194 ausgewählt, die absolute Mehrheit wird zum ersten Mal veröffentlicht. Daß es sich dabei nicht um den gesamten ursprünglichen Bestand handelt, ist klar: Bereits 1940/41 wurden große Teile der litauischen Regierungsdokumente nach Moskau transportiert, in den Nachkriegsjahren kehrten nur Teile zurück, Recherchen in Moskauer Archiven wurden den litauischen Kollegen verwehrt (S. 22 f.). Offensichtlich wurden insbesondere diejenigen Dokumente herausgenommen, die sich auf die Aktionen Moskaus nach der Flucht Smetonas im Juni 1940 und der Seimaswahl im Juli 1940 beziehen, d.h. es fehlen vor allem Archivalien zu den ersten Wochen der sowjetischen Besetzung bis zum 'Anschluß' an die Sowjetunion.

Für den deutschen Leser besonders interessant dürften diejenigen Aktenstücke sein, die durch deutsche Quelleneditionen nicht belegt sind und die neues Licht auf die Zeit der Zusammenarbeit zwischen dem Dritten Reich und der Sowjetunion und auf die sowjetische Politik werfen. Nachdem die litauische Regierung gerüchteweise über geheime Vereinbarungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion im August 1939 gehört hatte, was von deutscher Seite vehement in Abrede gestellt wurde, wurde Litauen bekanntermaßen im deutsch-sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939 der sowjetischen 'Interessensphäre' zuge-

schlagen. Molotov schenkte dann auch bereits am 2. Oktober 1939 dem litauischen Gesandten in Moskau, Natkevičius, reinen Wein ein, indem er völlig offen ausführte, „(...) daß Litauen politisch zu fast 100% von den Sowjets abhängt und Deutschland nichts gegen das haben würde, was die Sowjets an Verträgen mit Litauen schließen“ (Nr. 21, S. 68; alle Übersetzungen aus dem Litauischen durch den Rezensenten).

Noch deutlicher wurden Stalin und Molotov in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober bei ihren Gesprächen mit dem litauischen Außenminister Urbšys, der von Natkevičius in den Kreml begleitet wurde (Nr. 22, S. 70ff.). Molotov eröffnete das Gespräch mit der Mitteilung, „(...) daß Deutschland zugestimmt habe, daß Litauen, wie Lettland und Estland, zur sowjetischen Interessensphäre gehöre (...) die litauische Neutralität sei für die Sowjets nicht mehr befriedigend (...) die Sowjetunion suche nun ein Bündnis mit Litauen auf der Basis eines gegenseitigen Beistandspaktes“ (S. 70). Stalin führte dann aus, daß das Suwalkigebiet von Litauen an Deutschland abzutreten sei; zunächst hätten die Deutschen ein Drittel des litauischen Territoriums für sich gefordert, es sei der Sowjetunion zu verdanken, daß sich Hitler schließlich mit dem Suwalkigebiet zufrieden gegeben habe. Der Sowjetführer unterschlug allerdings, daß die Initiative zum Gebietstausch von Moskau und nicht von Berlin ausgegangen war. „Schließlich meinte Stalin, die Sowjets hätten (...) die Notwendigkeit betont, daß Memel an Litauen zurückgegeben werde, aber die Deutschen hätten davon nichts hören wollen.“ (S. 72) Es ist aufgrund der deutschen Quellen klar,¹ daß von einer angeblichen sowjetischen Initiative in der Memelfrage keine Rede sein kann.

Für die Litauer waren die sowjetischen Forderungen ein großer Schock; dennoch versuchte Urbšys zu retten, was zu retten war, indem er die litauische Neutralität als Gewähr des sowjetischen Sicherheitsbedürfnisses hervorhob; ein Beistandspakt könne Litauen erst in den Krieg hineinziehen. In unglaublich zynischer Weise verwiesen die Sowjets in ihrer Erwiderung auf Polen, das ja auch keinen Sicherheitspakt mit Moskau für nötig erachtet und jetzt die Quittung bekommen habe (S. 74f.). Um die litauische Delegation endlich zu überreden, hoben Stalin und Molotov in den folgenden Tagen auch immer wieder die deutsche Gefahr hervor, die für Litauen durch seine lange Grenze mit dem Dritten Reich besonders groß sei, weswegen auch die Sowjetunion diese Grenze nicht unbewacht lassen könne (S. 78). In den folgenden Besprechungen gab es für die Litauer keinen Ausweg mehr, als den sowjetischen Forderungen nachzuge-

¹ Vgl. Akten zur deutschen Auswärtigen Politik, Serie D, Bd. VIII, Nr. 131 u. 152.

ben; immerhin gelang es den Diplomaten, die Zahl der in Litauen zu stationierenden Rotarmisten zu vermindern.

In Folge der Moskauer Gespräche und der anschließenden Verträge erhielt Litauen das von ihm seit 1918/19 beanspruchte Vilniusgebiet, das in der Zwischenkriegszeit zu Polen gehört hatte, zurück. Die folgenden Dokumente beziehen sich vor allem auf die Probleme, die die Übergabe von Vilnius, das von der Roten Armee besetzt worden war, mit sich brachten. Hervorzuheben sind dabei Berichte litauischer Behörden, die die Demontage, den Abtransport von Kulturgut und die Verschleppung von Einwohnern dokumentieren (z.B. Nr. 31, S. 105f.; Nr. 37, S. 114ff.; Nr. 52, S. 147ff.; Nr. 54, S. 156ff.). Noch im Februar 1940 sprach das „Hilfskomitee für die nach Rußland Verschleppten“ in einem Schreiben an den litauischen Staatspräsidenten von über 500 Personen, die während der kurzen sowjetischen Periode nach Rußland deportiert wurden und bisher nicht mehr aufgetaucht seien (Nr. 57, S. 162ff.). Weitere Dokumente, vor allem aus dem Kriegsministerium, zeigen die schwierigen Verhandlungen und die praktischen Probleme, die mit der Stationierung von Rotarmisten einhergingen (vor allem Nr. 40-49, S. 125ff.; Nr. 58, S. 164ff.).

Für die nun folgenden, sich aus litauischer Sicht rasch zuspitzenden Ereignisse ist es wichtig, sich immer das parallele Geschehen auf dem europäischen Kriegsschauplatz vor Augen zu halten: Ende März hatten sich die Engländer in Norwegen festgesetzt, am 10. April begann der deutsche Angriff auf Dänemark und Norwegen, der das Ende des Sitzkrieges im Westen einleitete. In den litauischen Quellen taucht am 31. März 1940 erstmals ein Thema auf, das bald als Vorwand der sowjetischen Okkupation dienen sollte. An diesem Tag erkundigte sich der sowjetische Gesandte Pozdnjakov bei einem Gespräch mit dem Direktor der politischen Abteilung des Außenministeriums, Turauskas, ob Litauen mit Estland und Lettland ein Verteidigungsbündnis geschlossen habe, was er, Pozdnjakov, angeblich aus Andeutungen in der litauischen Presse herausgelesen habe. Turauskas antwortete wahrheitsgemäß, es gebe weder ein derartiges Bündnis noch Überlegungen der litauischen Regierung in dieser Richtung (Nr. 59, S. 170ff.).

Doch zunächst beschäftigten einige verschwundene Rotarmisten die litauische Diplomatie. Bereits am 11. Mai 1940, also einen Tag nach dem deutschen Angriff auf Frankreich, wurde dem litauischen Gesandten in Moskau mitgeteilt, Molotov wolle wegen eines nicht mehr aufzufindenden Rotarmisten mit ihm sprechen, für die Sowjetunion besitze die Angelegenheit große Bedeutung (Nr. 63, S. 177ff.). Von Anfang an eröffnete Moskau das Spiel mit dem Vorwurf, die Rotarmisten seien von antisowjetischen Kräften entführt worden, die insgeheim von der litauischen Regie-

rung unterstützt würden. Am 25. Mai verschärfte der Kreml den Druck: Der litauische Gesandte wurde zu Molotov einbestellt: „Die Sowjetunion fordere die litauische Regierung auf, diese Provokationen einzustellen (...).“ (Nr. 67, S. 183) Am 24. Mai hatte die Schlacht von Dünkirchen begonnen, an der Niederlage der Westalliierten war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr zu zweifeln. Es liegt auf der Hand, daß der sich abzeichnende deutsche Sieg im Westen in direktem Zusammenhang mit dem sowjetischen Vorgehen zu sehen ist.

Obwohl von litauischer Seite alles getan wurde, um das Verschwinden der inzwischen wieder aufgetauchten Rotarmisten (sie konnten von den Litauern nicht verhört werden, angeblich waren sie in einem Keller gefangengehalten und mißhandelt worden) zu klären (es wurde eine Sonderkommission gegründet, der Zugang zu den sowjetischen Basen wurde von litauischer Polizei und Militär bewacht), gab sich die sowjetische Regierung mit keiner Erklärung zufrieden und wiederholte immer wieder ihre Vorwürfe gegen die litauische Regierung (Nr. 65 ff., S. 180 ff.). Bis heute ist ungeklärt, ob die verschwundenen Rotarmisten Deserteure waren (zumindest in dem ersten Fall äußerst wahrscheinlich) oder ob es sich um NKVD-Provokateure gehandelt hat.² Es ging Moskau offensichtlich nur darum, einen Vorwand zu finden, die sowjetisch-litauischen Beziehungen massiv zu verschlechtern.

Eine neue Stufe der Eskalation wurde erreicht, als Molotov am 4. Juni zu verstehen gab, er erwarte Ministerpräsident Merkys und ggf. auch Außenminister Urbšys zu Gesprächen in Moskau. Auf die Frage, wann die Herren erwartet würden, lautete die Antwort Molotovs: „Je schneller, desto besser“ (Nr. 82, S. 219). Zu diesem Zeitpunkt befanden sich die deutschen Truppen auf dem Vormarsch ins Innere Frankreichs, die Einnahme von Paris war nur noch eine Frage von Tagen (14. Juni). Am 8. und 9. Juni fanden dann die Gespräche im Kreml statt. Molotov lehnte die litauischen Erklärungen rundweg ab, behauptete, die sowjetische Politik sei litauenfreundlich, und fragte, ob dies auch umgekehrt gelte (Nr. 88, S. 227). Insbesondere der litauische Innenminister und der Direktor der Sicherheitsabteilung wurden von Molotov angegriffen. Als die Litauer am nächsten Tag Molotov mitteilten, der Chef der Sicherheitsabteilung sei entlassen worden, schaltete dieser plötzlich um und brachte ein anderes, viel bedrohlicheres Thema von neuem auf: Litauen, so der sowjetische Außenminister, habe ein Bündnis mit Estland und Lettland geschlossen. Als die schockierten Litauer dies vehement in Abrede stellten und erklärten, die-

² Vgl. dazu die ausführlichen Zeugenaussagen in: Lietuvos pavergimo dokumentai (Dokumente der Unterjochung Litauens), bearb. v. Jonas Talalas. Vilnius 1994, S. 58 ff.

ser Verdacht sei schon Ende März (in dem oben erwähnten Gespräch zwischen Turauskas und Pozdnjakov) ausgeräumt worden, meinte Molotov: „Seien Sie nicht naiv! Wir wissen, was wir unter einer vollen Zusammenarbeit zu verstehen haben. Sie haben bereits eine Militärkonvention mit den Esten und Letten.“ (Nr. 90, S. 234) Was die litauischen Diplomaten schon während der Affäre um die Rotarmisten gegewöhnt hatten, bestätigte nun dieser Auftritt Molotovs endgültig: Es ging um die litauische Unabhängigkeit!

Alle Versuche, dem sowjetischen Außenminister den unsinnigen Vorwurf einer Militärkonvention auszureden, darunter auch ein Schreiben Smetonas an den sowjetischen Staatspräsidenten Kalinin sowie Umbesetzungen im litauischen Kabinett und der Regierung (entlassen wurden die von den Sowjets besonders scharf kritisierten Minister und Beamten), scheiterten. Nachdem die Krise von sowjetischer Seite auf den Höhepunkt gebracht worden war, wurde Urbšys kurzfristig in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni in den Kreml einbestellt: Dort verlas ihm Molotov das bekannte sowjetische Ultimatum, dessen Kernpunkte die Forderung nach einer litauischen Regierung, die für die Einhaltung der mit der Sowjetunion geschlossenen Verträge Sorge, und der weitere Einmarsch von Einheiten der Roten Armee, die die Sicherheit der sowjetischen Garnisonen sicherstellen sollten, waren. Eine Antwort habe bis 10 Uhr am nächsten Morgen vorzuliegen. Sollte keine Reaktion erfolgen, werde die Rote Armee dennoch in Litauen einmarschieren. Die Frage, ob man über den bevorstehenden Einzug verhandeln könne, verneinte Molotov (Nr. 99, S. 254 ff.). Das Treffen dauerte 20 Minuten und besiegelte Litauens Schicksal.

Die folgenden Dokumente zeigen den Einmarsch der Roten Armee, erste Übergriffe und Sofortmaßnahmen der neuen, den Sowjets ergebenen Regierung. Stimmungsberichte aus der zweiten Junihälfte (z.B. Nr. 135, S. 306 ff.) verdeutlichen, daß die Bevölkerung eine vorsichtig abwartende Haltung einnahm, wobei man noch hoffte, daß die neue Regierung sich an demokratische Grundsätze halten und kein Anschluß an die Sowjetunion vorbereitet werde. In einem anderen Bericht heißt es, „es sei allen klar, daß man unter den gegenwärtigen Umständen gegenüber Moskau den nötigen Respekt zeigen müsse, dennoch lehne die Mehrheit den Kommunismus und einen Anschluß ab“. Das Gerede über ein freies Rätelitauen werde als Versuch interpretiert, die Inkorporation in die Sowjetunion vorzubereiten (Nr. 139, S. 317).

Die ab dem 14. Juni veröffentlichten Aktenstücke belegen, wie schnell die litauische Souveränität von den sowjetischen Besatzern unterhöhlt wurde. Das gilt etwa für die Aufnahme der Grenzsicherung und die

Übernahme der Zollfunktionen durch die Rote Armee (Nr. 129, S. 299f.; Nr. 141, S. 319f.), die Beendigung der sogenannten Baltischen Entente aus dem Jahre 1934 (Nr. 143, S. 321f.) oder die Auflösung der „Šiaulių Sąjunga“ (paramilitärischer litauischer Schützenverband; Nr. 131, S. 302f.). Bereits am 7. Juli planten die neuen Machthaber generalstabsplanmäßig die Festnahmen von Führern ‘staatsfeindlicher’ Parteien für die Nacht vom 11. auf den 12. Juli (Nr. 152, S. 333ff.). Als ‘staatsfeindlich’ galten alle politischen Gruppierungen Litauens außer den Kommunisten. Die Quellsammlung endet mit dem Beschluß des Obersten Sowjet, Litauen als 13. Sowjetrepublik in die Union aufzunehmen (Nr. 194, S. 396f.).

Die Dokumentation in ihrer Gesamtheit beleuchtet eindringlich das Schicksal des unabhängigen litauischen Staates, sie belegt aber auch, mit welcher fast unverhüllten Aggressivität die sowjetische Politik die Annexion im Frühjahr/Sommer 1940 durchführte. Bereits die Offenheit, mit der Stalin und Molotov im Oktober 1939 den litauischen Diplomaten die Absprachen des geheimen Zusatzprotokolls mit dem Deutschen Reich bekanntgaben, spricht für sich. Die litauischen Quellen lassen es als wahrscheinlich erscheinen, daß der sowjetische Entschluß zur Okkupation nicht erst – relativ spontan – Ende Mai/Anfang Juni als eine Art von Reflex auf den deutschen Triumph im Westen zu verstehen ist, sondern zumindest schon Ende März 1940 unter dem Vorzeichen neuer kriegerischer Aktionen in Westeuropa als eine Möglichkeit der sowjetischen Politik angesehen wurde. Offensichtlich führte allein das Faktum des deutschen Angriffs am 10. Mai dazu, daß Moskau durch die Verschärfung und Eskalierung seiner Beziehungen zu Litauen den Weg zur Okkupation einschlug.

Vor den Augen des Lesers entfaltet sich, nicht zuletzt aufgrund der chronologischen Reihenfolge der Dokumente, ein unmittelbares Bild der litauischen Tragödie. Der litauische Gesandte Natkevičius kommentierte Molotovs Forderung nach Ablösung mißliebiger Minister und Beamter mit Worten, die Litauens Situation klar beschreiben: „Das ist eine klare Einmischung in die inneren Angelegenheiten Litauens. Zweifellos ist das traurig, aber in Zeiten, in denen die Souveränität kleiner Staaten nur noch eine Fiktion darstellt, muß man (...) mit dem Auftauchen eines solchen Nachbarn rechnen, wie es die Sowjets sind.“ (Nr. 98, S. 252) Nur wenige Stunden nach diesem vom 14. Juni 1940 datierten Bericht war der Gesandte wieder im Kreml und mußte das sowjetische Ultimatum mit anhören.

Joachim Tauber, Lüneburg

Czesław Łuczak, Polacy w okupowanych Niemczech 1945–1949 (Die Polen im okkupierten Deutschland 1945–1949). Poznań: Selbstverlag 1993, 261 S.

Der bekannte polnische Zeithistoriker Czesław Łuczak, der sich in seinem wissenschaftlichen Œuvre häufig mit Fragen polnischer Zwangswanderungen und -arbeit beschäftigt hat und ein exzellenter Kenner der deutschen Okkupationspolitik im besetzten Polen ist, hat hier einen Band vorgelegt, der zeitlich betrachtet die Periode von 1945–1949 – also bis zur Begründung beider deutscher Staaten – umfaßt und sich territorial nicht nur auf die drei westlichen Besatzungszonen beschränkt, sondern ebenfalls die Verhältnisse in der SBZ in die Darstellung mit einbezieht.

Łuczak greift mit seinem Buch ein Thema auf, das in der wissenschaftlichen Forschung in der Volksrepublik Polen zwangsläufig vernachlässigt werden mußte, das aber gerade in der Bundesrepublik Deutschland seit geraumer Zeit immer wieder einmal behandelt wurde. Ich denke hier an die älteren Arbeiten von Christoph Kleßmann, in erster Linie aber an die Veröffentlichungen von Wolfgang Jacobmeyer zu den jüdischen und polnischen „displaced persons“ (DPs), zuletzt das Buch „Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer“ (Göttingen 1985), sowie die empirisch-soziologische Untersuchung von Stanislaus Stepień zur Situation polnischer DPs in der Bundesrepublik Deutschland, die 1989 unter dem Titel „Der alteingesessene Fremde“ erschienen ist.

Łuczak, der auf diese Arbeiten rekurriert, berücksichtigt bei seiner Darstellung darüber hinaus die Arbeiten deutscher Historiker, die sich mit Fragen der alliierten Besatzungspolitik in Deutschland beschäftigen sowie die Tätigkeit der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) und ihrer Nachfolgeorganisation IRO (International Refugee Organization) beleuchten. Zitiert werden ebenfalls einige ältere Darstellungen zur Integration heimatloser Ausländer und nichtdeutscher Flüchtlinge in Westdeutschland. Erwähnt sei an dieser Stelle der Klassiker des Schweizers Paul Frings, der 1951 eine Untersuchung zur internationalen Flüchtlingsproblematik veröffentlichte, und auf deren Datenmaterial hinsichtlich der Aktivitäten von UNRRA und IRO sich Łuczak ausführlich beruft. Von den neueren Darstellungen wurde ebenfalls der 1988 veröffentlichte Aufsatz von Juliane Wetzel, „Mir szejnen doh“, berücksichtigt, in dem das Nachkriegs-München als Zufluchtsort der jüdischen Überlebenden des Holocaust beschrieben wird.

Was die polnischen Darstellungen zur Situation polnischer Bevölkerung in Deutschland nach 1945 angeht, so konnte Łuczak u.a. auf die in

„Przegląd Zachodni“ in den 80er Jahren veröffentlichten Aufsätze von Autoren wie W. Hladkiewicz, K. Kersten, die der „Repatriierung“ polnischer Bevölkerung aus der UdSSR mehrere Darstellungen gewidmet hat, W. Kucharski, der bereits 1976 eine Arbeit über die seit 1950 in der Bundesrepublik Deutschland aktive, regimetreue polnische Exilorganisation „Zgoda“ veröffentlicht hat, sowie die Aufsätze von J. Kupczak zurückgreifen. Berücksichtigung fanden auch die Arbeiten von S. Liman, der sich mit den Aktivitäten des „Verbands der Polen in Deutschland“ beschäftigt hat, sowie die zahlreichen Aufsätze von A. Nadolny über die kirchliche Organisation und geistliche Betreuung der Auslandspolen in Deutschland, schließlich die 1990 in Lublin veröffentlichte Habilitationsschrift des Zeithistorikers G. Janusz über die Auslandspolen in Deutschland (Polonia w Republice Federalnej Niemiec (Die Polonia in der Bundesrepublik Deutschland)).

Aufgrund des Systemwechsels in Polen und der stattfindenden Reinterpretation der jüngsten polnischen Geschichte, gerade auch im Hinblick auf die sich nach 1945 formierende polnische Exilpopulation in Europa, die sich in großen Teilen der politischen Orientierung der zu diesem Zeitpunkt international bereits bedeutungslosen polnischen Exilregierung in London verpflichtet fühlte, ist klar, daß Łuczak nicht nur im Bereich der Quellen – ich denke hier in erster Linie an die zahllosen in Deutschland und in Westeuropa herausgegebenen polnischen Zeitungen, Zeitschriften und Periodika, die zur aktuellen politischen Lage Stellung bezogen – auf exilpolnisches Schrifttum zurückgreift, sondern ebenfalls die Ergebnisse polnischer Exilhistoriker verwertet, wobei an dieser Stelle nur der Name von J. Garliński aus London genannt werden soll.

Unverständlich ist allerdings, daß unter den in der Bibliographie angeführten Zeitschriften – zum Teil werden der bibliographischen Vollständigkeit halber auch ephemere Lagerzeitungen zitiert – der Titel der Pariser Monatsschrift „Kultura“ nicht auftaucht. Auffällig ist auch, daß in der Abteilung Erinnerungsliteratur zwar General S. Maczeks „Od podwoły do czołgów“ („Vom Fuhrwerk zu den Panzern“) zwar im Text zitiert, dann aber in der Bibliographie nicht gesondert aufgeführt wird.

Ein anderes Versäumnis: Während Łuczak im Zusammenhang mit dem literarischen Leben der polnischen DPs im okkupierten Deutschland den bekannten polnischen Schriftsteller T. Borowski erwähnt, bleibt T. Nowakowski unberücksichtigt; dabei war es gerade dieser Schriftsteller, der in seinem auch ins Deutsche übersetzten Roman „Polonaise Allerheiligen“ als sensibler Zeitzeuge und kritischer Beobachter seiner Landsleute die ambivalent-tragische Lage der im Lager lebenden DPs darstellte.

Diese gewiß nicht vollständigen Bemerkungen zur verwendeten Sekundärliteratur verdeutlichen, daß Teilaspekte des Themas von sehr unterschiedlicher Seite sowohl deskriptiv als auch analytisch und synthetisch, schließlich auch literarisch verarbeitet worden sind.

Es stellt sich also die Frage, worin die Besonderheit des Buches liegt? Zum einen ist es sicherlich die Tatsache, daß der Autor einen Teil seiner Ausführungen auf die Erschließung neuer Aktenbestände gestützt hat (Archiwum Akt Nowych *Archiv Neuer Akten*) in Warschau sowie Bundesarchiv in Koblenz); zum anderen dehnt er seine Darstellung auch auf die sowjetisch besetzte Zone aus, wobei allerdings schon sehr bald deutlich wird, daß aufgrund der restriktiven Repatriierungspolitik der Sowjets und der Etablierung eines totalitären Regimes keine auch nur in Ansätzen mit dem Westen Deutschlands vergleichbare Entwicklung möglich war.

Noch wichtiger erscheint mir jedoch der Umstand, daß Łuczak sich in seiner Darstellung sehr intensiv mit den fremdbestimmten, aber auch autonomen Organisationsstrukturen der DPs sowie ihrem Alltagsleben im okkupierten Deutschland befaßt, so daß eine – auf reichem Quellenmaterial basierende – Rekonstruktion der schwierigen Situation dieser Ausländerpopulation erfolgt, die sich nach Kriegsende für die Rückkehr nach Polen, den Verbleib in Deutschland oder eine weitere Emigration nach Westeuropa bzw. Übersee entscheiden mußte.

Die ersten drei Kapitel des Buches (S. 5-46) bergen bezüglich des Forschungsstandes im Grunde nichts Neues. In ihnen geht der Autor zunächst auf die Deportation polnischer Bevölkerung ins Dritte Reich ein, gibt einen Überblick über die Aufgaben und die Verwaltung der UNRRA und IRO, beschreibt in Ansätzen den Konflikt zwischen den Warschauer Repatriierungsstellen sowie den immer noch zuständigen Agenturen der polnischen Exilregierung in London und legt die Motive der DPs bezüglich ihrer Rückkehr nach Polen, des Verbleibs in Deutschland bzw. einer weiteren Emigration offen. All dies auf dem Hintergrund der Bemühungen der UNRRA und IRO, die ihnen unterstellten DPs zu einer freiwilligen Rückkehr in ihre Vaterländer zu bewegen. Von Heimat kann man in diesem Kontext nur schwerlich sprechen, denn zahlreiche polnische DPs, die nicht rückkehrwillig waren, stammten aus den polnischen Ostgebieten, die nunmehr sowjetisch waren und bleiben sollten. Neben politischen überwogen auch persönliche Motive: Viele polnische DPs hatten in Polen keine Familienangehörigen mehr, nicht wenige gewöhnten sich an den „Komfort“ der durch die Alliierten organisierten Sammellager. Einige hatten aufgrund der Transportverzögerungen einfach den richtigen Zeitpunkt zur Rückkehr verpaßt, auch waren die Nachrichten und Informationen über das „neue Polen“ nicht gerade erbaulich. Von großer Bedeu-

tung dürfte die sich an die physische und psychische Ausbeutung in der deutschen Kriegswirtschaft anschließende gute Behandlung und Betreuung durch die UNRRA gewesen sein, die bei Teilen der DPs zu Formen der Hospitalisierung und erlernter Hilflosigkeit führten. Insgesamt bleibt jedoch festzuhalten, daß die Zahl polnischer DPs, die sich von Herbst 1945 bis Herbst 1949 auf dem Territorium der drei westlichen Okkupationszonen befanden, im gleichen Zeitraum von 897 000 auf 113 000 Personen abnahm.

An die einführenden Abschnitte, in denen auch Zahlen und Statistiken diskutiert werden, schließen sich Kapitel an, in denen der Autor auf die moralische und zwischenmenschliche Haltung der polnischen DPs eingeht (S. 47-56), auf deren materielle und soziale Lage (S. 57-98) sowie auf ihr politisches Leben (S. 99-140). Dabei wird deutlich, daß intensive Formen der Verbands- und Gemeindearbeit, wie sie für die erste Zeit nach der Befreiung typisch waren, im Laufe der Zeit immer mehr abnahmen. Eine ganz besondere Bedeutung hatte in diesem Kontext das recht stark entwickelte Kulturleben der DPs, das v.a. im Umfeld der militärischen Ballungsgebiete polnischer Militäreinheiten entstand und von diesen auch moralisch und materiell getragen wurde. Hierbei spielte neben dem Standort der 1. Panzerdivision von General S. Maczek in Meppen vor allen Dingen auch der Umstand eine Rolle, daß zahlreiche Polen vom englischen und amerikanischen Militär in Einheiten des sog. Labor Service übernommen wurden, wo ein reges polnisches Kultur- und Sozialleben mit einer entsprechenden Infrastruktur (Kirchen, Schulen, Waisenhäuser, Bibliotheken, Sportangebote etc.) entstand. Wichtig war in diesem Zusammenhang auch, daß sich nicht wenige Angehörige der polnischen Intelligenz in den ersten Nachkriegsjahren auf deutschem Territorium befanden: Journalisten, Schriftsteller, Regisseure, Schauspieler, aber auch eine relativ große Zahl polnischer Geistlicher, hauptsächlich Überlebende des Konzentrationslagers Dachau. Auffällig ist deshalb auch die überaus große Zahl von Zeitungen und Zeitschriften, die im Nachkriegsdeutschland erschienen und sich zum Teil über Jahre halten konnten.

Im Unterschied zu den Verhältnissen in der SBZ, wo man die Polen auf Geheiß der sowjetischen Militärregierung unter Zwang repatriierte, gab es in den westlichen Besatzungszonen auch ein reges Kultur- und Theaterleben.

Ein gesondertes Kapitel, dem Łuczak auch entsprechend viel Platz einräumt, bildete die Organisation eines polnischen Bildungswesens in den besetzten Westzonen: Diese Notwendigkeit ergab sich alleine aus der Tatsache, daß es bei Kriegsende 60 000 polnische Kinder in schulfähigem Alter gab. Es wurden selbständige Schulbezirke eingerichtet, man unterhielt

zahlreiche Grund- und Hauptschulen sowie einige Gymnasien. Darüber hinaus gab es nach Kriegsende etwa 4 000 polnische Studenten und Abiturienten, deren Ausbildung durch den Krieg unterbrochen worden war. Unterschiedliche Konzepte der UNRRA, der Besatzungsbehörden sowie der „Zentrale des Polnischen Schulwesens in Deutschland“ verzögerten zunächst den Aufbau eines eigenständigen polnischen Hochschulwesens in Westdeutschland. Von Januar 1946 bis Mai 1947 bestand allerdings die UNRRA-Universität in München, die für DPs unterschiedlicher Nationalität geschaffen wurde.

Von überaus großer Bedeutung für das Selbstverständnis und den Zusammenhalt der polnischen DPs war bekanntlich das organisierte religiöse Leben. Diesem Thema ist deshalb auch ein relativ langes Kapitel (S. 211-232) gewidmet, in dem über die Organisationsformen des polnischen kirchlichen Lebens, in erster Linie der katholischen Kirche, berichtet wird. Immerhin hielten sich nach Kriegsende auf dem Territorium der drei westlichen Besatzungszonen etwa 900 polnische Priester auf, davon alleine 761 ehemalige Häftlinge des KZ Dachau. Bis Ende 1945 kehrten hiervon 108 nach Polen zurück und etwa 250 emigrierten nach Westeuropa und nach Übersee. Der polnischen Kirchenverwaltung standen über 500 Priester zur Verfügung. Neben einer regen seelsorgerischen Tätigkeit kam es zu erheblichen publizistischen Aktivitäten, zur Herausgabe von Katechismen, Gebets- und Gesangbüchern in polnischer Sprache sowie zur Veröffentlichung zahlreicher katholischer Zeitschriften und Periodika.

Eine bedeutende Rolle spielten bei der Hilfe und der materiellen Versorgung bedürftiger polnischer Familien auch die Einrichtungen der polnischen Caritas in Deutschland, die sich zum großen Teil aus Spenden auslandspolnischer Organisationen finanzierten, aber auch vom Internationalen Roten Kreuz unterstützt wurden.

Im abschließenden Kapitel beleuchtet Łuczak den Einfluß des Endes der Okkupation Deutschlands auf die Lage der auf deutschem Territorium lebenden polnischen DPs. Während die Behörden der DDR auf ihrem Staatsgebiet keine DPs, aber auch keine Polen aus der Vorkriegszeit tolerierten, bemühten sich die Behörden der Bundesrepublik – in Übereinstimmung mit der Politik der UNRRA und der IRO – um eine möglichst rasche Lösung des als lästig empfundenen DP-Problems durch Integration, zumal die Repatriierung 1949 fast zum Stillstand gekommen war und auch die Zahl der Emigranten erheblich abgenommen hatte. Nach Auflösung der IRO – im Juli 1950 – befanden sich noch über 80 300 polnische DPs in den drei westlichen Besatzungszonen, die auf Grundlage des Gesetzes vom 25. April 1951 den Status „heimatloser Ausländer“ erhielten. Die Masse dieser Menschen verblieb in der Bundesrepublik, ihr wei-

teres Schicksal wird zuverlässig in dem erwähnten Werk von Stepien beschrieben.

Das Buch Łuczaks ist mit einem Namens- und Ortsregister sowie einer ausführlichen Bibliographie versehen, verfügt über aussagekräftige tabellarische Zusammenstellungen zu den jeweiligen Themen sowie über einige wenige Illustrationen und schematische Landkarten. Es wurde sorgfältig redigiert und für den Druck vorbereitet. Schreibfehler sind selten, am auffälligsten vielleicht auf S. 16, wo aus dem 1946 amtierenden Generalsekretär der UNRRA Fiorello La Guardia eine Fioralla wurde, und auf S. 92, wo Bad Lipp Springs zu einem Bad Lippensprunge avancierte.

Der Autor hat eine immense Zahl unterschiedlichster Quellenarten und Bibliographien ausgewertet und in mehreren deutschen und polnischen Archiven recherchiert, so daß das Buch überaus informativ und faktenreich ist. Die thematische Gliederung der einzelnen Kapitel folgt der Chronologie der Jahre 1945–1949, es überwiegt eine positivistische Art der Darstellung, weit weniger kommen Analyse- und Syntheseveruche zum Zuge. Vielleicht ist es dafür auch noch zu früh.

Der Bereich der SBZ wird lediglich mitbehandelt, was auch damit zusammenhängt, daß die Repatriierung der polnischen Bevölkerung hier erzwungen wurde und nicht – wie im Westen – auf dem Prinzip der Freiwilligkeit beruhte. In diesem Kontext stellt sich die Frage, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, die Verhältnisse in der SBZ in einem gesonderten Kapitel zu behandeln.

Das Buch, das in erster Linie für polnische Rezipienten in Polen verfaßt wurde, schließt in der polnischen Historiographie mit Sicherheit eine Lücke. Für den Fachmann bringt es indes nichts wesentlich Neues.

Was man ebenfalls vermißt, ist die individualisierende Darstellung erlebter und erlittener Geschichte, gerade bei einer Personengruppe, die durch Krieg, Totalitarismus, Vorurteile und Diskriminierung gleich mehrfach stigmatisiert worden ist. Das kollektive, aber auch individuelle Schicksal der Repräsentanten der hier behandelten Population scheint in der sehr sachlichen Darstellung Łuczaks nur selten durch.

Zbigniew Wilkiewicz, Vlotho

Kazimierz Kozłowski, Pierwsze dziesięć lat władzy politycznej na Pomorzu Zachodnim (1945–1955) (Das erste Jahrzehnt politischer Herrschaft in Hinterpommern (1945–1955)). Warszawa/Szczecin: Naczelna Dyrekcja Archiwów Państwowych 1994, 412 S.

Seitdem die Archive offen sind und die Zensur kein Hindernis mehr darstellt, befaßt sich die polnische Geschichtswissenschaft intensiv mit der Erforschung der Geschichte der Volksrepublik Polen und beseitigt die weißen Flecken und die ideologischen Verzerrungen früherer Betrachtungen. Die Einnahme und Besiedlung der Westgebiete und ihre wirtschaftliche Integration in das sozialistische Polen ist in der Volksrepublik in erster Linie als ein geradlinig fortschreitender Prozeß dargestellt worden, Unterschiede zu den übrigen Regionen durften allenfalls als Übergangsprobleme erscheinen. Dieses politische Phänomen, das auch in öffentlichen Debatten in Deutschland in bezug auf die frühere DDR zu beobachten ist, hat die polnische Wissenschaft lange bestimmt. Die Befreiung von dieser politischen Vorgabe kann zu der fruchtbaren Frage führen, wie sich die polnische Entwicklung des ehemals deutschen Ostens gestaltete, wo regionalspezifische Entwicklungen deutlich werden, die diese Regionen von den übrigen polnischen abgrenzen und zugleich ältere Strukturen des Landes aus der Zeit vor 1945 tradieren. Pomorze Zachodnie, d.h. das frühere Hinterpommern, nimmt im Kontext der polnischen Westgebiete eine besondere Stellung ein, da hier ein sehr weitgehender Bevölkerungsaustausch stattgefunden hatte und sich das Problem der Polonisierung einer autochthonen Bevölkerung, anders als etwa in Masuren und Oberschlesien, kaum stellte. Der polnische Neuanfang konnte also nach Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung in stärkerem Maß als in den anderen Regionen von den neuen Machthabern bestimmt werden, die als Befürworter der Westverschiebung Polens zugleich auch als Garanten der Sicherung der Westgebiete erscheinen und ihre Position dadurch stärken konnten, daß sie die Gefahr eines Revisionismus seitens Westdeutschlands und seiner Verbündeten beschworen.

Aus den Defiziten der bisherigen Historiographie zu den Anfängen volkspolnischer Herrschaft in Pommern, so stellt Kozłowski eingangs fest, ergeben sich mehrere Desiderata: die Auswertung aller in Frage kommenden Archivalien, die Rekonstruktion der Ereignisse und eine umfassende politische Geschichte der Region. Der Verfasser legt seiner Arbeit vor allem die bislang nicht oder nur eingeschränkt zugänglichen Akten der politischen Parteien (sowohl ihrer Zentralen in Warschau als auch der Organisationen in der Wojewodschaft Stettin) und des Sicherheits-

dienstes in Pommern zugrunde, wobei allerdings die Berichte von Informanten nicht direkt eingesehen werden konnten. Nicht zugänglich waren dem Verfasser auch die Akten des sowjetischen Generalkonsulats in Stettin.

Die Studie ist in sechs Abschnitte gegliedert. Der erste Teil umfaßt die Formierung polnischer Behörden in Pommern und ihre Beziehungen zur Roten Armee. Ein bislang nicht restlos aufgeklärtes Problem stellt dabei die Übergabe Stettins an die polnische Verwaltung dar. Nach Kriegsende bildete sich mit Unterstützung der sowjetischen Militärbehörden neben der polnischen Administration auch eine deutsche Verwaltung, die bis zum 5. Juli 1945 bestand. Die polnische Verwaltung unter dem Stadtpräsidenten Piotr Zaremba sah sich im Mai und Juni 1945 zweimal gezwungen, die Stadt zu verlassen, bevor Stettin noch vor Beginn der Potsdamer Konferenz dauerhaft an Polen übergeben wurde. Der Verfasser erörtert in diesem Zusammenhang die Frage, warum die sowjetische Armee anfangs die Rückkehr von Deutschen nach Stettin erlaubte, und stellt diese Politik in einen Zusammenhang mit der Demontage von Industrieeinrichtungen, die unter nicht eindeutig geregelten administrativen Verhältnissen leichter zu bewerkstelligen war, da diese Demontagen nicht im polnischen Interesse lagen. Hier sind weitere Erkenntnisse offensichtlich nur aus sowjetischen Quellen zu erwarten. Auch nach der Übergabe der Verwaltung in den Gebieten östlich der Oder im Juni 1945 blieben zahlreiche Betriebe ebenso wie ein Bereich im Stettiner Hafen unter sowjetischer Kontrolle. Die Demontagen in den an Polen übergebenen Betrieben beeinträchtigten den wirtschaftlichen Neuanfang erheblich. Da es in Pommern keine Untergrundstrukturen der polnischen Exilregierung gegeben hatte, konnte der Aufbau der polnischen Nachkriegsherrschaft von anderen Voraussetzungen ausgehen als in den übrigen Bereichen Polens, und die entscheidenden Posten konnten von Mitgliedern der Polnischen Arbeiterpartei bzw. dem Lubliner Komitee für die nationale Befreiung nahestehenden Personen besetzt werden. Die Konflikte zwischen den neuen Machthabern und Untergrundkämpfern – „reaktionären Banden“, wie es in den Quellen heißt – hatten in Pommern nicht die Dimension wie etwa in Zentralpolen, dennoch kam es auch hier noch bis 1947 zu bewaffneten Auseinandersetzungen. Freilich muß auch in Rechnung gestellt werden, daß die Berichte über solche politisch motivierten Aktivitäten dazu dienen, die Tätigkeit der Sicherheitsorgane zu legitimieren.

Auf Fragen der Aussiedlung der Deutschen und die Ansiedlung der polnischen Bevölkerung geht der Verfasser mit Hinweis auf bereits publizierte Untersuchungen nur in knappen Bemerkungen ein. Er verweist darauf, daß es zahlreiche Indizien für Spannungen zwischen der polni-

schen Bevölkerung, die – wenn sie aus Gebieten jenseits des Bug kam – das sowjetische Herrschaftssystem bereits kannte, und dem sowjetischen Militär gab. Von Mißtrauen geprägt waren auch die Beziehungen zwischen den Bevölkerungsgruppen, zu denen neben den polnischen Siedlern ca. 50 000 vor allem von der sowjetischen Armee beschäftigte Deutsche, ca. 53 000 im Rahmen der Aktion „Weichsel“ zwangsweise umgesiedelte Ukrainer und die in den ersten Nachkriegsjahren recht große Zahl von Osten zuwandernder Juden zählten, die über Stettin nach Palästina bzw. Westen ausreisen wollten.

Teil zwei behandelt den Konflikt zwischen der Polnischen Arbeiterpartei und der Polnischen Bauernpartei (PSL) von Mikołajczyk. Obwohl sich die Auseinandersetzung in den „wiedergewonnenen Gebieten“ nicht in der Schärfe äußerte wie in den Regionen Polens vor 1939, so wurde anläßlich des Referendums vom Juni 1946, bei dem die Bevölkerung „dreimal ja“ votieren sollte, der Einfluß der PSL bedrohlich. Erstaunlich zurückhaltend äußert sich der Verfasser hinsichtlich der Fälschung des Ergebnisses des Referendums; so gibt er zum einen die offiziellen Ergebnisse wieder und führt an, es gebe keine Indizien für ihre Fälschung in Pommern, andererseits verweist er auf die Angaben des Zentralkomitees der Arbeiterpartei über den tatsächlichen Ausgang der Abstimmung, das für die Wojewodschaft Stettin in der ersten Frage (Auflösung des Senats) mehrheitlich Ablehnung, in der zweiten Frage (Bodenreform und Verstaatlichung der Betriebe) eine nur knappe Zustimmung und auch in der dritten Frage (Oder-Neiße-Grenze) noch fast 30% Nein-Stimmen registrierte. Im Lichte der Ablehnung der neuen Machtverhältnisse wären auch die Ergebnisse der folgenden Wahl zum Sejm auf Manipulationen zu überprüfen.

Der dritte Teil umfaßt die Ausbildung des stalinistischen Herrschaftssystems in der Periode von 1947 bis 1950, unter anderem das Vorgehen der Arbeiterpartei und des Sicherheitsdienstes gegen die Polnische Bauernpartei und die Zurückdrängung der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) durch die Vereinigung mit der Polnischen Arbeiterpartei. In der Folge der Absetzung Gomułkas als Minister für die „wiedergewonnenen Gebiete“ wurden in „Säuberungen“ auch der Stettiner Wojewode Leonard Borkowicz und der Stettiner Stadtpräsident Piotr Zaremba wegen fehlender Linientreue und mit ihnen viele Personen aus der Anfangsphase 1945 in der Verwaltung der Wojewodschaft und der Stadt abgelöst.

Der vierte Abschnitt befaßt sich mit der Bodenreform und der Enteignung. Hatten sich nach Kriegsende zunächst zu einem großen Teil privatwirtschaftliche Formen entwickelt, so änderte sich die Situation ab 1948. Der Verfasser beschreibt die allmähliche Verschärfung der Kollektivie-

rungepolitik mit der Bekämpfung der „Kulaken“ und der Bildung landwirtschaftlicher Genossenschaften. Ausführlich schildert Kozłowski die Gewaltanwendungen bei der Suche nach verborgenen Getreidevorräten mit dem Ziel, „die sozialistische Umgestaltung auf dem Lande zu beschleunigen“ (S. 234), die durch die Vorgänge in den Kreisen Gryfice/Greifenberg und Drawsko/Dramburg 1950/51 eine wenig rühmliche überregionale Bedeutung erhielten.

Abschnitt fünf stellt den Kampf der sozialistischen Behörden gegen die katholische Kirche dar. War die katholische Kirche in den ersten Nachkriegsjahren ein wichtiger Verbündeter der staatlichen Behörden und der „Repatriierungsbehörde“ in der Besiedlung der Westgebiete, wobei oft Pfarrer mit ihren Gemeinden gemeinsam aus den polnischen Ostgebieten nach Pommern kamen, so änderte sich die Haltung der Arbeiterpartei 1947/48. Anlaß für eine Pressekampagne gegen die katholische Kirche Polens war dabei ein Brief Papst Pius' XII. an die deutschen Bischöfe, in dem er sein Mitgefühl mit den deutschen Vertriebenen ausdrückte. Daß der polnische Klerus in der Frage der Westgebiete mit der Kurie nicht übereinstimmte und sich aktiv für die Verteidigung ihres polnischen Charakters aussprach, hatte in der Phase des Stalinismus für den polnischen Staatsapparat freilich kaum Bedeutung.

Der letzte Teil behandelt die öffentliche Meinung und Phänomene des Zerfalls des stalinistischen Systems von 1949–1955 im Spiegel der Berichte der Sicherheitsorgane. Obwohl Pommern kein Feld politisch motivierter Kämpfe war, gab es ständig Sabotageverdachte und Vermutungen über feindliche Einwirkungen. Mit diesen Argumenten wurden zugleich alle Probleme beim Aufbau einer Schwerindustrie vom Tisch gefegt. Ferner schildert der Verfasser die Vorgänge während der antisowjetischen Unruhen in Stettin im April 1951.

In seinen Schlußbemerkungen verweist Kozłowski auf die Unterschiede bei der Etablierung der sozialistischen Herrschaft in Pommern im Vergleich zu Zentralpolen: So gab es in Pommern keine Kämpfe zwischen dem Komitee für nationale Befreiung und dem Untergrund, auch die Bodenreform und Verstaatlichung verliefen hier in anderen Bahnen. Die Kollektivierung ließ sich stärker durchsetzen und führte zu von dem Landesdurchschnitt deutlich abweichenden Zahlen, die Kozłowski in einer Fußnote (S. 383) angibt. An dieser Stelle allerdings zeigt sich symptomatisch ein zentrales Problem der Darstellung: So sehr der Ansatz des Autors zu begrüßen ist, bislang unbekanntes Quellenmaterial zu veröffentlichen, so wäre es jedoch auch sinnvoll gewesen, die besonderen regionalen Strukturen der Region Hinterpommern nach 1945 in demographischer und wirtschaftlicher Hinsicht zumindest in grundlegenden Daten zu

skizzieren. Da der Autor die spezifische Situation des polnischen Pommern mit seiner neuen Besitzstruktur ausschließlich aus der politischen Perspektive beschreibt, werden die zum Verständnis der Vorgänge eigentlich erforderlichen Zusammenhänge kaum deutlich. Es geht dabei aber nicht nur um die Information des Lesers, sondern auch um das Ziel der Studie, denn mit der Einbeziehung grundlegender gesellschaftsgeschichtlicher Entwicklungslinien hätte sich ein weiterführender Ansatz ergeben, um die Politik der Behörden der Volksrepublik, die sich in ihrer stalinistischen Ausprägung wenig um regionale Probleme kümmerte, auf ihre Wirkung auf dieses „wiedergewonnene Gebiet“ zu untersuchen. So hätte der Verfasser über die Darstellung der stalinistischen Mechanismen der Machtausübung hinaus auch eine Antwort auf die von ihm gestellte Frage geben können, inwieweit und wodurch das Regime in der Bevölkerung Unterstützung fand. Daß die Bevölkerung der Westgebiete – und hier insbesondere Pommerns – auch nach dem Ende der Volksrepublik zu einem großen Teil politisch den früheren Machthabern zuneigt, ist im Lichte der Wahlstatistik der Präsidentenwahlen von 1995 zu erkennen, worauf Anna Wolff-Powęska in der „Gazeta Wyborcza“ vom 7. November 1995 hingewiesen hat. Da sich gerade in den politischen Verhältnissen des ersten Jahrzehnts nach Kriegsende ein starker Zentralismus äußerte, droht eine regionale Darstellung des Systems politischer Herrschaft, die sich allein auf die Akten seiner Institutionen stützt, unergiebig zu bleiben. So erfahren wir zwar beispielsweise, daß es auch in Pommern eine Bekämpfung von „Kulaken“ gab, wer aber die Objekte dieser Politik waren und wie sie reagierten, bleibt im Dunkeln.

Erschwert wird die Lektüre von Kozłowskis Darstellung leider auch durch die zahlreichen und nicht in allen Fällen zu entschlüsselnden Abkürzungen, die zwar auch ein Produkt des Herrschaftssystems sind, hier aber sorgfältiger hätten dechiffriert werden können.

Jörg Hackmann, Lübeck-Travemünde

**Bohdan Cywiński, Mój kawalek Europy (Mein Stückchen Europa).
Warszawa: Presspublica 1994, 189 S.***

Auf die Euphorie über die Erlangung der Unabhängigkeit und Freiheit in Mittelost- und Osteuropa folgte eine Zeit der Reflexion, der Versuch einer Bilanzierung erster Erfolge sowie neu aufkommender Gefährdungen. Das Buch von Cywiński sollte einen wichtigen Platz in dieser Debatte einnehmen. Sein Charakter weicht von den gegenwärtig so modernen wissenschaftlichen Analysen der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Transformationsvorgänge ab. Der Autor nahm sich keine leichte Aufgabe vor. Als Gegenstand seiner Reflexionen wählte er nämlich nicht die Ökonomie, sondern die Kultur, die Tradition und das Vermächtnis. Um diese Begriffe rankt sich seine Darstellung der gegenwärtigen Identität der Gesellschaften und Völker Litauens, Weißrußlands, der Ukraine und Rußlands, von Moldavien im Süden bis zum Baltikum im Norden. Nach seiner Meinung bestimmt diese Nachbarschaft den Platz Polens und die Art seiner Beteiligung an Europa. Deshalb stehen gerade die Fragen um die Polen und ihr Land im Zentrum seiner Aufmerksamkeit: Was möchten wir in Europa sein? Was tragen wir Neues zu seinem gegenwärtigen Bild bei?

Die Stellung dieser Fragen hat nicht nur eine intellektuelle Dimension. Sie ist auch auf den Lebenslauf und die persönliche Erfahrung des Autors zurückzuführen. Er stammt aus einer polnischen Familie, die seit 1792 unter zaristischer Herrschaft lebte. Seine familiäre Tradition wird also auf natürliche Weise sowohl von der Unterdrückung durch die „samoderżawie“ (die „Selbstherrscher“) als auch durch ein tiefes Verständnis oder sogar eine Faszination für den Osten, für die russische Kultur und für die Orthodoxie geprägt. Im Jahre 1939 wurde er im damals unabhängigen Polen geboren. Vor 1980 war er mit der legalen Opposition (im Umkreis der Zeitschrift „Znak“ – „Zeichen“ und der Bewegung der Clubs der katholischen Intelligenz) und der illegalen politischen Opposition in Polen verbunden. Nach der Ausrufung des Kriegszustandes hielt er sich als Emigrant vor allen Dingen in der Schweiz auf, wo er weiter publizierte und eine eigene Zeitschrift herausgab. Seine historische Essayistik befaßte sich mit wesentlichen Problemen der Geschichte Polens, u.a. mit der Geschichte der Bauern. In den 70er und 80er Jahren wurde er vor allem als Autor eines regelrechten „Kultbuches“ der oppositionellen Kreise, „Losy niepokornych“ („Schicksale der Aufrechten“), bekannt, das die Kraft und

* Rezension aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck.

die Bedeutung der moralisch-ethischen Einstellung in der Konfrontation mit dem Unrecht der Macht unter historischen Aspekten darstellte.

Die in dem vorgestellten Buch unterbreiteten Betrachtungen sind das unmittelbare Ergebnis von Reisen, die der Autor Anfang der 90er Jahre durchführte. Er publizierte sie zunächst in den Jahren 1992–1994 in den Spalten einer der populärsten polnischen Zeitungen, „Rzeczpospolita“. Die essayistische Form des Buches mag bei manchem Historiker Unzufriedenheit und Distanz hervorrufen. Eine derartige, schon vorab negative Einstellung würde dem Autor jedoch nicht gerecht werden. Er bewegt sich nämlich mit Kenntnis und Gefühl in den Mäandern der komplizierten Geschichte Osteuropas. Vor allem jedoch stellt er grundsätzliche Fragen, die den Platz der Kultur und des kulturellen Erbes (mit seinen geopolitischen Bedingungen) bei der Bildung einer neuen Identität der Gesellschaften dieses Winkels Europas betreffen. Die subjektiven, aber durch Wissen und persönliche Erfahrungen gestützten Antworten können Kontroversen wecken. Mit Sicherheit jedoch regen sie zum Überdenken und zur Reflexion an.

Wo liegt Osteuropa? Diese Frage knüpft wie nebensächlich an die fundamentale Frage an, die Oskar Halecki (*Historia Europy i jej podziały*; die deutsche Fassung: *Europa: Grenzen und Gliederung seiner Geschichte*. Darmstadt 1957), Jenő Szűcs (*Die drei historischen Regionen Europas*. Frankfurt/Main 1990) oder Klaus Zernack im „Nordost-Archiv“ (1 (1992), H. 1) beschäftigt. Cywiński schöpft nicht aus diesen wissenschaftlichen Analysen, und gleichwohl sieht er deutlich mit großem Gespür für die Geschichte und die historischen Landschaften die Grenze zwischen Mittel- und Osteuropa an der Weichsel. Auf diese Weise grenzt Polen nicht nur an Osteuropa, sondern ist aus historischer Sicht zumindest zu einem Teil eines seiner elementaren Bestandteile. Aus dieser Tatsache ist jedoch nicht zu schließen, daß diese Region gegenwärtig eine ganz bestimmte geopolitische Einheit bildet. Diese wurde im Zusammenhang mit dem Niedergang der UdSSR zerrissen. Um das kommunistische Erbe zu verstehen, versucht der Autor, das Wesen der historischen Erfahrung, die gegenwärtig von den ehemaligen Bürgern des sowjetischen Imperiums erlebt wird, zu entdecken und zu beurteilen. Er distanziert sich dabei deutlich von den einfachen Analogien zur polnischen Gesellschaft. Er erblickt mehr Unterschiede als Ähnlichkeiten (S. 19f.). Im Gegensatz zu vielen Meinungen stellt er sich gegen die These vom Schwinden ideologischer Bedürfnisse in den postsowjetischen Ländern. Ganz im Gegenteil: „Es gibt wohl nirgendwo in der Welt ein solches Bedürfnis nach Wahrheit, Philosophie, Religion, einer die Welt erklärenden Idee, wie eben in den sowjetischen Trümmern (...).“ (S. 24) Ein erstes Symptom dafür ist das

„Wunder“ einer nicht in politischen, sondern eben in kulturellen Kategorien verstandenen nationalen Wiederbelebung. Damit sich jedoch die positive Wirkung der Kultur entfalten kann, muß das Gefühl einer nationalen Identität die Chance einer freien Entwicklung haben. Nur dann gelingt es ihr, sich von den Elementen nationalistischer Aggression sowie ideologischen Stereotypen unterworfenen Bewertungen zu befreien (S. 39). In der nationalen Erneuerung sieht er auch Elemente der Gefährdung. Dazu gehören u.a. die Wiedererweckung einer „russischen politischen Theologie“, die Rückkehr der Stereotypen und des alten Grolls den Nachbarn gegenüber. Diese Erscheinungen belasten gleichermaßen alle. In Polen z.B. zeigt sich das in einem von Geringschätzung geprägten Verhältnis zur russischen Kultur, in der Wahrnehmung der Russen durch das Prisma der Annexion, des sowjetischen Menschen, des Rotarmisten als Verkörperung der Ungeschliffenheit und der fehlenden Kultur. Die Befreiung von einer solchen primitiven Sichtweise ist im Hinblick auf die historischen Erfahrungen außergewöhnlich schwierig. In den russischen Gymnasiallehrbüchern aus den Jahren 1989 und 1990 gleicht die Schilderung der Teilungen Polens dem berühmten zaristischen Lehrbuch des Ilowajski. Die Anmerkungen zu den Vertretern der polnischen Kultur des 19. Jahrhunderts finden sich immer noch in den Kapiteln „Kultur der russischen Völker“ (!).

Cywiński führt für eine derartige Verflechtung der Geschichte mit der neuen Identität zahlreiche ähnliche Beispiele auf. Er hat sein Buch nach dem Prinzip der Schwarz-Weiß-Kontraste aufgebaut, um in den Schlußfolgerungen nach der „goldenen Mitte“ – nach dem Weg zum gegenseitigen Verstehen und zu einer gegenseitigen Verständigung – zu suchen. Einerseits zeigt er die nach außen hin herrschende Subkultur des Kommunismus (Schmutz, gegenseitige Feindschaft) auf, andererseits findet er Offenheit und menschliches Entgegenkommen dem Fremden gegenüber, die im Westen nicht zu finden und in Polen im Verschwinden begriffen sind.

In Cywińskis Buch werden unterschiedliche Bereiche berührt. Es ist unmöglich, sie alle anzusprechen. Am wertvollsten sind die Ausführungen zum Thema des kulturellen Erbes. Diese Frage nimmt einen breiteren Raum ein und betrifft nicht nur Polen und seine östlichen Nachbarn. Gleichermaßen könnte sie in Bezug gesetzt werden zum polnisch-deutschen oder tschechisch-deutschen Grenzkulturraum. Was ist in den Landschaften Litauens, der Ukraine und Weißrußlands gegenwärtig (hauptsächlich polnisches) kulturelles Erbe? Gehört es nur zur Geschichte? Schafft es Gefahren für die dort gegenwärtig Verantwortlichen oder gibt es die Chance für eine Emanzipation aus nationalen Xenophobien?

Auf seinen Wanderungen stößt der Autor fast überall auf die Spuren polnischer Kultur. Er versucht sogar absichtlich, schon fast ganz verges-

sene Orte zu erreichen, die in kulturellen Kategorien (nicht nur polnischen) einen wichtigen Platz einnehmen. Entschieden befürwortet er deren Rückkehr in ein Gemeinschaftsbewußtsein der Völker Osteuropas. Er tritt gleichzeitig einer künstlichen Ukrainisierung und Litauisierung entgegen: „In der Geschichte vieler Nationalkulturen Mittel- und Osteuropas gab es Zeiten, in denen das Zusammenleben mit dem mächtigen Nachbarn sich günstig für den schwächeren Partner auswirkte. Um den Preis der Unterwerfung unter die Herrschaft des Dominierenden gewann er die Chance der Teilnahme an der Universalkultur. Eine derartige Chance erlebten Litauer in der Republik Polen, Slowenen in Ungarn und Tschechen im Römischen Reich deutscher Nation. Solche Gelegenheiten muß man ausnutzen können, und dann muß man sich von der alten Abhängigkeit befreien können und sich auf eigene Beine stellen. Scheidungen dieser Art im kulturellen Bereich sind in der Regel voller Konflikte und schmerzhaft.“ (S. 44)

Man könnte sich derartige Gedanken teilweise auch – was der Autor nicht erwähnt – im Hinblick auf das deutsche Erbe in Polen machen. Gleichzeitig warnt er jedoch vor der „Sünde der Arroganz“, d.h. vor der Beurteilung anderer in den Kategorien „der Bessere“ und „der Schlechtere“. Derartige Vereinfachungstendenzen sieht er u.a. bei seinen eigenen Landsleuten. Mit hervorzuhebender Klarheit schreibt er: „Die Polen sind sicherlich besonders anmaßend und geneigt, ihre Partner geringschätzig zu betrachten. Als Mitglieder der zahlenmäßig stärksten Nation, die die reichste Kultur und die längste Eigenstaatlichkeit repräsentieren, halten sie sich meistens für *ex definitione* besser als andere, und noch mehr lieben sie es, die Tatsache der Existenz eines von der polnischen Kultur unabhängigen Beitrages nationaler Kulturen – der litauischen und der weißrussischen – in Frage zu stellen.“ (S. 143f.) Im „fremden kulturellen Erbe“ sieht Cywiński eine der Chancen für die Schaffung einer bürgerlichen Gesellschaft in den Ländern Osteuropas. In Fortsetzung dieses Gedankens könnte man sagen, daß auch Polen mit seinem Reichtum an jüdischem (leider vernachlässigt der Autor dieses Thema ganz) oder deutschem Erbe diese Chance besitzt. Die Wahrnehmung der Entwicklung der europäischen Kultur durch das Prisma der Konflikte der letzten 20 Jahre oder auch in Kategorien des politischen „Drangs nach Osten“ verwischt mehr, als ihr gegenwärtiges Kulturmosaik erklärt. Die Achtung der „fremden Kultur“ ist nicht nur von ihren neuen Hausherrn abhängig. Sie fordert auch eine offene Einstellung der ehemaligen „Kulturgutsbesitzer“. Sie kommt am besten durch Toleranz und einem Streben nach Partnerschaft zum Ausdruck.

Viel Raum widmet Cywiński der Frage einer Wiederbelebung der Kirchen und des religiösen Lebens. Ein ständiges Thema, das das ganze Buch

durchzieht, bildet der Versuch, eigene „politische Philosophie“ darzustellen. Dieses Element erscheint mir jedoch am problematischsten. Was bedeutet z.B. folgender Gedanke: „Ich glaube nicht, daß es in Königsberg jemals ein echtes Rußland oder ein echtes Deutschland geben wird, obwohl beide Mächte ihre bedeutenden Einflüsse beibehalten werden. Und es wird hier wohl auch keine neue nationale Identität heranreifen. Mehr zu erwarten ist dagegen die Bildung des gesellschaftlichen Lebens einer Hafenstadt mit Umland, das hier und da schon anzutreffen ist, einer ethnisch unbestimmten, kulturell gemischten internationalen Gesellschaft.“ (S. 79) Für mich ist das eine allzu starke Gedankenverkürzung. Sie beinhaltet mehr Schwärmerei als sachliche Situationsanalyse. Interessant sind dagegen die Bemerkungen zur politischen Gefährdung der Identität und Selbständigkeit der ehemaligen UdSSR-Republiken durch das gegenwärtige Rußland.

Wahrscheinlich finden viele Fragen, die von Cywiński gestellt werden, schon bald in den wissenschaftlichen Analysen Antwort. Sein kleines Buch hat jedoch auf Dauer seinen Platz in dem großen Dialog der Kulturen und Nationen, dessen Zeugen wir gegenwärtig sind. Obwohl er aus der Position eines Polen und eines Katholiken schreibt, vergißt er nicht die wichtigsten Voraussetzungen eines Humanisten: die Offenheit, die Toleranz und die Notwendigkeit des Verständnisses für andere.

Robert Traba, Warschau

Jörg Friedrich, Das Gesetz des Krieges. Das deutsche Heer in Rußland 1941 bis 1945. Der Prozeß gegen das Oberkommando der Wehrmacht. München: Piper 1993, 1085 S.

50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben Arbeiten zur Thematik verständlicherweise Konjunktur, und dies mag der Grund sein, weswegen der renommierte Piper-Verlag ein Buch veröffentlicht, das nur als Ärgernis bezeichnet werden kann.

Ohne jegliches Vorwort oder einführende Erklärung durch den Verfasser beginnt für den Leser ein Irrweg durch über 950 Seiten Text, der beileibe nicht nur die Ostfront 1941–1945 oder den Prozeß gegen das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) 1948 behandelt, sondern vom Sac de Limoges 1370 (S. 15) bis zum Koreakrieg 1950 (S. 148) kriegerische Auseinandersetzungen, deren Ablauf und Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung

schildert. Der Hintergrund für dieses Vorgehen bleibt größtenteils unersichtlich, weil der Autor keinen roten Faden zugrunde legt, von Kriegsbrauch und Kriegsrecht zu reiner Schlachtenschilderung oder Militärgeschichte übergeht. Vieles, was für das eigentliche Thema unnötig ist, wird breit dargestellt. Dazu gehört beispielsweise eine umfangreiche Schilderung der Schlacht von Stalingrad, des Vorstoßes in den Kaukasus 1942 und der letzten deutschen Offensive bei Kursk 1943 (S. 497ff.), die völlig unverbunden zum Rest des Textes steht und zudem nicht mehr als eine Nacherzählung bekannter kriegsgeschichtlicher Arbeiten ist.

Zur völligen Verwirrung des Lesers trägt bei, daß Friedrich seine eigene Interpretation oft nicht von der der Angeklagten oder Zeitzeugen zu trennen weiß, die permanente Verwendung des Indikativs hebt die Distanz zwischen Analyse und Quelle faktisch auf. Dazu ein Beispiel von vielen (S. 414): „Seine (Heydrichs Einsatzgruppen; J. T.) Kommandos verlockten ukrainische und baltische Nationalisten zu ortsüblichen Pogromhandlungen unter deutschem Patronat. Judenhaß verbindet, das hatten die Nazis daheim erfahren. Warum sollten die herkömmlichen anti-judaischen Leidenschaften im Osten nicht die Besatzungsherrschaft fördern? Zumal Balten und Ukrainer, vom deutschen Einmarsch positiv bewegt, erhielten, wenn schon nicht die begehrte Eigenstaatlichkeit, so immerhin die Lizenz, fortwährende nationale Knechtschaft durch selbständige Verfolgungen auszugleichen. Weil die Deutschen sonst nicht viel zu bieten hatten, boten sie neben Antibolschewismus Judenpogrom und Religion. Ein Zugeständnis an die nationale Kultur. Dies taugte für das ganze Land. Was könnte ein Befreier Rußlands Näherliegendes tun? Wie ließe sich der Bolschewismus madiger machen als durch Verknüpfung mit Judenhaß? Was vermöchte den Judenhaß gründlicher zu beleben als der Stalin-Groll der kollektivierten Bauern?“ Was ist an diesen Zeilen Überlegung der NS-Spitze, was Analyse des Autors, und ist die sprachliche Umsetzung der Aussage vertretbar?

Der Stil und die Wortwahl des Autors tragen zu den eben geschilderten Verwirrungen und Unklarheiten massiv bei. Hitler wird als „Cäsar aus den Sielen“ (S. 274) bezeichnet; „Der sowjetische Anklagevortrag ist gespickt mit offensichtlichen Greuelphantasien der Propagandabüros“ (S. 210); zu den Schauprozessen der 30er Jahre in der Sowjetunion heißt es (S. 785): „Die asiatische Säuberung erhielt Vorahnungen der germanischen, die ihr keine drei Jahre später folgte“; Alfred Rosenberg gilt dem Autor als „Vertreter der Fraternisierung“ (S. 367); Friedrich entdeckt eine „ostpolitische Alternative bei den Humanisten der Heeresgruppe A“ (S. 827). Im Vergleich zu den stalinistischen Verbrechen läßt sich der Autor zu folgender Formulierung hinreißen (S. 823): „Schwer vorstellbar, wer im Reich bis

zum Juni 1941, außer den 100000 Geisteskranken und einigen tausend Oppositionellen, hätte vernichtet werden sollen.“

Oft vermischen sich derartige Aussagen mit sprachlichen Unzulänglichkeiten: Permanent wird 'das Zivil' als Gegenteil zu 'das Militär' gebraucht, ein zumindest im Duden nicht belegtes Synonym für 'Zivilbevölkerung'. Zum Zwangseinsatz von Zivilisten und sowjetischen Kriegsgefangenen für Schanzarbeiten während des Rückzuges der Wehrmacht heißt es: „Doch waren dies (die Schanzarbeiten; J. T.) tote Reflexe. Es fehlte die Streitmacht, um die Stellungen zu besetzen. Sie taugte nur noch, das Tiefbauheer zu vernutzen, das sich in ihrer Gewalt befand.“ Der Höhepunkt findet sich auf S. 430: „Das Judentum ist der nominelle Dolchstößer“ (wiederholt S. 478).

Aus historischer Sicht überzeugen die meisten der Überlegungen des Autors nicht. Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion wird mehr oder weniger zu einem Versehen: „Rußland wurde aus einer Verlegenheit überfallen“ (S. 679); „Seit dem Balkanfeldzug sind die Angriffe des Reichs selbstverschuldete, doch reaktive Ausflüchte in den Wirklichkeitsverlust“ (S. 244). Hitlers Aggression habe „sich auf jedes erdenkliche Objekt“ gestürzt, in seinen Monologen „tut sich ein unstillbarer Eroberungshunger kund“ (S. 702). Um England zu schlagen, so an anderer Stelle und im Widerspruch zu den obigen Aussagen stehend, habe man die Sowjetunion angegriffen: „Der Rücken des hürneren Siegfrieds wies nach Osten, wo man den britischen Festlanddegen wetzte“ (S. 236). Die Ablehnung der von Historikern wieder und wieder belegten Motivation des Unternehmens Barbarossa als rassistischen Eroberungs- und Vernichtungskrieg im Sinne der Hitlerschen Weltanschauung hat seinen Hintergrund in einer zentralen These des Autors. Die Massenmorde, vor allem an der jüdischen Bevölkerung, seien nicht wegen irgendwelcher „Lebensraumschrullen“ (S. 678) Hitlers von der Wehrmacht mitgetragen worden, sondern: „Die Judenpolitik in Rußland war Besatzungspolitik“ (S. 782), „die Judenvernichtung sollte im eroberten Gebiet die bestehende Herrschaftsordnung zerstören“ (S. 477) und damit der Wehrmacht ein ruhiges Hinterland schaffen; „Die Kräfte (der Deutschen; J. T.) reichten weder für die Rote Armee noch für die Partisanen. Blieb nur die Gruppe des geringsten Widerstandes zu beseitigen, die Juden“ (S. 478).

Die Genese dieser widersinnigen These hängt eng mit dem Prozeß gegen das OKW in Nürnberg zusammen, bei dem es den Angeklagten und den als Zeugen aussagenden Generalen vor allem darum ging, die eigene Verantwortung für die Verbrechen in der Sowjetunion zwischen 1941 und 1944 auf Hitler und die SS abzuwälzen und den verlorenen Krieg auf Fehler des Feldherrn Hitler zurückzuführen. Friedrich ist dieser Legende of-

fensichtlich als spätes Opfer aufgefressen, denn er geht nicht nur von einem permanenten Streit zwischen Hitler und seinen Generalen aus (etwa S. 399, S. 416, S. 467: „Die Militärgeschichte kennt die <...> ergrimmen Generäle als streitsam, rechthaberisch, konfliktbereit bis zum Ungehorsam gegen ihren Führer.“), sondern er sieht auch den Holocaust in diesem Zusammenhang: „Hätten Hitlers barbarische Befehle den Generälen nicht entlastende Auswege verheißen, wären sie darob ähnlich querulant geworden wie bei jeder fehlenden Panzerdivision“ (S. 468). Die Apologie der Wehrmachtsgeneralität spielt in der historischen Forschung seit langem keine Rolle mehr, insofern können auch die allein aufgrund der 1948 vorliegenden Dokumente verfaßten Ausführungen von Friedrich zum Kommissarbefehl und dem Gerichtsbarkeitserlaß Barbarossa, die über das ganze Buch verstreut sind, nicht überzeugen. Die Liste der benutzten Literatur (S. 975–989) weist denn auch für den Fachmann erstaunliche Lücken auf. Weder die Arbeiten von Omar Bartow über die Kriegsführung in Rußland noch der bahnbrechende Reader von Gerd R. Ueberschär und Wolfram Wette zum Unternehmen Barbarossa noch Klaus-Jürgen Müllers Arbeit über das Heer und Hitler werden benutzt. Und von einer ‘Ostpolitik’ und ‘Fraternisierungspolitik’ Alfred Rosenbergs kann man wohl nur sprechen, wenn man das Standardwerk von Rainer Bollmus zum Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete nicht kennt.

Aufgrund der Nürnberger Gerichtsprotokolle behauptet Friedrich, die Sowjetunion habe deutsche Fühler, ob man nicht für das Kriegsgebiet die Haager Landkriegsordnung und die Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen von 1929 als geltend betrachten wolle, abgelehnt (S. 864f.). Ein einziger Blick in die Serie E der Akten zur deutschen auswärtigen Politik, als eine zentrale Quelle praktisch in jeder Bibliothek zugänglich, hätte dem Autor gezeigt, daß die Initiative von der Sowjetunion ausging und von deutscher Seite auf ausdrückliche Weisung Hitlers abgelehnt wurde.

Den Holocaust interpretiert Friedrich auch unter der Beteiligung der übrigen Völker: „Mit den litauischen Totschlägern hatte man begonnen, mit den ungarischen Pfeilkreuzlern schloß man ab. Es war von Anfang an ein europäisches Projekt, bestimmt zum moralischen Durchhalten des Hitlerschen Kontinentalkrieges. Als zeitweiliger Herrscher Europas hat Deutschland die Devise des inneren Rassenkrieges erspürt, ausgegeben und angeführt. Eine Europa-Armee hat ihn geschlagen, anders hätte er keinen Erfolg gehabt“ (S. 187). ‘Es’ begann, um den Autor zu korrigieren, am 23. Juni 1941 in dem litauischen Grenzort Garsden mit Erschießungen von Juden durch das Einsatzkommando Tilsit, das dabei durch reguläre Memeler Schutzpolizei verstärkt wurde, und ‘es’ endete mit der ungläub-

lichen Energie eines Adolf Eichmann, der sich zur schnellsten Deportation der ungarischen Juden höchstpersönlich nach Budapest begeben hatte.

Auch bei Details zeigen sich große Lücken. Reinhard Heydrich, Chef des Reichssicherheitshauptamtes und der kühle Organisator der 'Endlösung', wird bei Friedrich folgendermaßen charakterisiert (S. 367): „Heydrich mordete aus Haß und der Furcht, Haß zu ernten. Insofern war er ein respektvoller Mörder.“ Ein SS-Hauptsturmführer ist selbstverständlich nicht der „drittniedrigste Dienstgrad“ der SS, sondern entspricht im Rang einem Hauptmann, d.h. es handelt sich um den drittniedrigsten Offiziersdienstgrad. Damit aber verliert die von Friedrich angestrebte Pointe, daß der Chef des Stabes der 11. Armee mit einem subalternen SS-Soldaten telefoniert habe, ihre Wirkung (S. 669). Der Standardpanzer der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg, der T 34, taucht natürlich nicht erst im Oktober 1941 bei Borodino vor den deutschen Linien auf, sondern schon wenige Tage nach Beginn des deutschen Überfalls; auch andere sowjetische Panzer, wie etwa der KW 1 und der KW 2, waren von deutschen Panzerabwehrgeschützen nicht zu durchschlagen (S. 460).

Der Prozeß gegen das Oberkommando der Wehrmacht, das eigentliche Thema, geht in der unstrukturierten Arbeit fast vollständig unter. Da sich der Autor nicht an die Chronologie der Verhandlung hält, sind die Vorgänge im Gerichtsgebäude an der Fürther Straße in Nürnberg für den Leser nicht nachvollziehbar. Viel zu selten zitiert der Verfasser aus den Protokollen, so gut wie immer vermengt er die Aussagen mit seinen aufgrund der sprachlichen und stilistischen Schwächen schwer erkennbaren Interpretationen und Gedanken. Die vor Gericht stehenden Generale bleiben daher ebenso Schemen wie die Ankläger und Richter, kein Wort über die damalige Wirkung des Prozesses, kein Wort, daß die Verurteilten bald begnadigt wurden, das Buch schließt so abrupt, wie es begonnen hatte: mit der Zusammenfassung des Urteilspruches (S. 896 ff.). In einem Editorial, das fast 1000 Seiten Text folgt, erläutert Friedrich seine Gliederung (S. 969): Er habe „(...) die Reihenfolge der Fälle um drei Achsen gruppiert: 1. Die Befehlskette, 2. der zeitliche Ablauf des Rußlandfeldzuges, 3. seine Schauplätze am nördlichen, mittleren und Südabschnitt. Der Fall jedes Angeklagten steht vertikal in der Stufenleiter von Hierarchie und Befehlsweg und hat horizontal seine Schwerpunkte an den wechselnden Zeitphasen und verschiedenen Regionen des Rußlandkrieges“. Dieses Gliederungskonzept vollendet den chaotischen Eindruck der Darstellung.

Im Editorial sagt Friedrich außerdem, sein Thema sei „das Verhalten und die Regeln der Menschen im Kriege“. Wenige Zeilen später heißt es: „Das Hauptinteresse des Verfassers, den Zusammenhang von Kriegsverbrechen und Kriegshandlungen, hat er unabhängig vom OKW-Prozeß

dargelegt.“ (S. 968) Leider fließen die verschiedenen Motivationsstränge in einem unentwirrbaren Knäuel zusammen. Bei der Darstellung der Plädoyers der Verteidigung und der Urteilsverkündung (S. 831 ff.) ist es so gut wie unmöglich, die Meinung des Autors von der der Verteidiger und Richter zu trennen. Durchsetzt wird diese Passage zudem mit den Tagebuchaufzeichnungen eines einzigen Zeitgenossen. Ausgerechnet Carl Schmitt, umstrittenster Jurist des Dritten Reiches, kommt zu Wort mit Zitaten wie diesem (S. 863): „Salus ex Judaeis? Perditio ex Judaeis? Erst einmal Schluß mit diesen Judaeis.“

Insgesamt ist die Schlußfolgerung unvermeidlich, daß Friedrich mit dem Stoff völlig überfordert war und seine Darstellung mit zu vielen Ansätzen (Kriegsrecht, Rußlandfeldzug, Luftkrieg, Nürnberger Prozesse) überfrachtet hat. Auch dem Verlag kann der Vorwurf nicht erspart werden, im Lektorat versagt zu haben, eine Kürzung von mindestens 250 Seiten wäre problemlos möglich gewesen. Der Klappentext des Buches ist ein Thema für sich. Von einer „Enzyklopädie des Verhaltens des Menschen im Krieg“ kann überhaupt keine Rede sein, schon deswegen nicht, weil Friedrich sich nur mit der höchsten Wehrmachtsgeneralität beschäftigt. Die Verbrechen einzelner Soldaten oder die psychische Konditionierung der Mörder in den Einsatzgruppen bleibt außerhalb der Erörterung.

Das Thema selbst hätte eine interessante und wichtige Fallstudie abgeben können. Dies war offensichtlich auch der Anlaß, weswegen die Stadt Nürnberg das vorliegende Buch als Projekt im Umgang mit ihrer historischen Vergangenheit gefördert hat. Eine wissenschaftliche Edition von Schlüsseldokumenten des Prozesses, die die Verbrechen sowie die Psyche und Verdrängung der Generale beleuchtet hätte, steht somit leider weiterhin aus. Dieses Fazit ist für den Rezensenten umso bedauerlicher, weil er selbst in Nürnberg geboren ist und mehr als 30 Jahre in dieser Stadt gelebt hat.

Joachim Tauber, Lüneburg

Der Zweite Weltkrieg und die Gesellschaft in Deutschland. 50 Jahre danach. Eine Ringvorlesung der Universität München. Mit Beiträgen v. Heinz Friedrich, Friedrich Georg Friedmann, Ludolf Herbst, Gerhard Grimm, Georg Süßmann, Rudolf Kuhn, Friedrich Wilhelm Graf, Hans Maier, Hermann Nehlsen, Elmar Seebold, Hans Wagner, Otto B. Roegele, Josef Zander, hrsg. v. Venanz Schubert (u.a.). St. Ottilien: EOS-Verlag 1992, 560 S. (Wissenschaft und Philosophie: Interdisziplinäre Studien. Bd. 8.).

Dem Band liegt eine Ringvorlesung der Universität München im Wintersemester 1989/90 zugrunde, „die sich mit dem Zweiten Weltkrieg aus deutscher Sicht befaßt“ (Vorwort, S. 8). Das ursprüngliche Thema „Wissenschaft und Zweiter Weltkrieg“ konnte nicht verwirklicht werden, weil einschlägige Forschungsergebnisse nur spärlich vorliegen. Die Herausgeber meinen, der Band habe durch die sehr weite Themenfassung an „Farbigkeit“ gewonnen. Tatsächlich scheint die Auswahl der Beiträge etwas zufällig; ihre Qualität ist sehr unterschiedlich.

Zunächst ist auf einige wissenschaftlich solide Beiträge hinzuweisen, so z.B. auf den von Hans Maier, bayerischer Bildungsminister a.D., der im ideengeschichtlichen Vergleich zwischen 1914 und 1939 nur wenige Parallelen in der Einstellung zum Krieg entdeckt. 1914 herrschte allenthalben patriotische Begeisterung vor, Begründungen verschiedenster Couleur für den Krieg eilten dem tatsächlichen Kriegsbeginn voraus. Der Zweite Weltkrieg begann dagegen „tonlos“ (S. 277). Letztlich bedurfte es der schmerzlichen deutschen Niederlage im Zweiten Weltkrieg, um die patriotischen Hoffnungen des Ersten Weltkrieges endgültig zu zerstören. Maiers Beitrag ist originell und gut dokumentiert. Auch lesenswert ist Hermann Nehlens Analyse der Veränderungen in der Strafrechtsgesetzgebung während des Krieges: Der Krieg diene als Vorwand für die radikale Abkehr von einem aufgeklärten Strafrecht hin zu einem „totalen Ausmerzungsstrafrecht“ (S. 323). Maiers und Nehlens Beiträge stellen bezüglich ihrer wissenschaftlichen Solidität und ihrer Originalität die zwei Höhepunkte der Aufsatzsammlung dar.

Ludolf Herbsts Gedanken zum Thema Großindustrie und Weltkrieg sind weithin anerkannt und somit auch zum soliden Kern des Bandes zu zählen. Weniger solide ist dagegen der kunstgeschichtliche Beitrag von Rudolf Kuhn, der seine Wissenslücke zum Thema deutsche Kunst und Zweiter Weltkrieg nicht nur am Anfang seines Artikels offen zugibt, sondern das gestellte Thema letztlich auch weitgehend verfehlt, u.a. indem er „Guernica“, das wichtige Bild des Spaniers Picasso, zu seinem – wenig

originellen – argumentativen Zentrum macht. Ein Aufsatz zum deutschen Uranprojekt im Zweiten Weltkrieg von Georg Süßmann hätte von editorischen Verbesserungen profitieren können. In seiner jetzigen Fassung bleibt dieser Beitrag sprachlich und inhaltlich schwer verständlich. Einige weitere Beiträge, u.a. zum Protestantismus im Zweiten Weltkrieg und zum Patriotismus im Krieg sind interessant, fördern aber keine Neuigkeiten zutage. Der Band krankt an editorischer Unaufmerksamkeit – das geht von vielen überflüssigen Klammersätzen bis hin zur fehlerhaften Kommasetzung, selbst im letzten Satz des Bandes (S. 539).

Ein größeres Problem ist die z.T. apologetische, z.T. revisionistische Grundtendenz einiger Artikel, von denen hier zwei exemplarisch vorgestellt seien. Heinz Friedrichs Beitrag „Wie erlebt man Geschichte?“ steht am Anfang des Bandes und stellt eine Art tonsetzende Einleitung zu vielen der folgenden Beiträge dar. Friedrich, Jahrgang 1922, meldet sich als Zeitzeuge „zu Wort – und zwar nicht zur Rechtfertigung der Väter, sondern zur Ergründung der Gründe (...) –, um denen aufklärend zu helfen, die einerseits mit soviel moralischem Hochmut die Vergangenheit betrachten, andererseits bereits jetzt jedoch an dem zu verzweifeln beginnen, was ihnen an Zukunftsbewältigung aufgegeben ist: der Jugend“ (S. 10). Man muß hier genau lesen, um zu verstehen, was Friedrich unter einem „nüchternen Blick zurück“ (S. 10) versteht. Mit Martin Broszats Vorschlag einer „Historisierung“ der NS-Vergangenheit etwa hat es nicht viel zu tun, wenn in Friedrichs Beitrag und einigen anderen Beiträgen des Bandes so getan wird, als habe es keine andere Möglichkeit gegeben, als mitzumachen in der Maschinerie der Nationalsozialisten. Der „nüchterne Blick“ ist nicht der von Broszat eingeforderte wissenschaftliche, er kommt stattdessen einer Selbstrechtfertigung sehr nahe. Tenor: Hinterher weiß man alles besser, aber damals, da hat man das alles doch noch nicht wissen können. Man hat eben weggeschaut, wenn der jüdisch-stämmige Nachbar ‘plötzlich ausgezogen’ ist, wenn Bücher verbrannt wurden. Man hatte sein individuelles Leben zu meistern, und es war schwierig, dem Zwang zu entfliehen, die „Parolen und Handlungen der neuen Regierung als sinnvoll und richtig und bewundernswert“ (S. 13) zu empfinden. Es seien Zweifel gekommen, aber die Ereignisse hätten das Individuum überrollt. Friedrich schlägt vor, die wertende Untersuchung des Nationalsozialismus jetzt auf sich beruhen zu lassen: die Gegenwart, z.B. das Abholzen der tropischen Regenwälder, die „brennt uns mehr noch auf den Nägeln“ als das, was war (S. 36). Die Banalisierung des Holocaust, die in der Gleichung Menschen = Bäume kulminiert, ist so nicht hinzunehmen. Sie beleidigt alle Opfer des Nationalsozialismus und jeden, der sich um geschichtliche Aufklärung bemüht.

Der revisionistische Artikel von Hans Wagner, Jahrgang 1937, läßt sich noch schwerer verdauen. Nach einer Analyse der Zeitungsberichterstattung um den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges herum und der Beschreibung einiger Wirkungsaspekte von Propaganda setzt sich der Autor platitüdenhaft in Gegensatz zum bisher noch geltenden postnationalsozialistischen Konsens der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft (vgl. zuletzt Ian Burumas hervorragende Analyse in: *The Wages of Guilt*. New York 1994). Die Zitate stehen für sich selbst: „Was (...) (durch Propaganda; S.S.) verborgen ist, kann nicht Orientierungsmarke einer Realitätsdefinition sein. Daher kann dem Menschen, der seine Realität mit Hilfe der ihm verfügbaren Daten zu definieren hat, ein entsprechender Definitionsman gel auch nicht als zurechenbare Schuld angelastet werden.“ (S. 464) – „Je perfekter, akribischer und detailreicher die Historiographie rekonstruiert, was ‚wirklich‘ geschehen ist, um so weiter entfernt sie sich (notwendig) von dem, wie es wirklich war – für die Menschen nämlich, die damals zu handeln, zu leben und zu überleben hatten.“ (S. 465) Die vielen Verfolgten und Ermordeten im Nationalsozialismus, die gar nicht handeln, leben und überleben durften, erwähnt Wagner bezeichnenderweise überhaupt nicht! Natürlich möchte man mehr wissen darüber, *warum* so viele Deutsche mehr oder weniger treue Gefolgsleute des Nationalsozialismus waren. Aber folgt daraus, daß die Deutschen, wenn sie nur mehr gewußt hätten, anders gehandelt hätten? „Gute“ Deutsche, die von einer „bösen“ Führung bewußt hinters Licht geführt wurden?

Wagners Argumentation rutscht vollends auf Stammtisch-Niveau, wenn er eine Freisprechung der Eliten durch die Historiographie bemängelt – woher nimmt er das? – im Gegensatz zu den ‚kleinen Leuten‘, die keine Absolution erfahren hätten: „Mit vielerlei Argumenten versuchen nicht wenige Historiker, die Fehleinschätzungen Hitlers durch Staatsmänner und Prominente jeglichen Ranges erklärbar zu machen; so sollen alle Zuweisungen von Schuld an der Auslösung des Weltkrieges entkräftet werden, die diese Gruppe der Hereingefallenen treffen könnten (obwohl genau dahin die Folgen ihres getäuschten Handelns führen). Dem gemeinen Bürger jedoch wird ähnliche Entlastung versagt, obwohl seine durch Propaganda geradezu erzwungene Täuschung viel weniger aufhebbar, sein Glaube an Hitler viel weniger schuldbelastet ist.“ (S. 468) Wo ist hier die Logik: Weil die Eliten freigesprochen seien – so stimmt das natürlich gar nicht –, sollen auch die „normalen Bürger“ freigesprochen werden? Wissenschaftliche Geschichtsschreibung maßt sich überhaupt nicht an, geschichtliche Subjekte „schuldig“ oder „unschuldig“ zu sprechen.

Die Beiträge von Friedrich und Wagner ragen aus einer Reihe weiterer tendenziell apologetischer Artikel heraus. Man hat es hier mit dem weit

verbreiteten Irrtum zu tun, man könne und müsse die Deutschen von ihren unter dem Banner des Nationalsozialismus begangenen Untaten freisprechen. Dabei geht es in der historischen Bewertung des Nationalsozialismus – frei nach Max Frisch – doch letztlich nur zum Teil um die *Brandstifter*, zu einem ebenso großen Teil aber um die *Biedermänner*, die immer annehmen, daß Menschen, die um Streichhölzer bitten, keine Brandstifter sein könnten.

Sebastian Simsch, Berlin

Wendepunkt 1945? Kontinuität und Neubeginn in Deutschland und Japan nach dem Zweiten Weltkrieg, hrsg. v. Dietmar Petzina u. Ronald Ruprecht. 2., unveränd. Aufl., Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer 1992, 123 S.

Der vorliegende kleine Aufsatzband stellt die Ergebnisse eines Symposiums vom September 1989 zwischen deutschen und japanischen Historikern und Politikwissenschaftlern vor. Von deutscher Seite sind Jürgen Kocka und Dietmar Petzina mit Aufsätzen vertreten. Anhand verschiedener Fragestellungen sollen die Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Nachkriegsentwicklung in den beiden genannten Ländern verglichen werden. Hierbei stehen Fragen des politischen Systems, der wirtschaftlichen Entwicklung und einige Aspekte des Parteiensystems im Vordergrund.

Die Aufsatzsammlung, die aufgrund ihrer Kürze natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben will, behandelt interessante Fragenkomplexe aus der Geschichte zweier Staaten, die im Zweiten Weltkrieg durch den Antikomintern- sowie den Dreimächtepakt aus den Jahren 1936 und 1940 Verbündete waren. Hierbei wird im Falle Japans ein aufschlußreicher Blick auf politische und wirtschaftliche Vorgänge in einem Land gewährt, das nach dem Krieg ebenso wie Deutschland zu einer der größten Industrienationen der Erde aufsteigen sollte.

Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Staaten bestand darin, daß die Besatzungsmächte in Deutschland eine „direkte Kontrolle“ ausübten, während die Amerikaner auf den japanischen Inseln nur eine Besatzungspolitik der „indirekten Kontrolle“ einrichteten. Es gelang der japanischen Regierung, sich als Vermittler zwischen den Besatzern und der Bevölkerung zu etablieren. Der japanische Beamtenapparat, mit Aus-

nahme der Kriegsverbrecher, blieb ebenso wie die Zentralregierung unter Führung eines Ministerpräsidenten bestehen. Auch der Tenno wurde nicht abgesetzt. Der Einfluß der japanischen Regierung und der Beamten drückte sich in der „Japanisierung der Demokratie“ (S. 23) aus. So wurde das Konzept eines Einkammer-Systems „japanisiert“ und in ein Zweikammer-Parlament umgewandelt. Die hohen japanischen Beamten leiteten Reformen zur Demokratisierung ihres Landes selbst ein. Hierin ist eine gewisse Kontinuität zu sehen, denn schon vor dem Krieg hatten sich politisch einflußreiche Beamte bemüht, den Rahmen einer Demokratisierung zu bestimmen. Dies wurde jetzt möglich, da das Militär als Machtfaktor ausgeschaltet war. Gleichzeitig stellte dieser Vorgang aber auch einen tiefen Einschnitt in die politische Geschichte des Inselreiches dar, denn die japanische Verfassung wurde von der Besatzungsmacht initiiert, und dies führte innerhalb der japanischen Führungsschicht zu erheblichen Kontroversen, während in Deutschland das Grundgesetz das Ergebnis einer breiten Übereinstimmung zwischen den Parteien war. Die japanische Führungselite konnte sich jedenfalls gegenüber der Besatzungsmacht im Gegensatz zu Deutschland einen relativ großen Handlungsspielraum erhalten. Der Beitrag arbeitet die Grenzen amerikanischer Besatzungspolitik in Japan klar heraus.

Bemerkenswerte Unterschiede gab es auch bei den Parteien. Jürgen Kocka legt in seinem Beitrag kurz und präzise die Folgen der Demokratisierung für Westdeutschland thesenartig dar, die aus seiner Sicht besonders im Parteiensystem zu einer umfassenden Neuorientierung und damit in einer Diskontinuität zum Ausdruck kommen. Hierbei sind die erstmalige Bildung einer konfessionsübergreifenden Partei, der CDU, und die „volksparteiliche Erweiterung der SPD“ (S. 38) zu nennen. In Japan entwickelte sich hingegen nach 1945 mehr oder weniger auf Jahrzehnte ein Einparteiensystem. Das japanische Parteiensystem wird aber leider etwas einseitig behandelt, denn die Liberale und die Demokratische Partei werden nur am Rande erwähnt. In einem Beitrag werden dann die spezifischen Charakteristika der sozialdemokratischen Parteien in den jeweiligen Staaten herausgestellt. In Japan wurden die Parteien auch erst 1940 verboten, und die erste Parlamentswahl fand bereits 1947 statt. Hingewiesen wird im Fall der SPJ auf den innerparteilichen Streit um die Kontroverse zwischen den „Grundströmungen Marxismus und Wirtschaftsdemokratie“ (S. 104). Damit wurde die Basis für die Spaltung der Partei im Oktober 1951 geschaffen. Außerdem, und hierin ist ein wesentlicher Unterschied zur deutschen Sozialdemokratie zu sehen, hatte die SPJ kein außenpolitisches Programm. Japan war schließlich kein geteiltes Land, und es gab daher keine Wiedervereinigungsdebatte.

Weitere Beiträge beleuchten die Wirtschaftspolitik der Besatzungsmächte. Dietmar Petzina betont in seinen Schlußfolgerungen den Einfluß der Besatzungsmächte, die Westintegration der deutschen Wirtschaft, die Währungsreform und den „Ursprungskonsens nach 1945“, der „als gesellschaftspolitischen Kern vor allem den historischen Kompromiß zwischen Kapital und Arbeit“ beinhaltet (S. 74). In Japan waren die Bemühungen der US-Administration auf die „Demokratisierung der Wirtschaft“ gerichtet. Mit dem „Gesetz gegen die übermäßige Konzentration ökonomischer Macht“ von 1947 („Entzerrungs-Gesetz“, S. 50) sollte eine Auflösung der Monopole und Großkonzerne ermöglicht werden. Die japanische Regierung versuchte aber oftmals nicht ohne Erfolg, die Bemühungen der amerikanischen Experten abzuschwächen. Trotzdem wurde mit dieser „Okkupationsreform“ (S. 58) in den meisten japanischen Unternehmen eine Modernisierung und Rationalisierung erreicht, die die Japaner alleine wohl nicht hätten bewirken können.

Ärgerlich ist das schlechte Layout, das an einigen Stellen im Text nur halbbedruckte Seiten produziert, ohne allerdings Teile des Inhalts wegfallen zu lassen. Auch hätten einige Tippfehler sicherlich vermieden werden können.

Alle Aufsätze enden mit übersichtlichen und thesenartigen Zusammenfassungen, und am Schluß verknüpft der letzte Aufsatz des Bandes nochmals sinnvoll die wichtigsten Ergebnisse des Symposiums in einem Gesamtzusammenhang. Insgesamt gesehen stellt der Aufsatzband eine anregende Lektüre dar, die anhand einiger ausgewählter Problemfelder als gelungener Einstieg in die dargestellte Thematik dienen kann und Kontinuität sowie Neubeginn nach 1945 in Japan wie in Deutschland miteinander vergleicht.

Ulrich Burger, Kürten

Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges. Eine perspektivische Rückschau, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hrsg. v. Hans-Erich Volkmann. München/Zürich: Piper 1995, 914 S. (Serie Piper. 2056.).

Es ist bereits zur Tradition geworden, daß unter der Ägide des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Mitarbeiter des Amtes zu Jahrestagen des Zweiten Weltkrieges Reader herausgeben, die das jeweilige Thema aus ver-

schiedenen Blickwinkeln und aufgrund des aktuellen Forschungsstandes betrachten. Ob nun die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges durch das Dritte Reich (Der Zweite Weltkrieg. Analysen – Grundzüge – Forschungsbilanz, hrsg. v. Wolfgang Michalka. München/Zürich 1989), der Überfall auf die Sowjetunion (Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum 'Unternehmen Barbarossa', hrsg. v. Bernd Wegner. München 1991) oder die Schlacht von Stalingrad (Stalingrad. Ereignis – Wirkung – Symbol, hrsg. v. Jürgen Förster. München/Zürich 1992), alle bisher erschienenen Bände boten reichhaltige Informationen und interessante Einblicke. Der von Hans-Erich Volkmann betreute Band zum Kriegsende kann daher für sich durchaus eine positive Erwartungshaltung beanspruchen.

In seinem Vorwort betont der Herausgeber, daß es – neben einer Darstellung der Deutschlandpolitik der Sieger – um Kontinuitäten und Brüche im Moment der berühmten 'Stunde Null' und der Folgezeit gehe. „Es interessiert, ob und, wenn ja, wie repräsentative Persönlichkeiten, spezifische Gruppen und Institutionen ihre Rolle als Miterlebende oder Mitgestaltende der NS-Herrschaft begriffen haben (...) und wie vergegenwärtigte historische Erfahrung und Selbsterkenntnis Niederschlag im privat-persönlichen Verhalten und bei der Gestaltung der Nachkriegsgesellschaft und der Nachkriegspolitik gefunden haben (...) Vielleicht macht es den Reiz dieses Sammelbandes aus, daß seine Autoren Befindlichkeit und Wirken von Persönlichkeiten und institutionellen gesellschaftlichen Kräften während der NS-Zeit kontrastieren mit deren Vergangenheitsbewältigung und deren Denken und Handeln in der Nachkriegszeit, dies in den Westzonen bzw. der Bundesrepublik und in der SBZ/DDR.“ (S. XII f.)

Dieser 'Durchschnitt' durch das Jahr 1945 als Zäsur und Epochenwende – wie bereits in den 80er Jahren durch den von Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke und Hans Woller herausgegebenen Band „Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland“. München 1988, erstmals durchgeführt – wurde von den einzelnen Autoren leider nicht immer in der gebotenen Stringenz umgesetzt. Meist ist der Blick sehr stark auf die Zeit nach 1945 gerichtet, wie etwa bei Curt Garner, „Schlußfolgerungen aus der Vergangenheit? Die Auseinandersetzungen um die Zukunft des deutschen Berufsbeamtentums nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges“ (S. 607 ff.). Man erfährt in dem interessanten Aufsatz viel über die Zielsetzungen der Alliierten, die deutschen Debatten, allein die Rolle des Beamtentums während der NS-Zeit wird nur gebrochen wiedergegeben, wenn etwa eine britische Direktive erwähnt wird, in der festgestellt wurde (S. 609), „(...) daß sich das Berufsbeamtentum vor 1933 zu einem demokratisch nicht legitimierten Faktor der deut-

schen Innenpolitik entwickelt hatte“. Auch das mehrfach erwähnte Deutsche Beamten-gesetz von 1937 (S. 607 u. 614) wird, was seinen Inhalt und seine Funktion angeht, nicht weiter vorgestellt. Für den Leser bleibt die Rolle des Beamtentums während der NS-Zeit in einer Grauzone; damit ist die vom Herausgeber angestrebte ‘Kontrastierung’ eben nicht möglich. Viele Autoren beschränken sich auf einen häufig äußerst knappen Abriss der Zeit von 1933 bis 1945 (so etwa die Beiträge von Karl-Egon Lönne zum Katholizismus (S. 745 ff.) und von Gerhard Besier zu den evangelischen Kirchen in Deutschland (S. 709 ff.)). Völlig unverbunden stehen die Beiträge zur ökonomischen Situation Deutschlands nebeneinander: Während Richard James Overy das ‘Wirtschaftswunder’ der deutschen Industrie im Zweiten Weltkrieg vorstellt (S. 457 ff.), berichtet Willy A. Boelcke über den wirtschaftlichen Wiederaufbau (S. 489 ff.), und Rainer Karlsch referiert die Kriegszerstörungen und Reparationslasten (S. 525 ff.). Um nicht mißverstanden zu werden: Jeder der eben erwähnten Beiträge ist für sich genommen eine überzeugende Arbeit, nur: die Zusammenschau und die zentrale Frage nach den Kontinuitäten und Brüchen des Jahres 1945 werden nicht konkretisiert.

Dem eigentlichen Anliegen des Herausgebers folgt nur eine Minderzahl der Autoren, so etwa Peter Hoffmann, der den deutschen Widerstand gegen Hitler vor 1945 in einer äußerst gelungenen Darstellung charakterisiert und nahtlos den Wandel der Wertung des Widerstandes nach 1945 in den beiden deutschen Staaten skizziert (S. 293 ff.). Ähnlich gelungen berichtet Ruth Bettina Birn über die Strafverfolgung nationalsozialistischer Verbrechen (S. 393 ff.), wobei die Autorin ein Bild der bundesdeutschen Gesellschaft der 50er und 60er Jahre entwirft, in dem die Zeit vor 1945 immer gegenwärtig ist. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang auch der Beitrag des Herausgebers: Hans-Erich Volkmann hat das problematische Verhalten der ‘Zunft’ in seinem Beitrag „Deutsche Historiker im Umgang mit Drittem Reich und Zweitem Weltkrieg 1939–1949“ in eindrucksvoller Weise dargestellt (S. 861 ff.).

Der deutliche Schwerpunkt auf der Nachkriegszeit steht auch in einem gewissen Widerspruch zum Titel des Bandes, denn das *Ende des Dritten Reiches* wird nach Empfinden des Rezensenten relativ kurz abgehandelt, eigentlich beschäftigen sich nur vier Beiträge (Herbert Kraus, Karl Dönitz und das Ende des ‘Dritten Reiches’ (S. 1 ff.); Manfred Messerschmidt, Die Wehrmacht: Vom Realitätsverlust zum Selbstbetrug (S. 223 ff.); Rüdiger Overmans, ‘Ein untergeordneter Eintrag ins Leidensbuch der Geschichte’. Die Rheinwiesenslager (S. 259 ff.); Susanne zur Nieden, Frauentagebücher im Zweiten Weltkrieg (S. 835 ff.)) mit den letzten Monaten des Krieges in Deutschland. Insbesondere der Beitrag von Susanne zur

Nieden läßt deutlich werden, was diese Tage für jeden einzelnen bedeuteten; wie jeder ganz individuell das Ende erlebte, wie das – im wahrsten Sinne des Wortes – Überleben (Kriegsgefangenschaft, Besetzung durch alliierte Truppen, erfolgreiche Flucht) mit jenem Moment gekoppelt war, als die Front über die Menschen hinwegging. Diese letzten katastrophalen Monate, als der Krieg in das Land kam, das ihn entfesselt hatte; als die NS-Führung mit äußerster Brutalität versuchte, den Widerstandswillen der Bevölkerung und der Soldaten weiter anzustacheln; als sich in den ostdeutschen Gebieten grauenhafte Szenen abspielten, bleiben seltsam unterbelichtet. Aber macht nicht eben dieses Szenario in der kollektiven Erinnerung der Deutschen einen zentralen Punkt des *Endes des Dritten Reiches* aus?

Und, so ist weiter zu fragen, wo bleibt das *Ende des Zweiten Weltkrieges*, wenn kein Beitrag zum pazifischen Kriegsschauplatz aufgenommen wurde? Was zwischen dem 7. und dem 9. Mai zu Ende ging, war der Kampf in Europa, der Zweite Weltkrieg jedoch endete erst mit der japanischen Kapitulation, erzwungen durch das bis heute singuläre Menetekel von Hiroshima und Nagasaki. Überraschend auch, daß kein Beitrag die Konferenz von Potsdam behandelt. Nach den Ereignissen von 1989/90 sollten in einem *perspektivischen Rückblick* eben die Beschlüsse dieses Treffens der Sieger einer kritischen Interpretation unterzogen werden. Dasselbe gilt – mutatis mutandis – für den Nürnberger Prozeß gegen die überlebenden NS-Führer, der – nicht zuletzt aufgrund aktueller Geschehnisse in Europa – in den Sammelband hätte eingefügt werden sollen. Die allesamt gelungenen Beiträge zur Deutschlandpolitik der Anti-Hitler-Koalition (ab S. 25 ff.) können für diese Auslassungen keinen ausreichenden Ersatz bieten.

Zweifellos ist das Thema derartig umfassend, daß nicht alle Bereiche berücksichtigt werden konnten. An Desiderata seien nur einige Aspekte erwähnt, die der Rezensent für wichtig hält: Bis auf eine kurze Erwähnung im Beitrag von Manfred Messerschmidt fehlt eine Erörterung über deutsche Deserteure. Dieses z.Zt. hochaktuelle Thema bedarf m.E. in einem Band, der sich mit dem Ende des Dritten Reiches beschäftigt, keiner weiteren Rechtfertigung. In diesem Zusammenhang wäre es sicherlich auch sinnvoll gewesen, einen Blick auf die westdeutsche Justiz und ihre beispiellose personelle Kontinuität vor und nach 1945 zu werfen. Eines der wichtigsten Themen im Deutschland des Jahres 1945 waren die DPs (Displaced Persons) – kein Wort zu dem Schicksal dieser Menschen. Nichts zu den Beziehungen zwischen Besatzern und Besetzten, keine Erörterung der für die Konstituierung der Welt nach 1945 so wichtigen Genese des Kalten Krieges.

Neben diesen Schwächen verfügt der Band aber auch über Stärken. Hierzu zählen insbesondere Beiträge zur Literatur und Kultur der ersten Jahre nach 1945 (Hermann Glaser, *Der Weg nach innen. Kultur der Stunde Null, die keine war* (S. 771 ff.); Rolf Günter Renner, *Der Mythos des Neubeginns: Zu Situation, Vorgeschichte und Entwicklungsperspektiven der deutschen Literatur nach 1945* (S. 795 ff.); mit Abstrichen auch Jost Hermand, *Der Kalte Krieg in der Literatur. Über die Schwierigkeiten bei der Rückeingliederung deutscher Exilautoren und -autorinnen nach 1945* (S. 581 ff.)), zum jüdischen Leben in Deutschland nach dem Holocaust (Juliane Wetzels, S. 419 ff.) oder der Beitrag von Ernst Klee zu den Massenmorden im Rahmen des infamen 'Euthanasieprogramms' (S. 343 ff.).

Wie überzeugend fast alle der Beiträge für sich genommen erscheinen, so enttäuschend ist das Gesamtbild des Readers, was nicht zuletzt mit der unglücklichen Titelwahl zusammenhängt, die andere Schwerpunkte erwarten läßt. Dennoch: Lesenswert sind die hier versammelten Beiträge allemal, und man kann Hans-Erich Volkmann bei seiner Schlußfolgerung nur zustimmen (S. XIII f.): „Die Summe der Ergebnisse der hier gesammelten Aufsätze macht bewußt, in welchem hohem Maße die deutsche Bevölkerung in das NS-Regime involviert war, wie vielfältig die Art der partiellen Identifikation mit Hitler und den Zielen seiner Partei gewesen ist (...) Daß diese Gesellschaft sich nach dem Ende des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkriegs scheute, den politischen Offenbarungseid zu leisten, erklärt sich aus verständlichem Selbsterhaltungstrieb. Erst unter dem Druck einer jungen Generation, die Erklärungen verlangte für das Entstehen des Faschismus, für die nur schmale Basis des gescheiterten Widerstandes, für den Durchhaltewillen in den Schützengräben und in den Trümmerfeldern der Städte, deren Zugang zur Vergangenheit von Eltern und Lehrern durch eine Mauer des Schweigens versperrt war, wurde es unausweichlich, diese wegzuräumen. Dies geschah allerdings nicht durch entschlossenes Einreißen, das den Blick zurück freigegeben hätte, sondern durch zaghafte Abtragen Stein für Stein. Und noch steht ein Rest.“

Joachim Tauber, Lüneburg

Hermann Glaser, 1945. Ein Lesebuch. Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag 1995, 394 S., Illustrationen (Geschichte Fischer. 12527).

War das Epochenjahr 1945 wirklich die vielbeschworene „Stunde Null“? Und wenn ja, in welchen gesellschaftlichen Bereichen gab es in Deutschland einen Neubeginn? Wo knüpfte man bloß an alte Traditionen an, wo gab es „schlimme Kontinuität“? Das sind die Leitfragen, unter denen Hermann Glaser sein „Lesebuch“ über die Deutschen im Jahr der Niederlage und des beginnenden Aufbaus konzipiert hat. Unter Verzicht auf eigene Forschungsarbeit stellte der langjährige Kulturpolitiker und Publizist eine Art Text-Collage zusammen. Die kurze, abrißartige Auswertung der Sekundärliteratur wird ergänzt durch Zeitzeugenberichte, Tagebucheintragungen, Gedichte, Dokumente und Reportagen. Den Schwerpunkt seiner Darstellung legt Glaser dabei auf die Alltagsgeschichte, Motive und Handlungen der verantwortlichen Männer bleiben weitgehend außen vor.

Eindeutig Stellung bezieht Glaser in der Debatte, ob es sich bei dem 8. Mai 1945 um den Tag der Niederlage oder den Tag der Befreiung Deutschlands handle. In einem einleitenden Essay zitiert der Autor zustimmend den damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, der 1985, zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges, den 8. Mai 1945 ohne Einschränkung als „Tag der Befreiung“ charakterisiert hat (S. 13).

Im ersten von fünf Kapiteln rekapituliert Glaser die letzten Kriegsmomente des Jahres 1945 bis zum Tag der Kapitulation. Die militärische Entwicklung wird dabei nur in sehr geraffter Form präsentiert. Das Bemühen, den Krieg nicht nüchtern, wie vom Feldherrenhügel aus, sondern mitfühlend zu schildern, aus der Sicht der leidenden Menschen, verleitet Glaser aber zu sprachlichen Ungenauigkeiten. So urteilt er über den alliierten Luftangriff auf Dresden im Februar 1945: „Es handelt sich um den furchtbarsten Schlag des ganzen Krieges gegen die Zivilbevölkerung“ (S. 20). Tatsächlich starben während des Zweiten Weltkrieges zwar kein zweites Mal bei einem konventionellen Luftangriff innerhalb weniger Stunden so viele Menschen wie in Dresden, nämlich mindestens 30 000. Weitaus mehr Opfer unter der Zivilbevölkerung forderten aber der Atombombenangriff auf Hiroshima (mehr als 200 000 Tote) und die Belagerung Leningrads durch die Deutschen (1 Mio. Tote).

Glasers eklektizistische Vorgehensweise offenbart zudem Schwächen. So übernimmt er von Historikern in kurzen Zitat-Passagen Begriffe, die eher umstritten sind, ohne ihre Verwendung zu erläutern oder in dem gesamten Buch noch einmal innerhalb des ihnen innewohnenden Deutungsrahmens zu argumentieren. Die Racheorgien der Roten Armee in

Deutschland während ihres Vormarsches auf die Oder im Januar/Februar 1945 deutet Glaser – hierbei noch auf sicherem Boden – als Reflex auf die von Deutschen auf sowjetischem Boden begangenen Verbrechen.

Daß es aber auch in Ungarn, Rumänien und anderen „befreiten“ Ländern Massenvergewaltigungen, Erschießungen und Deportationen gegeben hat, erläutert Glaser, Hans-Ulrich Thamer zitierend, wie folgt: „Der Weltbürgerkrieg hatte, von der sowjetischen Kriegspropaganda verstärkt, alle Dämme brechen lassen.“ (S. 26) Erhellender als das Konstrukt eines globalen Ringens von links- und rechtstotalitären Bewegungen wäre an dieser Stelle der Verweis gewesen, daß die genannten Staaten Verbündete der Nationalsozialisten gewesen waren. Von dieser Seite sind Haßgefühle und der Wille zur Vergeltung bei den Rotarmisten eher zu erklären.

Im zweiten Kapitel beschreibt Glaser die Ausgangslage nach der Kapitulation, die Stunde Null. Die Erfahrungen mit den Siegern hätten unterschiedlicher nicht sein können: Die unbekümmerten GIs kündeten mit „ihrem zivilisatorischen Flair (Chewing gum, Lucky Strike, Aftershave ...) von einer neu zu entdeckenden fernen Welt“ (S. 62). Die sowjetischen Sieger hingegen ließen barbarischen Instinkten häufig freien Lauf, ihr Wüten schien die NS-Propaganda zumindest in einem Punkt im nachhinein zu bestätigen (S. 63ff.). Mit der Öffnung der Konzentrations- und Vernichtungslager sahen sich auch die Alliierten bestätigt; ihre Kriegspropagandaparole, einen Kreuzzug gegen das absolut Böse zu führen, entsprach der Wahrheit. Einen tiefgründigen Gesinnungswandel hätte das Wissen um das Grauen der Konzentrationslager, offenbar geworden vor allem in den Kriegsverbrecherprozessen, bei den Deutschen nicht bewirkt, konstatiert Glaser, hierin Eugen Kogon folgend.

Das fehlende Unrechtsbewußtsein der Deutschen erklärt sich aus dem Leid, das die letzten Kriegswirren für sie brachte (S. 77f.). Wo sie vorher Täter waren, wurden sie nun Opfer. Wer als Kriegsgefangener litt, wer aus seiner Heimat vertrieben wurde oder wer Opfer von Vergewaltigungen wurde, war für die Einsicht nicht empfänglich, daß die Brandfackel, die ihn verbrannte, in Deutschland entzündet worden war.

Unentschuldigbar ist, daß Glaser ausgerechnet bei der Gesamtbilanz des Krieges, diesen Zahlen des Schreckens, oberflächlich arbeitet: Während er noch auf S. 84 behauptet, von den 5,7 Mio. Sowjetsoldaten in deutscher Gefangenschaft seien 2 Mio. gestorben, zählt er auf S. 93 – dem neuen Forschungsstand entsprechend – 3,3 Mio. Tote.

Auf sechs Seiten handelt Glaser die Vertreibung ab, von der früh erkennbaren Bereitschaft der USA und Großbritanniens, Stalin das aufgrund des Paktes der Diktatoren erbeutete Ostpolen zu belassen, über das Dekret der Potsdamer Konferenz, wonach die Überführung der Deut-

schen aus den an Polen fallenden Gebieten nach Westen in ordnungsgemäßer und humaner Weise zu erfolgen habe, bis hin zu den gleichwohl verbrecherischen Umständen der Aussiedlungen. Die „von den Alliierten vorgesehene europäische Neuordnung erwies sich als Kriegsverbrechen“, urteilt Glaser (S. 108). Sein Hinweis, die Deutschen hätten mit Vertreibungen begonnen, erscheint allzu karg. Nötig wäre darüber hinaus eine Vorstellung der Pläne gewesen, die deutsche Bevölkerungspolitiker für die Nachkriegszeit entworfen hatten. Vor deren Visionen eines Ostimperiums mit deutschem „Herrenvolk“ und slawischen „Sklavenvölkern“ verblaßt sogar die Barbarei der Vertreibung. Für diesen Punkt wie für das gesamte Buch gilt: Wer mehr über das Jahr 1945 aus einem nordosteuropäischen Blickwinkel erfahren möchte, sei auf andere Literatur verwiesen.

Ausschließlich auf Deutschland beschränkt ist das dritte Kapitel, in dem die sich abzeichnende Spaltung und der beginnende Aufbau behandelt werden. Dabei bleibt die Schilderung der Auseinanderentwicklung von Westzonen auf der einen und der SBZ auf der anderen Seite blaß. Ursache hierfür ist Glasers Konzentration auf die Westzonen. So wird bei der Aufzählung der architektonischen Konzepte in der Aufbaugesellschaft die SBZ vollständig ausgeklammert (S. 140ff.), im Abschnitt über die Wiederaufnahme des Schulbetriebes widmet Glaser der sozialistischen Einheitsschule einen Absatz, nur ein Satz findet sich gar zu den Universitäten in der SBZ (S. 170ff.).

„Kultur als Überlebensmittel“ ist das Thema des vierten Kapitels, das mit einem Umfang von 88 Seiten im Rahmen einer Überblicksdarstellung etwas überdimensioniert wirkt. In dieser Form spiegelt es aber die persönlichen Präferenzen Glasers, des langjährigen Schul- und Kulturdezernenten der Stadt Nürnberg und Professors für Kulturvermittlung an der TU Berlin, wider. Keine „Stunde Null“ hat es nach Glasers Meinung für den realitätsfernen, bürgerlichen Kulturbegriff gegeben, der eine geistig-seelische Welt des Schönen annehme, die vom Alltag abgekoppelt sei. Dieses Kulturverständnis hätten die Nazis als Fassade genutzt, es habe das Dritte Reich überdauert (S. 237).

Im letzten Kapitel rekapituliert Glaser „die Abrechnung“ der Sieger mit den Deutschen: Entnazifizierung, Umerziehung und Aburteilung einiger Repräsentanten des NS-Systems in den Kriegsverbrecherprozessen. Hatte er schon an anderer Stelle konstatiert, daß den NS-Wirtschaftseliten im Westen ein verhältnismäßig glatter Übergang in die neue demokratische Ordnung glücken durfte (S. 232), versieht der Autor das Konzept der Entnazifizierung auch in der Gesamtbilanz mit dicken Fragezeichen. Die Fragebogen-Politik habe viele Deutsche in eine Abwehrhaltung gedrängt, aus der heraus keine aktive Umorientierung möglich gewesen sei.

Das im Zeichen des Kalten Krieges verfügte, abrupte Abwürgen der Entnazifizierung zum 31. März 1948 sei zutiefst ungerecht gewesen. Zu diesem Zeitpunkt waren nur die leichteren Fälle abgeurteilt, die schwereren kamen in den Genuß unverdienter Milde (S. 344).

Wenn demnach auch viele Abstriche am Neuanfang der „Stunde Null“ gemacht werden müssen, stellt Glaser resümierend doch heraus, daß es ohne die Entfaltung einer veränderten Mentalität nicht zu der stabilen Demokratie gekommen wäre, die die Bundesrepublik heute darstelle (S. 362). Angesichts eines wieder um sich greifenden, mit Fremdenfeindlichkeit gepaarten Nationalismus mahnt Glaser, die „Stunde Null“ als aktuelle Herausforderung zu begreifen, damit nicht in der Diktatur erwacht, wer in der Demokratie schläft (S. 367).

Joachim Ziefßler, Lüneburg

Stettin Szczecin 1945–1946. Dokumente – Erinnerungen. Dokumenty – Wspomnienia, hrsg. v. der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde und dem Instytut Historii Uniwersytetu Szczecińskiego. Rostock: Hinstorff Verlag 1994, 407 S., Abbildungen, Karten; Danzig 1944 Gdańsk. Gespräche nach 50 Jahren. Rozmowy 50 lat później. Gdańsk: Wydawnictwo „Marpress“ 1994, 312 S., Abbildungen, Karten; Greifswald 1945. Neue Dokumente und Materialien, hrsg. v. Joachim Mai. Berlin: Fides Verlag 1995, 112 S., 42 Abbildungen, 2 Karten (Spurensicherung.).

Drei Städte am Rande der Ostsee – drei Jahre – drei Schicksale. So mag man die vorliegenden Publikationen zusammenfassen. Es bietet sich an, Bücher mit auf den ersten Blick deckungsgleichen Ansätzen gemeinsam zu besprechen. Auf den zweiten Blick wird man neben den Gemeinsamkeiten mannigfaltige Unterschiede in Konzeption und Inhalt finden, entsprechend der anders verlaufenden Geschichte der Städte Greifswald, Stettin und Danzig in den Jahren um das Ende des Zweiten Weltkrieges.

Zwei Bände, jene zu Danzig und Stettin, sind als deutsch- und polnischsprachige Ausgaben erschienen. Beide sind aus einem intensiven Diskurs zwischen Deutschen und Polen entstanden: der Stettin-Band der Ostsee-Akademie in Lübeck-Travemünde als Arbeit einer deutsch-polnischen Historikerguppe in langen, intensiven Gesprächen, Abwägungen und schließlich als filigranes Gebäude von gemeinsamen Kompromissen

– welche Texte werden veröffentlicht, wie werden sie kommentiert, wie sind sie zu übersetzen –, die Verständigungs- und Konfliktzonen zwischen beiden Völkern und ihren Historikern ausnutzend und letztlich mit einem beeindruckenden Ergebnis. Der Danzig-Band wird verantwortet von Franz Dwertmann, einem Bremer Lehrer, der zwei Jahre in Danzig gelebt und unterrichtet hat und sich seit Jahren intensiv und erfolgreich um die deutsch-polnischen Kontakte und Gespräche in und über Danzig bemüht. Eines seiner wichtigsten Anliegen – das Zusammenführen von ehemaligen und heutigen Danzigern in einer gemeinsamen Verantwortung für die Stadt – bildet die Grundlage des vorgelegten Buches: ehemalige Danziger in Deutschland auf der einen Seite und heutige Danziger, Studenten der Universität, auf der anderen Seite trafen sich 1994 während einer Tagung der Ostsee-Akademie in Lübeck-Travemünde und kamen ins Gespräch. Ergänzt um Interviews in Danzig mit heute noch dort lebenden Zeitzeugen und um Photos und Dokumente aus dem Jahr 1944, zeigt der Band das Bild einer Stadt „im letzte(n) Jahr nationalsozialistischer ‚Normalität‘“ (S. 10) vor ihrer Zerstörung im März 1945. Die unterschiedlichen Lebenswelten der verschiedenen Bevölkerungsgruppen – Deutschen, Polen und einzelner noch in der Stadt lebender Juden –, ihr Blick auf das Leben in dieser Stadt in jener „Normalität“, die für viele (...) ein jeweils völlig anderes Gesicht hatte“ (S. 10), spiegeln sich in den Augenzeugenberichten wider. Sie sind die wohl eindrucklichsten Passagen des Bandes und vertiefen das Bild einer geradezu bedrückend wirkenden Ruhe im städtischen Leben – „Das Leben schien nun wie gelähmt“ ist denn auch einer der Berichte überschrieben (S. 54-62).

Beide Bände machen schlaglichtartig deutlich, daß das Schicksal jener Städte und ihrer Bewohner Teil einer Deutschen und Polen, Deutschland und Polen gemeinsamen Geschichte und Vergangenheit ist; einer Vergangenheit, die in der Bundesrepublik lange genug allein der pauschal bezeichneten Gruppe der Vertriebenen zugeordnet und in Polen gar nicht thematisiert wurde.

Die Dokumente in den drei Bände sind unterschiedlich geordnet. Während die Bände zu Stettin und Greifswald chronologisch vorgehen, teilt der Danzig-Band die Berichte in thematische Schwerpunkte. Betrachtet man den zeitlichen Rahmen der Bücher, erscheint dieses unterschiedliche Vorgehen sinnvoll: Während der Danzig-Band eine Zustandsbeschreibung der Stadt bietet, zeigen die Greifswald und Stettin behandelnden Bücher in dynamischen Abläufen die Folgen eines Krieges für die jeweilige Stadt, der neben unvorstellbaren Grausamkeiten für die Bevölkerung für weite Teile Ostmitteleuropas und des östlichen Deutschland tiefgreifende territoriale Veränderungen und neue Herrschaftsformen brachte.

Der Krieg kam erst in diesen Jahren 1944–1946 in all seiner Wucht und seinen Schrecken in die östlichen Teile des Deutschen Reiches. Bis dahin war er ein geographisch entferntes Ereignis gewesen, das allerdings mit Tod, Gefangenschaft und Verwundung massiv in die Familien eingegriffen hatte; das Leben zuhause aber war bis 1944 in trügerischer Sicherheit verblieben. Während die westlichen Großstädte in Bombardements schon längst direkt die Auswirkungen eines für „total“ erklärten Krieges erlitten hatten, brach dieser in die preußischen Ostprovinzen und auch in eine beschauliche mittelgroße ostelbische Universitätsstadt wie Greifswald erst spät ein. Erst jetzt wurden weite Kreise der Bevölkerung mit den Ursachen und den möglichen Folgen dieses Krieges konfrontiert; manch einer fragte nach der Berechtigung des Krieges, viele sahen, daß es nun zu spät war, sich gegen den Nationalsozialismus zu stellen, daß die Chancen zum Widerstand und damit zur Verhinderung der Greuel der nationalsozialistischen Machthaber vertan worden waren.

Trotzdem wurden zahlreiche Städte als „Festungen“ verteidigt und infolgedessen zerstört. Greifswald ist eines der wenigen glücklichen Beispiele, in denen sich die militärische und zivile Führung der Stadt gegen die geradezu wahnsinnigen Verteidigungsbefehle gestellt und damit die Zerstörung verhindert haben. Der Herausgeber Joachim Mai – übrigens auch beteiligt an dem Stettin-Band – zeichnet denn anhand der im wesentlichen administrativen und politischen Quellen das Bild eines nahezu reibungslosen Überganges von einer deutschen Stadtverwaltung im Kriege zu einer Besatzung durch die Rote Armee. Es scheint fast, als habe es hier tatsächlich eine Befreiung der Stadt vom Nationalsozialismus ohne all jene entsetzlichen Begleiterscheinungen für die Bevölkerung gegeben, die die Eroberung der Ostgebiete Preußens durch die Rote Armee kennzeichnete.

Während die Herausgeber des Stettin-Bandes die Lage der Stadt 1945 als „dramatisch“ beschreiben, scheint Greifswald nach der Übergabe an die Rote Armee „einfach“ eine neue Administration aus unbelasteten deutschen Persönlichkeiten erhalten zu haben – die Lage blieb ruhig. Die restriktiven Maßnahmen gegenüber Bürgern und Funktionsträgern, die nicht den politischen Vorgaben der Besatzungsmacht entsprachen – so gegen den ersten Rektor der Greifswalder Universität –, folgten erst ab der Mitte des Jahres 1946 bzw. noch später und finden bei Mai keine Berücksichtigung.

Alle Bände ergänzen die Dokumente um Abbildungen, Photos und Karten und zeichnen damit ein recht komplettes Bild der städtischen Situation in all ihrer Verschiedenheit. Die sichersten Wertungen und Einordnungen ihrer Dokumente gelingen den Herausgebern des Stettin-Bandes, während leichte terminologische Unschärfen sowohl bei Dwertmann wie bei Mai festzustellen sind. Während Dwertmann den nationalsozialisti-

stischen Jargon (so auf S. 60 bzgl. der Verhaftungen der polnische Intelligenz) an einigen Stellen etwas zu undifferenziert streift, unterläßt Mai den gerade wegen der außerordentlichen Geschichte Greifswalds im Jahre 1945 wichtigen Hinweis auf die Nachkriegsgeschichte mit der nun sozialistischen Gleichschaltung der Universität und der weitgehenden Zerstörung der Innenstadt in der DDR.

Der Leser sieht drei Städte, drei höchst unterschiedliche Schicksale an jener Epochenwende 1945, drei Staaten auch im Vorgriff auf die Nachkriegsgeschichte – die Menschen nehmen allein in dem Danzig-Band greifbare Gestalt an, berühren den Lesenden. Jeder der Ansätze hat seine Berechtigung. Man möchte ihnen Wiederholung wünschen für andere Städte und Regionen, zum einen als „Baustein (...) zur Verständigung zwischen Deutschen und Polen und zur guten Nachbarschaft beider Völker und Staaten“ (Stettin, Klappentext), zum anderen auch als Schritt zu einer deutsch-deutschen Annäherung und einem gegenseitigen Verstehen der so verschiedenen Nachkriegsgeschichte in den beiden Teilen Deutschlands.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

Eberhard Beckherrn, Alexej Dubatow, Die Königsberg-Papiere. Schicksal einer deutschen Stadt – Neue Dokumente aus russischen Archiven. München: Verlag Langen Müller 1994, 274 S., 32 Photos.

„Dieses Buch wäre vor wenigen Jahren noch undenkbar gewesen.“ (S. 7) So urteilen die Journalisten Beckherrn und Dubatow im Vorwort ihres 1994 erschienenen Buches „Die Königsberg-Papiere“. Der Anlaß, dieses Buch zu schreiben, war die Öffnung der russischen Archive im Jahre 1993.

Soweit es um die Deportation geht, stammen die Dokumente aus Archiven in Moskau. Die Lebensbedingungen der Deutschen im Königsberg der Nachkriegszeit offenbaren hingegen Dokumente aus dem Gebietsarchiv Kaliningrad.

Die Abbildungen dokumentieren den kurzen, geballten Verlauf der Ereignisse von der Kapitulation über die Deportation bis hin zum heutigen Gesicht Kaliningrads. Über die Photos macht der Leser auch Bekanntschaft mit den sowjetischen Hauptakteuren der Übernahme von Königsberg. Namen wie S. Kruglow, I. Serow und W. Djomin erhalten ein Gesicht.

Vier Kopien von sowjetischen Originaldokumenten sind beigelegt. Zahlreiche Quellen sind allerdings nur in Übersetzung veröffentlicht und

z.T. auch nur fragmentarisch in den Kontext des Buches eingefügt. Auf diese Weise werden die neuen Dokumente in „destillierter“ Form zugänglich gemacht. Daher wäre eine reine Quellenedition wünschenswert und erforderlich, so daß auch ein wissenschaftliches Arbeiten möglich würde. Denn für den Forschenden kann dieses Buch nur als Einstieg von Nutzen sein.

Diesen Zweck erfüllt es allerdings vortrefflich. Die Kapitel erzählen die Leidensgeschichte der Stadt und ihrer Bewohner von der „Schlacht um Ostpreußen“ (S. 21) über „Hunger, Verzweiflung, Kannibalismus“ (S. 128), „Kinder ohne Eltern und ohne Obdach“, über den „Befehl zur Aussiedlung“ (S. 199) bis hin zu den „neuen Bewohnern“ (S. 233).

Was aber unterscheidet nun dieses Buch vom Augenzeugenbericht einer Hildegard Rosin oder eines Michael Wieck?

Es ist die journalistische Distanz, die es Beckherrn und Dubatow ermöglicht, über die grausamsten Fakten sachlich zu berichten, ohne unsensibel zu wirken. So schreiben sie: „Im Winter 1945/1946 tauchten erstmals Gerüchte über Fälle von Kannibalismus auf – sowohl unter den Deutschen als auch durch Morde von Verbrecherbanden unter russischer Beteiligung, die Fleisch ihrer Opfer in den Handel brachten. Es wurde unter der Hand angeboten, ohne daß die Käufer wußten, was es war.“ (S. 131)

Diese „sensible Sachlichkeit“ wird nicht zuletzt unterstützt durch die Seiten, auf denen die Autoren sowjetische Dokumente sprechen lassen – sie sind bestürzend nüchterne Bestandsaufnahmen über eine Gesellschaft, in der buchstäblich jeder wieder des anderen Wolf wurde. Sie offenbaren, wie genau man selbst in Moskau über Hunger und Kannibalismus unter den Deutschen informiert war, ohne etwas zu unternehmen. Sie offenbaren, wie die Bestrebungen der Gebietsverwaltung Kaliningrad, 1946 deutsche Klubs und deutsche Schulen zu errichten, völlig an der chaotischen Realität und den Notwendigkeiten im Nachkriegs-Königsberg vorbeigingen. Sie offenbaren, wie prinzipielle Entscheidungen und Maßnahmen blind „befehligt“ wurden und sich unter den katastrophalen Bedingungen selbst ad absurdum führten.

Auch die Präzision der Deportationsplanungen in Moskau gehört zu den Erkenntnissen, die den Augenzeugen unbekannt waren, erfuhren sie doch erst 24 Stunden vorher von ihrer Abreise. Die sowjetischen Dokumente lassen nun eine Beleuchtung der damaligen Verhältnisse und Ereignisse „von oben“ zu – sie bestätigen und ergänzen insofern die „Kellerperspektive“ vieler Zeitzeugenberichte. Nicht mehr und nicht weniger!

Ob der Leser nach der Lektüre nun enttäuscht ist oder nicht, hängt davon ab, wie sehr er sich von der etwas zu plakativ geratenen Headline „Die Königsberg-Papiere“ hat einfangen lassen. Wer also einen zeitge-

schichtlichen deutsch-russischen Diplomatenkrimi mit einer gehörigen Portion Authentizität erwarten sollte – und der Titel könnte dazu anregen –, kann getrost auf den Kauf dieses Buches verzichten.

Ein weiteres journalistisches Manöver der Verfasser bleibt ebenso fragwürdig: Unvermittelt eingefügt in die fortlaufende Nachkriegsgeschichte der Stadt sind fünf Exkurse in Form von „Geschichtsstunden“. Beckherrn und Dubatow ergehen sich seitenlang in der Rekapitulation der preußischen Geschichte. Angefangen beim Deutschen Orden, läuft die Erzählung immer schnelleren Schrittes ins 20. Jahrhundert hinein.

Der Sinn dieses „Kunstgriffs“ wird dem Leser erst deutlich, wenn die Verfasser auf die immer wiederkehrenden Begegnungen zwischen Preußen und Russen hinweisen. Dabei scheuen sie auch nicht den Vergleich zwischen dem Jahr 1714, in dem der „Soldatenkönig“ mit den Russen eine geheime Abmachung zur Aufteilung schwedischen Besitzes traf, und dem Hitler-Stalin-Pakt des Jahres 1939 – ein etwas müßiges historisches Konstrukt, das die Frage nach dem Warum unbeantwortet läßt. Boten etwa die „Papiere“ nicht genügend Stoff, so daß noch ein wenig gestreckt und didaktisch aufbereitet werden mußte?

Angesichts des Buchtitels muß also die Lektüre etwas ernüchtern; nicht zuletzt, weil die wesentlichen Informationen über die Dokumente bereits in einem Artikel von Jurij Bujda in der „Nezavisimaja Gazeta“ vom 14. Mai 1993 veröffentlicht wurden. In Übersetzung erschien der Beitrag teilweise im „Ostpreußenblatt“ (<1993>, Nr. 33, S. 10) sowie referiert und kommentiert von Henning Sietz im „Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt“ (Nr. 22 vom 28. Mai 1993).

Als äußerst positiv und sinnvoll müssen die Kapitel angesehen werden, welche sich mit der heutigen Situation des Kaliningrader Gebiets befassen. Sie tragen dazu bei, die hemmungslosen Spekulationen über die Zukunft dieses Gebiets zu sammeln, zu ordnen und ihr Wuchern zu verhindern. So erfährt man einiges über Organisationen wie „Freiheit“, „Wiedergeburt“ und „Stiftung Baltische Liga“, welche mehr oder weniger radikale, aber diffuse Vorstellungen über Kaliningrad als „rußlanddeutsches“ Siedlungsgebiet entwickeln.

Dezidiert dargelegt und kommentiert wird die Brisanz der schlechten wirtschaftlichen Lage sowie des problematischen Verhältnisses der russischen Exklave zu ihren litauischen und polnischen Nachbarn. Die Einschätzung als potentiellen Krisenherd bringt die Verfasser sogar dazu, konkrete Vorschläge zur wirtschaftlichen und politischen Sanierung des Gebietes zu machen, wobei sie auf deutsche Hilfe hoffen.

Bei diesem Rundumschlag über 750 Jahre Landesgeschichte auf nur 270 Seiten – zudem noch unter dem Titel „Die Königsberg-Papiere“ – kann

der Historiker nur enttäuscht sein; der Laie hingegen mag auf seine Kosten kommen.

Christian Rühmkorf, Oldenburg

Flucht und Vertreibung. Zwischen Aufrechnung und Verdrängung,
hrsg. v. Robert Streibel. Wien: Picus Verlag 1994, 296 S.

Der vorliegende Band umfaßt 13 Beiträge. Schwerpunktmäßig geht es um die Umsiedlung, Flucht und Vertreibung von Millionen von Deutschen im und am Ende des Zweiten Weltkrieges. Rund 15 Millionen Reichs- und Volksdeutsche waren aus ihrer alten Heimat vertrieben worden: 15 Millionen Einzelschicksale. Aber schon im Vorwort wird auf ein Faktum hingewiesen, das die nationale Sichtweise erweitert. Jedem deutschen Vertriebenen und Flüchtling stehen zwei Menschen aus osteuropäischen Ländern gegenüber, die vom gleichen Schicksal betroffen wurden. Gleichwohl ist dieses unbeschreibliche Leid, die geradezu grenzüberschreitende Tragik über Jahrzehnte nur aus der jeweiligen nationalen Segmentperspektive gesehen worden.

Es sei gleich vorweggenommen: Ein wesentliches Anliegen und Kontinuum in dem vom Wiener Historiker Robert Streibel herausgegebenen Werk ist die Weitung des Blickwinkels, die Europäisierung der Optik. Flucht, Vertreibung, Deportation, Umsiedlung und Aussiedlung sind keine auf eine Nation isolierten Phänomene; das Bewußtsein, daß es sich um eine kollektive Erfahrung vornehmlich in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa handelt, ist wichtig. Insofern besonders begrüßenswert sind Beiträge zweier tschechischer und eines russischen Wissenschaftlers zur Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei sowie zu den Deportationen in der ehemaligen Sowjetunion. Das gilt auch für die Aufsätze zur bislang weniger beachteten Thematik über die Flucht- und Deportationsbewegungen in Osteuropa während des Rückzugs der deutschen Wehrmacht 1943/44 und zu Umsiedlungen und Vertreibungen in Dalmatien, Istrien und Julisch-Venetien (1927–1954) sowie zu Vertreibungs- und Ausrottungsmaßnahmen in Jugoslawien im Zweiten Weltkrieg.

So verschieden die Beiträge zu Flucht und Vertreibung auch sind, ob sich die Zwangsmigrationen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten, in Jugoslawien, im Baltikum, in der Sowjetunion, in der Tschechoslowakei, in der Gottschee, zwischen „Karst und Adria“ abspielten: Immer wieder

stellt man die Austauschbarkeit der Schicksale fest, immer wieder taucht der Mensch als bloße Manövriermasse im politischen oder nationalen Kalkül auf oder wird zum „Sündenbock“ als Angehöriger einer anderen Ethnie.

Ein weiterer Grundzug des Werkes ist das Bemühen um Entstereotypisierung und Demaskierung von Geschichtsklitterung. Ein – übrigens oft angeführtes, aber immer wieder eindrucksvolles – Beispiel führt Emilia Hrabovec, gebürtig aus Bratislava (Preßburg) an: Die Vertreibung wurde in der Tschechoslowakei als späte Genugtuung für die zur nationalen tschechischen Katastrophe hochstilisierte Niederlage des Ständeaufstandes im Jahre 1621 gesehen. Eine übrigens ebenfalls grenzüberschreitende Methode. Lange zurückliegende historische Ereignisse wurden mit den Erklärungsmustern des 19. und 20. Jahrhunderts bewertet und als ideologisch-politisches Instrument der Gegenwart mißbraucht: „Tausendjähriger nationaler Kampf“, „Deutscher Drang nach Osten“, Ostsiedlung als „nationale Großtat“ – um nur einige Schlagworte zu nennen.

Jeder der einzelnen Beiträge ist lesenswert. Eine genauere Würdigung verbietet aber der hier zur Verfügung stehende Raum. Einen gewissen Rahmencharakter besitzt der Aufsatz von Gerd R. Ueberschär: „Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Osten und die alliierten Grundsätze der ‚besseren Welt‘“. Die noch im November 1943 von den Alliierten geäußerten Vorstellungen, Gebietsveränderungen nur im Einklang mit den „Wünschen der betroffenen Völker“ vorzunehmen, erwies sich als Farce. Gnadenlose Machtpolitik, die Spirale von Gewalt und Gegengewalt sowie die beispielgebende Eigendynamik sich teilweise gegenseitig bedingender Zwangsumsiedlungen schufen Fakten.

Rolf-Dieter Müller befaßt sich in „Es begann am Kuban. Flucht und Deportationsbewegungen in Osteuropa während des Rückzugs der deutschen Wehrmacht 1943/44“ mit der gewaltigen und erzwungenen Mobilität von Millionen von Menschen, während Pavel Polian mit seinem Beitrag „Ethnische Deportation im Raum der ehemaligen Sowjetunion“ die ungeheuren Dimensionen sowjetischer Umsiedlungen und Vertreibungen ins Gedächtnis ruft. In diesen Zusammenhang gehört auch die Deportation der deutschen Bevölkerung der Sowjetunion unter dem Titel „Operation erfolgreich durchgeführt. Die Deportation der Wolgadeutschen 1941“ von Dittmar Dahlmann. Auch hier verbietet sich eine isolierte Betrachtung der unmenschlichen Zwangsumsiedlungen; für Stalin war die beste Nation die russische. Entsprechend war seine Nationalitätenpolitik: Russifizierung mit allen Mitteln.

Einen besonderen und – wer die gegenwärtigen deutsch-tschechischen Diskussionen verfolgt – durchaus hochaktuellen Schwerpunkt bilden die

drei Aufsätze zur Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei: Die bereits angeführte Emilia Hrabovec offeriert eine spannende Darstellung der Haltung der tschechischen Gesellschaft zur Vertreibung der Deutschen, mitunter fast ein nationales Psychogramm. Neben der Chance, reich zu werden, sei die „hypernationalistische Gebärde“ oft nur ein „verzweifelter Versuch“ gewesen, „die unrühmliche persönliche Vergangenheit, die Feigheit (...) oder die Kollaboration mit dem Feind zu kaschieren“. Manfred Alexander hingegen befaßt sich in „Die Diskussion über die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei“ mit einem in der deutschen Forschung fast unbeachtet gebliebenen tschechischen Historikerstreit in den 70er Jahren zur Bewertung und Einordnung des „odsun“ – der „Abschiebung“ der Deutschen. Zur aktuellen Auseinandersetzung äußert sich schließlich Jaroslav Kucera in „Zwischen Geschichte und Politik. Die aktuelle Diskussion über die Vertreibung der Deutschen in der tschechischen Gesellschaft und Politik“. Er strukturiert die Diskussion seit 1989 in vier Phasen.

Detlef Vogel spricht in seinem Aufsatz „Vertreibung, Verfolgung und Ausrottung in Jugoslawien während des Zweiten Weltkrieges und danach“ von der Eigendynamik von Aussiedlung, Vertreibung und Verfolgung nach einer einmal erfolgten „Initialzündung“ durch die „Kriegsziele Hitlerdeutschlands“ trotz der komplexen ethnischen Verhältnisse.

„Heim ins Reich“ – eine in ihrer Umsetzung durchaus überraschende Parole für die deutschbaltische Bevölkerung: Noch wußten die Betroffenen nichts von ihrem Schicksal, während bereits die Passagierschiffe zur Umsiedlung vor der Küste bereit standen. Patrik von zur Mühlen bezeichnet diese Umsiedlung in „Die Umsiedlung und Vertreibung der Deutschbalten 1939–1945“ schlicht als Mittel „imperialistischer Politik“.

Sehr interessant, da am Einzelschicksal festgemacht und daher griffig, sind auch die Ausführungen von Ingrid Kaiser-Kaplaner in „Gottscheer Frauenschicksale im 20. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung Vertriebener anhand narrativer Quellen“. Ihre Interviewpartnerinnen waren zwischen 39 und 92 Jahre alt. Im Rückblick schildern die Angehörigen der Erlebnisgeneration ihre Erinnerungen an die ehemalige Gottschee und zeichnen eine, sicher auch verklärte Idylle von Heimat und traditionellem Wertesystem. Die fast jähe Einbindung in die Weltpolitik von Nationalismus, Umsiedlung, Flucht, auch der Neuanfang stehen dazu in krassem Gegensatz.

Der Band schließt mit zwei Beiträgen zu den Folgen von „Flucht und Vertreibung“. Wolfram Wette, „Eine Gesellschaft im Umbruch. ‚Entwurzelungserfahrungen‘ in Deutschland 1943–1948 und sozialer Wandel“, zeigt, wie sehr die „Durchmischung“ der deutschen Bevölkerung durch

die Wanderungsbewegungen seit der Niederlage von Stalingrad (!) u.a. den Prozeß der „demokratischen Neuorientierung erleichtert“ habe. Schließlich noch der Beitrag von Brunhilde Scheuringer, „Die Integration der Donauschwaben in Österreich“. Eine interessante Studie zu den verschiedenen Stufen der Integration, auch im Vergleich zur Integration der Heimatvertriebenen in Deutschland.

Insgesamt ein empfehlenswertes Buch, gerade auch deshalb, weil es die Spuren einseitigen Betrachtens verläßt und den Blick für eine globalere Sichtweite öffnet. Fast ein wenig schade, daß der im Vorwort angeführte „Informationsnotstand“ bezüglich der Vertreibung aus den ehemaligen Ostgebieten kaum behoben wurde. Oder gehört die Vertreibung aus diesen praktisch national homogenen Gebieten etwa auch zu den auf dem Buchumschlag angesprochenen „Tabu-Themen“? Zumal hier von der Vertreibung von „deutschen Minderheiten“ gesprochen wird.

Karl-Peter Krauss, Stuttgart

Ruth Kibelka, Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel. Berlin: Basis-Druck-Verlag 1996, 239 S., Abbildungen.

Noch bis zum Zerfall des sowjetischen Imperiums beschränkte sich unser Wissen über die Besetzung Ostpreußens und die verzweifelte Situation der in Nordostpreußen verbliebenen Bewohner zwischen 1945–1948 weitgehend auf schriftliche Erinnerungen von Betroffenen.¹ Doch sind diese Erinnerungen in der breiten deutschen Öffentlichkeit auf vergleichsweise wenig Interesse gestoßen, außer im engeren Kreis der Landsleute. Erst mit der Öffnung der Archive in Rußland und im Baltikum nach 1990 konnten Historiker und Journalisten dieses Thema aufgreifen. Es war nun möglich, die notgedrungen eingeschränkte Sichtweise der Betroffenen um

¹ Dokumente der Menschlichkeit aus der Zeit der Massenvertreibung. 2., verm. Aufl., Würzburg 1960; Elfriede Kalusche, Unter dem Sowjetstern. Erlebnisse einer Königsbergerin in Nordostpreußen 1945–1947. München 1974; Margarete Kühnapfel, Auch in der Hölle bist du da. Not und Gnade meiner Russenjahre. 5. Aufl., Stuttgart 1952; Hans v. Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch. München 1966; Hugo Linck, Königsberg 1945–1948. Oldenburg 1949; Hannelore Patzelt-Henning, Damals in Ostpreußen. Ein Erlebnisbericht aus den Jahren 1945–1948. Heidenheim 1984; Elisabeth Pfeil, Hunger, Haß und gute Hände. Erlebnisse und Begegnungen jenseits der Memel. Göttingen 1956; Hildegard Rosin, Führt ein Weg zurück? Als der Krieg vorbei war. Noch 3 Jahre in Kaliningrad. Leer 1983; Michael Wieck, Zeugnis vom Untergang Königsbergs. Heidelberg 1988, u.a.

eine umfassendere Darstellung der Situation zu erweitern. Einige Veröffentlichungen bei großen Verlagen haben dann dem Thema Nordostpreußen die nötige Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit verschafft.²

Allerdings bieten auch die ehemals sowjetischen Archive wenig Material über das eigentliche Leben der verbliebenen Ostpreußen. Wie die Autorin dieser Untersuchung feststellt, wurden sie von den Sowjets nur in Kategorien als Arbeitskräfte oder lästige Parasiten eingestuft. Die Archive können daher nur Auskunft über die Zahl der Deutschen geben und über die behördlichen Maßnahmen wie die Erteilung von Pässen, Arbeitseinsatz oder Abschiebung in die Sowjetzone. Die Archivquellen setzen sich ausschließlich aus Behördenakten und dem Schriftverkehr der Sicherheitsorgane zusammen. Die unbedingte Erfüllung der Pläne und die übliche Angst vor den Vorgesetzten in der Sowjetunion zwangen alle Amtsinhaber zu einer ideologisierten Ausdrucksweise und zum Frisieren der Daten. So sind die Schilderungen der Betroffenen notwendige Korrekture und Ergänzungen. Die Autorin hat daher neben der Fülle an Archivmaterial auch Berichte der nach Litauen verschlagenen und hier noch lebenden sogenannten „Wolfskinder“ ausgewertet und eingesetzt. Wolfskinder werden diejenigen ostpreußischen Kinder genannt, die auf der Suche nach Brot nach Litauen flohen bzw. dorthin gebracht und hier von litauischen Familien aufgenommen wurden. Diese Mischung von behördlichen Dokumenten und existentiellen Erfahrungen ermöglicht eine sehr realistische Lebensbeschreibung nicht nur dieser kleinen Gruppe der Ostpreußen, sondern aller Ostpreußen im Kaliningrader Gebiet und in Litauen.

Die erste Hälfte der Untersuchung beschäftigt sich mit der allgemeinen Situation von Nordostpreußen und Litauen nach 1945. Die Überschriften der Kapitel zeugen von der Breite der Forschung: das Ende Ostpreußens, der Anschluß, der Hunger, die Waldleute, die Neusiedler, die Wolfskinder, im Heim, die Ausreise, die Zurückgebliebenen, der Paß und der Antrag. Wie die Autorin ausführt, ging es in der ersten „wilden“ Phase 1945 den Sowjets nur darum, die Ostpreußen erkennungsdienstlich zu erfassen, sie zu kontrollieren und sie als Arbeitskräfte einzusetzen. Die amtlich vorgeschriebene Brotration vom 12. Oktober 1945 spricht eine deutliche Sprache über die Überlebenschancen der Ostpreußen in Königsberg: 15 900 ungelernete Arbeiter erhielten je 400 g Brot pro Tag, 1 100 Personen je 600 g, 42 000 nicht arbeitsfähige Personen je 200 g und nur 120 Speziali-

² Eberhard Beckherrn, Alexej Dubatow, *Die Königsberg-Papiere. Schicksal einer deutschen Stadt – Neue Dokumente aus russischen Archiven*. München 1994; Ulla Lachauer, *Die Brücke von Tilsit. Begegnungen von Preußens Osten und Rußlands Westen*. Reinbek 1994; Ulla Lachauer, *Paradiesstraße. Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit*. Reinbek 1996, u.a.

sten eine Sonderration (S. 20). Doch auch dieses erschütternde Amtszeugnis stellt sich in der weiteren Schilderung der Autorin als frommer Wunsch einer Behörde heraus. In der Realität betrug die Portionen für Arbeitende nur 200–400 g Brot. Alle anderen gingen leer aus und mußten zusehen, wie sie am Leben blieben.

Diese Untersuchung verdeutlicht, daß die Sowjets noch bis April 1946 keinerlei Anstrengungen unternahmen, das Land für sich zu nutzen oder zu integrieren. Solange kümmerte man sich nur wenig um das Überleben der Deutschen. Im Schuljahr 1945/46 existierten nicht einmal Schulen für deutsche Kinder. In der Landwirtschaft wurde kaum etwas angebaut, und die geringe Ernte nahmen die Sowjets an sich. Erst nach der von Moskau angeordneten Eingliederung der Königsbergaja oblast' in die Russische Republik am 7. April 1946 wurden erste Anstrengungen im Ausbau der Volkswirtschaft sichtbar. Noch am 1. Mai 1946 wohnten in diesem Gebiet 114 070 Deutsche und nur 41 029 Sowjetbürger, fast ausschließlich Militärs. Ab September 1946 fing man mit der planmäßigen Ansiedlung sowjetischer Bürger an. Die Deutschen wurden in dieser Zeit vorrangig zu Vorbereitungsarbeiten für die Ansiedlung eingesetzt. Mit dem Erscheinen russischer Zivilisten verloren die Deutschen auch die wenigen Arbeitsplätze und Unterkünfte. Andererseits gab es ab dieser Zeit einige Erleichterungen und Ansätze von Normalisierung für Deutsche. Schulen für deutsche Kinder wurden eingerichtet, wenn auch noch am 1. Januar 1947 nur 4 802 deutsche Schüler registriert wurden. Man konnte jetzt auch Post von Angehörigen aus Deutschland erhalten. Die Zahl der Waisenhäuser wurde erhöht, und die vielen Waisen wenigstens notdürftig untergebracht. Doch die Ausgabe der Pässe im Sommer 1946 diente vorrangig der besseren Kontrolle und der Einschränkung der Bewegungsmöglichkeit auf den Arbeitsbereich. Dadurch konnten sich nur Kinder und Nichtbeschäftigte frei bewegen. Allmählich entstanden Dienstleistungen und Läden getrennt für Sowjetbürger und Deutsche.

Noch bis zum Herbst 1947 dauerte die unbeschreibliche Hungerkatastrophe an. Hunger und Epidemien rafften ganze Familien hinweg. Viele deutsche Autoren, darunter auch Ruth Kibelka, nennen die schlimme wirtschaftliche Situation der Sowjetunion als Entschuldigung dafür. Doch gerade Ruth Kibelka führt weiter auf, daß für die sowjetischen Siedler 1946/47 ausreichend Lebensmittel zur Verfügung gestellt wurden.

Der schreckliche Hunger trieb viele Ostpreußen zur Flucht. Nachdem die Sowjetunion nach der Potsdamer Konferenz ihre Grenzen nach Westen verschoben hatte, schlugen viele in den Jahren 1945–1947 den Weg nach Litauen ein, das von bettelnden Ostpreußen in großer Zahl aufgesucht wurde. In der Regel eilten die Ostpreußen mit den erbettelten und

verdienten Lebensmitteln zu ihren Wohnorten zurück. Doch besonders alleinstehende Kinder entschieden sich gegen eine Rückkehr. Auf diese lenkt die Verfasserin ihre Aufmerksamkeit im zweiten Teil der Untersuchung, nachdem sie zuvor noch ausführlich auf die Abschiebung der Deutschen aus dem Kaliningrader Gebiet und auf die Neubesiedlung eingegangen ist. Diese Abschiebung war gekoppelt an die Fortschritte bei der Ansiedlung der Sowjets und dauerte deshalb ein ganzes Jahr, vom Herbst 1947 bis zum Herbst 1948. Arbeitskräfte und Spezialisten wurden zuletzt entlassen.

In Litauen duldeten die Behörden und Sicherheitskräfte die Ostpreußen nur höchst ungerne. Erstmals kann die Verfasserin die Existenz von Flugblättern belegen mit dem Verbot, Deutsche aufzunehmen. Die Deutschen galten als Ausländer, und solche durften sich in Litauen nicht aufhalten. Doch besonders auf dem flachen Land wurden die Anweisungen wegen des heftigen Partisanenwiderstandes kaum beachtet. Die Behörden selbst waren so mit den Partisanen und der ganzen Sowjetisierung beschäftigt, daß sie die Deutschen weitgehend duldeten.

Im allgemeinen lebten die Ostpreußen vom Betteln und von Gelegenheitsarbeiten. Obwohl die litauische Bevölkerung selbst unter den sowjetischen Maßnahmen litt, nahm sie die nicht unbedeutende Zahl von Flüchtlingen auf und versorgte sie mit Lebensmitteln. Bei den nach bleibender Unterkunft suchenden Kindern war es reine Glückssache, aus welchen Motiven sie von einer Familie aufgenommen wurden. Manche Familien sahen in ihnen billige Arbeitskräfte, andere nahmen sie auch an Kindes statt an und adoptierten sie. So wurden die einen zur täglichen Arbeit herangezogen und konnten keine Schulen besuchen, und andere fanden die herzliche Zuwendung ihrer Zieheltern. Niemand von ihnen mußte jedoch hungern oder wurde grundlos ermordet.

Die rechtliche Situation der Ostpreußen in Litauen blieb lange Zeit ungewiß. Zwischen 1948 und 1951 wurden mehrere Erfassungsaktionen zur Abschiebung der Deutschen durchgeführt. Unterlagen darüber konnte die Autorin zwar nicht finden, doch werden diese durch andere Berichte bestätigt.³ Demgegenüber ist die letzte Massenabschiebung der Ostpreußen aus Litauen von 1951 gut dokumentiert und mittlerweile auch beschrieben.⁴ Bei diesem Transport konnten die Ostpreußen selbst entscheiden, ob sie

³ S. hierzu Erich Schwarz, *Überleben in Litauen. Erlebnisse zweier Freunde aus Königsberg in den Hungerjahren 1947/48*. Hameln 1995.

⁴ Arthur Hermann, *Die Ostpreußen in Litauen 1945–1951*, in: *Die Grenze als Ort der Annäherung*. Köln 1992, S. 201–218; Jokūbas Skliutauskas, *Über die Abschiebung der Ostpreußen aus Litauen in die DDR*, in: *Annaberger Annalen 1* (1993), S. 7–12.

ausreisen oder bleiben wollten. Dies ermöglichte den Adoptierten und den mittlerweile erwachsenen Deutschen, die litauische Partner gefunden hatten, das Bleiben in Litauen. Doch auch bei dieser Aktion hatten sich nicht alle Ostpreußen gemeldet oder wurden nicht von allen Familien angezeigt, weil man der Ankündigung vom Abtransport nach Deutschland keinen Glauben schenkte. So verblieb eine kleinere Gruppe von Ostpreußen bis zum heutigen Tag in Litauen.

Ein großes Verdienst der Untersuchung von Ruth Kibelka ist die Aufhellung des weiteren Schicksals dieser verbliebenen Ostpreußen. Die Behörden gingen 1952 davon aus, daß sich von ihnen nur noch 171 Personen in Litauen aufhielten. Aber etliche waren den Behörden nicht bekannt. Bis 1952 erhielten die volljährig gewordenen Ostpreußen lediglich Pässe für Staatenlose, wie sie damals auch 2244 Litauendeutsche und 604 Memelländer besaßen. Bislang war nur ein Erlaß des Obersten Sowjet der UdSSR vom 25. Juli 1954 über den Erwerb der sowjetischen Staatsangehörigkeit für alle Deutschen bekannt. Ruth Kibelka fand einen analogen Erlaß vom 15. Dezember 1952 auf, der den in Litauen verbliebenen Ostpreußen die Legalisierung ermöglichte. Dennoch war diese Prozedur sehr aufreibend. Es mußte ein Gesuch an den Präsidenten der Sowjetrepublik eingereicht werden, das vielfache Nachforschungen nach sich zog. 9-13 Monate dauerte es bis zur Erteilung eines Passes. Deshalb stellten 1953 nur 45 und 1954 70 Ostpreußen einen Antrag. Zugleich liefen etliche Anträge auf Ausreise in die DDR. Besonders diejenigen, die Kontakte zu Verwandten in der DDR pflegten, wollten ausreisen. Die Behörden versuchten, das zu verhindern.

Jüngere Ostpreußen verlernten die deutsche Sprache und verdrängten teilweise die Erinnerung an ihre Herkunft. Später erfuhren oft nicht einmal die Ehepartner und Kinder von ihrer deutschen Vergangenheit. Noch bis zum Ende der Sowjetunion war das Bekanntwerden der deutschen Herkunft mit Diskriminierung verbunden. Die Behörden versuchten, die Suche nach Familienmitgliedern in Deutschland zu unterbinden. Kontaktaufnahme mit der bundesdeutschen Botschaft galt schließlich als Vergehen. Selbst wenn es gelungen war, einen bundesdeutschen Paß zu erhalten, konnte man nicht in jedem Fall mit der Ausstellung von Ausreisepapieren rechnen.

Die meisten der Wolfskinder lüfteten erst in der Spätzeit der Gorbačëv-Ära ihre Identität. Einige von ihnen und ihre Kinder wanderten daraufhin nach Deutschland aus. Doch viele wagten diesen Schritt nicht mehr, besonders wenn sie der deutschen Sprache nicht mächtig waren oder die Verwandten in Deutschland sie nicht unterstützten. Viele haben durch ihre traumatischen Erlebnisse seelische Schäden davongetragen, sind verbit-

tert und voll Selbsthaß. Auf diese psychische Situation der Wolfskinder geht die Autorin in den beiden letzten Zusatzkapiteln mit ihren Arbeitstagebüchern und mit exemplarischen Lebensberichten von Wolfskindern ein. Hier wird auch etwas von der Trauerarbeit sichtbar, die das Erzählen über das Schicksal in Gang setzt. Gerade historische Forschungen erfassen häufig nicht das menschliche Leiden und die psychische Betroffenheit. Ruth Kibelka gelingt dagegen durch ihr Einfühlungsvermögen und die bewußte Hinwendung zu diesen schwer geprüften Menschen der Anstoß zur notwendigen Trauerarbeit.

Aufschlußreich ist die Beobachtung, wie unterschiedlich die Hilfe der Litauer von den Betroffenen beurteilt wird. Diejenigen Ostpreußen, die Litauen schon früher verlassen konnten, finden ausschließlich Lob und Dank gegenüber den Litauern. Dagegen erzählen viele der jetzt noch in Litauen Lebenden von negativen Erfahrungen dort. Wut gegen die Familien, die sie aufgenommen haben, kommt teilweise auf, weil die Wolfskinder darin die Ursache für ihr Bleiben in Litauen sehen. Die Verfasserin korrigiert diese Vorwürfe als größtenteils absurd und unangemessen. Die Verzweiflung dieser Menschen über ihr zerbrochenes Leben und die Risse in ihrer Identität erschweren die Annahme der eigenen Biographie. Die Wolfskinder sind heute hin und her geworfen zwischen ihrer deutschen Vergangenheit und der neuen, litauischen, Prägung ihres Lebens.

Die Arbeit des Vereins „Edelweiß“, dem die meisten Wolfskinder angehören, wird von der Autorin als höchst unzureichend dargestellt. Mittlerweile ist auch die litauische Öffentlichkeit auf das Schicksal der Wolfskinder aufmerksam geworden.⁵ Allerdings ist sie kaum in der Lage, ihnen zu helfen. Die materielle und ideelle Hilfe kann an sich nur aus Deutschland kommen.

Diese Untersuchung ist das Ergebnis einer drei Jahre währenden intensiven Forschungsarbeit im Kaliningrader Gebiet und besonders in Litauen. Sie besticht durch die Fülle des Archivmaterials. Allerdings hat möglicherweise gerade dieser Faktenreichtum die Autorin verleitet, viele Einzeleinblicke aneinanderzureihen, was zur Sprunghaftigkeit im Text führt. In einigen Kapiteln kommen die Wolfskinder gar nicht vor. Im Grunde genommen hat die Verfasserin hier zwei Untersuchungen zusammengefügt: erstens über die Ostpreußen in Nordostpreußen und zweitens über die Wolfskinder in Litauen. Deshalb ist der Buchtitel unglücklich gewählt und lenkt die Aufmerksamkeit allzusehr auf diese kleine Gruppe.

⁵ Silvija Peleckienė, *Sugriautų namų vaikai* (Kinder der zerstörten Häuser). Klaipėda 1995.

Es bleibt zu hoffen, daß das späte Erscheinen des Buches seiner Verbreitung nicht schadet. Das Buch war schon vor zwei Jahren vom Verlag angekündigt und lag solange dort vor. Zwischenzeitlich sind einige wichtige Quellenforschungen erschienen, auf die Ruth Kibelka nicht mehr eingehen konnte.⁶ Sie hat aber auch von sich aus fast jeden Bezug auf frühere Untersuchungen und Erinnerungen vermieden, vielleicht um die Exklusivität der Archivrecherchen hervorzuheben. Ein Vorgehen, das meiner Meinung nach in der Historiographie nicht unbedingt empfehlenswert ist. Am Schluß möchte ich auf eine offensichtliche Verwechslung aufmerksam machen. Der Beschluß vom 12. Juni 1947 des Obersten Sowjet der UdSSR über die Rückkehr der litauischen, lettischen und estnischen Zwangsdeportierten in die Heimat bezieht sich auf die Gulaghäftlinge und nicht auf die Repatriierten aus Deutschland (S. 53).⁷

Arthur Hermann, Heidelberg

Ich sah in das Gesicht eines Menschen. Deutsch-polnische Begegnungen vor und nach 1945, hrsg. v. Dieter Bach u. Wiesław Lesiuk. Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1995, 200 S., zahlreiche Abbildungen (Schriftenreihe der Evangelischen Akademie Mülheim/Ruhr und des Staatlichen wissenschaftlichen Instituts – Schlesisches Institut Opole.).

Zur 50. Wiederkehr des Endes des Zweiten Weltkrieges erschien ein Band, der nach Menschlichkeit in menschenverachtender Zeit fragt. Polen und Deutsche erzählen von kleinen Gesten des Mitleids, der Hilfe oder auch großen Rettungstaten, die ihnen während der nationalsozialistischen Okkupation oder in den folgenden Jahren der Flucht und Vertreibung in Polen widerfuhren. Diese Augenzeugenberichte stellten den Ausgangspunkt eines deutsch-polnischen Gemeinschaftsprojektes der Evangelischen Akademie in Mülheim/Ruhr und des Staatlichen Wissenschaftlichen Instituts – Schlesisches Institut in Oppeln dar. Die Verantwortlichen ließen die Berichte nicht für sich stehen, sondern stellten sie in einen historischen Rahmen, den sie sinnvollerweise auf die Jahre vor und nach dem Zweiten

⁶ Beckherrn, Dubatow, Königsberg-Papiere (wie Anm. 2); Arūnė Arbušauskaitė, Das tragische Schicksal Ostpreußens, in: Annaberger Annalen 3 (1995), S. 6-19.

⁷ Vgl. Nastazija Kairiūkštytė, Deutsche in Litauen 1945–1960, dargestellt anhand von Behördenakten, in: Die Grenze als Ort der Annäherung. Köln 1992, S. 187-200, hier S. 191.

Weltkrieg ausdehnten. Unter chronologischen Gesichtspunkten in vier Abschnitte gegliedert, beginnt der erste mit dem Jahr 1934, also bewußt mit der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges und dem Verhältnis zwischen Polen und Deutschen bis zum Überfall auf Polen. Der zweite Abschnitt ist der kurzen Zeitspanne vom 1. September 1939 bis zum Ende der deutschen Militärverwaltung im besiegten Polen am 25. Oktober 1939 gewidmet, der dritte der Okkupationszeit. Mit einem Abschnitt zum Heimatverlust von Polen und Deutschen im Verlauf und Gefolge des Krieges bis 1956 schließt das Buch. Im Anschluß an die historischen Einführungen folgen die Augenzeugenberichte jeweils am Ende eines Abschnitts. Zahlreiche, bisher wenig bekannte Photos, Dokumente und Karten veranschaulichen die Texte.

Die historischen Einführungen haben jeweils ein deutscher und ein polnischer Autor gemeinsam bearbeitet und sich dabei, wie es im Vorwort heißt, besonders mit Fragen auseinandergesetzt, die zwischen der polnischen und deutschen Geschichtsschreibung umstritten sind. Die gewählten Formen der Darstellung – im ersten Abschnitt ein Gespräch, im letzten ein Briefwechsel, alle Teile ohne Anmerkungen – lassen erkennen, daß der Forschung hier nicht neue wissenschaftliche Erkenntnisse vorgelegt werden. Vielmehr sollte eine zwar wissenschaftlich fundierte, ausgewogene, die deutsche wie die polnische Sichtweise berücksichtigende Darstellung der grausamsten und leidvollsten Phase der deutsch-polnischen Geschichte für Laien vorgelegt werden. Einen Beitrag zur Verständigung zu leisten, war die Hauptmotivation für das Buch.

Komplexe und kontrovers beurteilte Sachverhalte für Laien verständlich aufzuarbeiten und in eine lesbare Form zu bringen, ist keine leichte Aufgabe. Im Gespräch über die Vorkriegsgeschichte zwischen dem schlesischen Historiker Wiesław Lesiuk und dem Juristen und ehemaligen Soldaten Dieter Scheven werden die wichtigsten Aspekte der Beziehungen zwischen Polen und Deutschland behandelt, der Gesprächsverlauf wirkt allerdings gezwungen, da alle Themen „irgendwie“ abgehandelt werden müssen. Der Leser findet sich zwischen ihnen nicht ohne Probleme zurecht.

Die historische Einführung zum Überfall auf Polen und die Zeit der Militärverwaltung, bearbeitet von dem Theologen und Direktor der Evangelischen Akademie in Mülheim, Dieter Bach, und der Zeithistorikerin Irena Sroka aus Kattowitz, ist übersichtlich und knapp gehalten, behandelt die neuralgischen Punkte wie die Frage der „Fünften Kolonne“ und des „Bromberger Blutsonntags“ ausführlicher, ohne sie abschließend klären zu wollen, beschönigt und verschweigt aber auch nichts.

Der Okkupationszeit, bearbeitet von Tomasz Fałęcki, Professor für Geschichte aus Kattowitz, und Martha Fahrenkamp, Germanistin und

Historikerin aus Mülheim, wird in dem Band der umfangreichste Platz eingeräumt. Die ideologischen Grundlagen für die Behandlung der polnischen Bevölkerung und ihre Umsetzung werden in ihrer Willkür und Menschenverachtung deutlich gemacht. Aber auch der starke Widerstand in der polnischen Bevölkerung findet mit seinen vielfältigen Formen und politischen Schattierungen Berücksichtigung. In diesem Abschnitt klingen allerdings kaum zwischen Deutschen und Polen strittige Fragen an, sondern neuerdings in Polen diskutierte: wie sehr nämlich die polnischen Kommunisten mit ihren bewaffneten Aktionen den sowjetischen Interessen in die Hände spielten, die rechtsradikalen Organisationen mit ihren Denunziationen dagegen den deutschen. Schwierig ist und bleibt für die Polen die Darstellung des Holocaust, der in ihrem Land stattfand, und ihr Verhältnis zu den Juden, die im Zweiten Weltkrieg noch mehr erleiden mußten als sie selbst. Zweifellos war es im besetzten Polen extrem schwierig und gefährlich, Juden zu helfen. Aber es erscheint doch bedenklich, wenn der auch in Polen virulente Antisemitismus nicht beim Namen genannt wird. Statt dessen wird die „eigene Sprache und Kultur“ der Juden dafür verantwortlich gemacht, daß ein Untertauchen in der polnischen Bevölkerung schwierig war, die Juden also letztlich selbst dafür verantwortlich waren, daß ihnen nicht geholfen werden konnte.

Der Briefwechsel zu Flucht und Vertreibung zwischen dem Journalisten Wolfgang Frank und der Polonistin Monika Choros schließlich ist am wenigsten gelungen. Subjektive Auffassungen sind nicht immer von der objektiven historischen Entwicklung zu unterscheiden. Auch kann das intime „Du“ nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Briefeschreiber ihre Standpunkte formulieren, ohne auf die des anderen wirklich einzugehen. Der Brief von Wolfgang Frank hinterließ bei der Rezensentin vor allem Ratlosigkeit. Politisches Kalkül auf Seiten der Sowjets oder der neuen polnischen Machthaber im Zusammenhang mit der Vertreibung der Deutschen, die Willkür und Unrechtmäßigkeit, mit der sie vonstatten ging, werden benannt, aber in kaum zu durchschauender Abfolge und ohne nachvollziehbaren Zusammenhang. Vor allem versteht man aber die Intention, die hinter dem Brief steht, nicht. Er will keine Vorwürfe erheben und tut es im Grunde doch, er will sicher Verständnis für die Vertriebenen wecken, aber mit welchem Ziel? Monika Choros antwortet ihm mit einer Darstellung all jener Ereignisse, die die Vertreibung der Deutschen zu einem gewissen Grade verständlich erscheinen lassen: die Zwangsumsiedlung der Polen aus den Gebieten, die dem Reich angegliedert wurden, die Verschleppung von Zwangsarbeitern, die Umsiedlung von Polen aus den Ostgebieten, die die Sowjetunion 1939 annektiert hatte, in die ehemals deutschen Gebiete. Das, was Deutsche an Elend, Gewalt und Tod im Zu-

ge von Flucht und Vertreibung erlebten, wird bei ihr nur im Zusammenhang mit der zu spät von den nationalsozialistischen Behörden zugelassenen Flucht vor der Front angesprochen. Mit keinem Wort erwähnt sie, daß auch im Zuge der Vertreibung – sie spricht von Aussiedlung und Ausweisung – zahlreiche Menschen beraubt, mißhandelt und umgebracht wurden. So wichtig es ist, deutschen Lesern immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, wer den Zweiten Weltkrieg begonnen hat und wie er während der gesamten Kriegsdauer gegen die polnische Zivilbevölkerung geführt worden ist, so sehr wundert es doch, daß von polnischer Seite nur in den Augenzeugenberichten die Leiden der Deutschen während der Vertreibungen und Aussiedlungen erwähnt werden. Denn inzwischen wird in Polen über diese Dinge geforscht und geschrieben. Hier zeigt sich einer der wundesten Punkte in den deutsch-polnischen Beziehungen, dessen Aufarbeitung noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird.

Die Augenzeugenberichte sprechen in den meisten Fällen für sich. Aber es ist doch bedauerlich, daß jede Erläuterung über ihre Entstehung fehlt, weil es keineswegs ohne Bedeutung ist, wann und von wem die Interviews geführt wurden. In einigen Fällen wäre eine kurze Einleitung notwendig gewesen. Ortsangaben fehlen fast vollständig; auch das erschwert dem Leser oder der Leserin die Einordnung. Die Hälfte der Zeitzeugenberichte stammt aus Schlesien; dadurch ergibt sich zudem eine regionale Einseitigkeit.

Insgesamt hätte man sich etwas mehr Sorgfalt bei der Redaktion gewünscht. Stilistische Überarbeitungen wären bei einigen, offenbar aus dem Polnischen übersetzten Texten durchaus angebracht gewesen. Flüchtigkeitsfehler wie auf S. 80, wo von 12 Mio. Deportierten polnischer Herkunft in die Sowjetunion die Rede ist statt von 1,2 Mio., verfälschen das Bild. Die Photos mit polnischen Aufschriften, Dokumente und Kartenlegenden in polnischer Sprache werden weder übersetzt noch erklärt.

Die Botschaft des Buches, daß menschliches Verhalten unter widrigsten politischen Verhältnissen zwischen Deutschen und Polen möglich war, erreicht den Leser trotz der genannten Mängel. Besonders die vielen Berichte über die verbotene gute Behandlung von polnischen Zwangsarbeitern machen deutlich, daß einzelne zumindest in ihrem privaten Bereich dafür sorgen konnten, daß das Leiden der Polen gelindert wurde. Notwendig war dazu aber eins: Zivilcourage. Die Augenzeugenberichte von damals sind auch ein Appell an den Leser von heute zu mehr Zivilcourage, vor allem aber ein Appell an den deutschen Leser, die Verständigung mit dem Nachbar Polen weiter zu suchen und zu unterstützen.

Sophia Kemlein, Warschau

„Wach auf, mein Herz, und denke“. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Schlesien und Berlin-Brandenburg von 1740 bis heute / „Przebudź się, serce moje, i pomyśl“. Przyczynek do historii między Śląskiem a Berlinem-Brandenburgią od 1740 roku do dziś. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Redaktion Klaus Bździach. Berlin: Gesellschaft für interregionalen Kulturaustausch / Opole: Stowarzyszenie Instytut Śląski 1995, 601 S., zahlreiche Abbildungen.

Die Ausstellung „Wach auf, mein Herz, und denke“ richtet sich in gleichem Maße an ein polnisches wie deutsches Publikum; so war sie bereits in Breslau (Wrocław) und Berlin zu sehen, gastierte zur Zeit des Redaktionsschlusses dieser Zeitschrift gerade in Potsdam, um noch weiter nach Osnabrück, Düsseldorf, Görlitz und Beuthen (Bytom) zu ziehen. Als Name und Motto diente dabei den Organisatoren ein Ausspruch des schlesischen Barockdichters Andreas Gryphius aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, der jedoch angesichts des dargestellten Zeitraums – vom Beginn der preußischen Herrschaft in Schlesien 1740 bis heute – etwas anachronistisch wirkt, wenn er auch die Intentionen der Autoren treffend widerspiegelt. Diese unternahmen mit dem gleichnamigen Ausstellungskatalog und seinem Motto „Wach auf, mein Herz, und denke“ den ehrgeizigen Versuch, Geschichte und Kultur Schlesiens und seiner Bewohner in einem neuen, versöhnlicheren Licht zu sehen, das gleichermaßen polnische wie deutsche Erfahrungen und Standpunkte berücksichtigt. (Entgegen dem Untertitel der Ausstellung erscheinen Berlin und Brandenburg in diesem Kontext jedoch nur dann, wenn sie für die Kultur und Geschichte der schlesischen Region von Bedeutung sind.)

Dem Anspruch auf deutsch-polnische Parität kommt der Katalog schon in formaler Hinsicht nach; er ist konsequent zweisprachig deutsch-polnisch gestaltet, wobei man bei den geographischen Bezeichnungen eine sehr pragmatische Lösung gefunden hat: Im polnischen Text werden die polnischen Ortsnamen verwendet, während in der deutschen Fassung ausschließlich die deutschen Namensformen gebraucht werden. Darüber hinaus war man offensichtlich bemüht, für die Gestaltung des Katalogs eine etwa gleiche Anzahl von deutschen und polnischen Autoren zu gewinnen. Diese sind zumeist mit sehr unterschiedlichen Institutionen verbunden, wobei neben den herausgebenden Körperschaften vor allem die Historische Kommission für Schlesien, das Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte in Oldenburg sowie – in besonderem Maße – die Universität Breslau (Uniwersytet Wrocławski) zu erwähnen wären.

Rein äußerlich ist das Buch kein Katalog im klassischen Sinn. Die Exponate finden an keiner Stelle des Katalogs eine ausdrückliche Berücksichtigung, sondern dienen lediglich der Illustration und Auflockerung des Haupttextes. Dieser besteht aus 52 Aufsätzen und Beiträgen von 46 verschiedenen Autoren, die auf unterschiedliche Weise versuchen, sich dem Phänomen Schlesien zu nähern. Wenngleich die historischen Abhandlungen überwiegen, so finden sich doch auch soziologische, linguistische, geographische und sogar theologische Ansätze, so daß eine breite, interdisziplinäre Annäherung an das Thema der Ausstellung gewährleistet ist. Ein gewisser Schwerpunkt liegt bei oberschlesischen Themen, was sich aus dem starken Engagement des Oppelner Schlesischen Instituts (Instytut Śląski) für das Projekt erklärt.¹ Zur besseren Übersicht hat man die Einzelbeiträge in neun Gruppen zusammengefaßt, die teils problemorientiert sind (so die ersten vier Teile „Blick auf Schlesien“, „Die Oberschlesier“, „Von Berlin und Brandenburg nach Schlesien“ sowie „Von Schlesien nach Berlin und Brandenburg“), teils einer chronologischen Ordnung folgen („Die Teilung Oberschlesiens“, „Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg“, „Flucht, Vertreibung, Umsiedlung, Neubeginn“, „Nach der Konsolidierung“, „Perspektiven“). Offensichtlich ging es dabei nicht darum, einen primär wissenschaftlichen Sammelband zur schlesischen Geschichte zu schaffen, sondern ein breites Publikum von interessierten Laien anzusprechen.² Die Einzelbeiträge bleiben daher ohne Anmerkungen, auch wenn ihnen mehr oder weniger ausführliche Literaturlisten nachgestellt wurden. Entstanden ist damit „kein Nachschlagewerk über Schlesien oder Berlin/Brandenburg“, sondern „eine Sammlung von Beschreibungen, Zeitzeugnissen und Bewertungen“.³

Es liegt wohl in der Natur eines so umfangreichen Sammelbandes mit so unterschiedlichen Autoren, daß „Wach auf, mein Herz, und denke“ ein äußerst heterogenes Werk geworden ist. Am Beginn des Katalogs steht der Versuch, mit dem Kapitel „Blick auf Schlesien“ dem eigentlichen Thema der Ausstellung eine ausführliche Einführung in die Geschichte des Landes auch vor 1740 voranzustellen. Daß es dabei in den einzelnen Beiträgen zu gelegentlichen Wiederholungen kommt, ist wohl unvermeidbar; bedauerlich ist nur, daß der Einführung in die Geographie Schlesiens die nötige Prägnanz fehlt.⁴ Insbesondere einem jüngeren deutschen Publikum dürfte die Topographie Schlesiens weitgehend unbekannt sein, so daß sich

¹ Klaus Bzdziach, Einführung, S. 12-17, hier S. 15.

² Vgl. Geleitworte von Markus Meckel und Jerzy Sulek, S. 10f.

³ Bzdziach, Einführung (wie Anm. 1), S. 12.

⁴ Vgl. Wiesław Lesiuk, Schlesien: Definitionen, Begriffe, Mißverständnisse, S. 20-32.

das Fehlen geeigneter Karten schmerzhaft bemerkbar macht. Die Karten, die der Katalog bietet, bleiben zum Teil obskur (durch das Fehlen von Legenden, Überschriften etc.), stehen nur im losen Zusammenhang mit dem Text oder sind so ungenau, daß sie für den Laien mißverständlich sind. So kann beispielsweise der Eindruck entstehen, als habe das Teschener Schlesien nach dem Ersten Weltkrieg zur Provinz Schlesien gehört.⁵ Und wer den geschilderten historischen Grenzverlauf Schlesiens nachvollziehen möchte oder die Schlesische Schneise sucht, wird vergebens im Katalog nach einer passenden Karte Ausschau halten.⁶

Bedauerlich auch, daß gerade bei einem so sensiblen Thema wie der Teilung Oberschlesiens 1922 das Herz des betreffenden Autors noch nicht sonderlich erwacht zu sein scheint. Die schlesischen Aufstände werden einseitig mit dem „sich verschärfenden Klassenkampf“ und dem „antipolnischen Terror deutscher Freikorps“ erklärt;⁷ auch das Bild eines eigenständigen oberschlesischen Ethnikums, wie es an anderer Stelle D. Simonides und D. Berlińska zeichnen,⁸ wird verworfen, indem rundweg alle „wasserpolnisch“-sprachigen Einwohner des Oppelner Schlesiens zu Polen erklärt werden.⁹

Solche althergebrachten Positionen stellen aber eine Ausnahme dar, herrschen doch ansonsten bei fast allen Autoren eher nachdenkliche bzw. versöhnliche Töne vor. T. Fałęcki, der zu den älteren Erforschern der deutschen Minderheit in Schlesien gehört, und I. Sroka z.B. sprechen am Ende ihres fundierten Beitrages zur deutschen Minderheit in der Wojewodschaft Schlesien von einer „verpaßten Chance gegenseitigen Verstehens“, in der „alle Probleme des Lebens (...) vom nationalen Standpunkt aus betrachtet“ wurden.¹⁰ Interessant auch der Beitrag von M. Michałek, die in der Begegnung von noch auszusiedelnden Deutschen und bereits aus der sibirischen Verbannung „repatriierten“ Polen in den Jahren 1945/46 Ansätze einer Verständigung entdeckt, da beide Bevölkerungsgruppen ein ähnliches Schicksal – den Verlust der Heimat – teilten.¹¹

⁵ Ebenda, S. 25 f., Karten.

⁶ S. ebenda, S. 21.

⁷ Wiesław Lesiuk, Plebiszit und Aufstände in Oberschlesien, S. 232-246, hier S. 235. Vgl. hierzu z.B. die Darstellung von Richard Blanke, Orphans of Versailles. The Germans in Western Poland 1918-1939. Lexington, Ken. 1993, S. 26-31.

⁸ Dorota Simonides, Gibt es ein oberschlesisches Ethnikum?, S. 70-78; Danuta Berlińska, Schlesier deutscher Herkunft, S. 504-515.

⁹ Lesiuk, Plebiszit (wie Anm. 7), S. 245.

¹⁰ Tomasz Fałęcki, Irena Sroka, Die deutsche Minderheit in der Wojewodschaft Schlesien, S. 247-259, hier S. 259.

¹¹ Małgorzata Michałek, Deutsche und „Sibirien-Polen“ im Kreis Habelschwerdt, S. 403-407.

Anzumerken wäre jedoch, daß gelegentlich im Sinne der Versöhnung eine allzu optimistische oder wohlwollende Stellung bezogen wird, die der realen Problematik nicht immer gerecht wird. So stellt der Beitrag N. Meisners, des Berliner Senators für Wirtschaft und Technologie, wohl eher ein politisches Statement für deutsche Investitionen in Polen dar als eine eingehende Analyse des polnischen Transformationsprozesses nach 1989.¹² (Ein Mangel, dem wenigstens teilweise die noch folgenden Beiträge Abhilfe schaffen.¹³)

Gesondert hervorzuheben ist die ausgesprochen gelungene Auswahl von Abbildungen und Zeitzeugnissen, die wohl in gleicher Weise die Generation der Vertriebenen wie auch die heutigen Bewohner Schlesiens ansprechen und faszinieren dürften. Bei den Zeitzeugenberichten griff man dabei nicht auf bekannte Materialien zurück, wie sie beispielsweise in der Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa festgehalten worden sind,¹⁴ sondern machte sich die Mühe, weniger bekannte Berichte von Zeitzeugen auszugraben oder neue Interviews zu führen. Da diesen die Verbitterung der unmittelbaren Nachkriegsjahre fehlt, ohne dabei die schrecklichen Ereignisse zu verharmlosen (vgl. den Bericht einer 19jährigen jungen Frau vom Einmarsch der Roten Armee in Striegau, S. 365 f.), und polnische wie deutsche Zeugnisse parallel präsentiert werden, wird der Leser in die Lage versetzt, die schwierige Situation der Menschen in Schlesien zur Zeit des Dritten Reiches, des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegsjahre zu verstehen und nachzuempfinden.

Einen Wermutstropfen stellen allerdings die formalen Mängel des Katalogs dar. Orthographische Fehler wie z.B. falsche Silbentrennungen und Druckfehler sind zwar unnötig, aber noch leicht zu verkräften. Weit schwerer wiegt das Problem der teilweise mangelhaften Übertragung polnischer Texte in die deutsche Sprache. (Über die polnischen Übersetzungen deutscher Beiträge möge sich ein polnischer native speaker äußern.) Nicht nur, daß den deutschen Fassungen oft die stilistische Prägnanz der polnischen Vorlage fehlt, sondern auch, daß hierdurch der Sinn verschleiert, verstellt oder gar genommen wird. So können beispielsweise „dorośli uprawnieni *stali mieszkancy*“ eben nicht bloß mit „Stimmberechtigte“ übersetzt wer-

¹² Norbert Meisner, Perspektiven der Wirtschaftskooperation zwischen Berlin und Polen, S. 569-575.

¹³ Ruth Henning, Grenzüberschreitende Zusammenarbeit an der Oder-Neiße-Grenze, S. 576-584; Mariola Malerek-Iburg, Tourismus in Schlesien heute, S. 585-594.

¹⁴ Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa, bearb. v. Theodor Schieder. Bd. I/1-2: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. [Bonn 1953].

den, ohne den Sinn zu verstellen;¹⁵ und den deutschen Leser interessiert wohl der letzte Satz eines Absatzes genauso wie den polnischen.¹⁶

„Wach auf, mein Herz, und denke“, so lautete das Motto, unter dem eine Vielzahl von mehr oder weniger wissenschaftlich ausgearbeiteten Aufsätzen, Abbildungen und Zeitzeugnissen zusammengetragen wurde. Dabei ist die Fülle des angehäuften Materials so groß, daß hier nur fragmentarisch einige schlechtere und bessere Seiten angesprochen werden konnten, wobei letztere eindeutig überwiegen. Entstanden ist zwar kein Handbuch, aber doch ein fesselnder Überblick über die Geschichte Schlesiens und seiner Bewohner, der gerade durch seinen Facettenreichtum nicht nur den interessierten Laien faszinieren dürfte.

Ingo Eser, Marburg

Hartwig Bögeholz, Die Deutschen nach dem Krieg. Eine Chronik. Befreit, geteilt, vereint: Deutschland 1945 bis 1995. Reinbek: Rowohlt 1995, 784 S., Illustrationen (rororo aktuell. 13564.).

Tageschroniken zur Geschichte sind generell eine ambivalente Angelegenheit. Auf der einen Seite bieten sie eine Fülle von Daten, Fakten und Namen, auf der anderen Seite sind sie gerade deswegen in der Regel nur wenig geeignet, politische oder wirtschaftliche Zusammenhänge zu erfassen und zu verstehen. Trotzdem sind sie nicht zuletzt beim allgemein historisch interessierten Publikum beliebt, da sie es gerade durch ihre kalendrische Dokumentation der Ereignisse gestatten, den chronologischen Ablauf zu rekonstruieren und schon Vergessenes wieder in das Gedächtnis zu rufen.

Der 50. Jahrestag des Kriegsendes wurde vom Rowohlt-Verlag zum Anlaß genommen, die von Hartwig Bögeholz zusammengestellte Chronik „Die Deutschen nach dem Krieg“ vorzulegen. Akribisch verzeichnet der Autor – beginnend mit dem 19. März 1945 bis zum 13. März 1995 – auf fast 800 Seiten, illustriert mit Photos und einigen Tabellen, erwartungsgemäß eine Fülle von Details, die auf eine sehr arbeitsintensive Recherchetätigkeit schließen lassen. In drei Abschnitten, die die Vorgeschichte der

¹⁵ Vgl. S. 262. Durch diese Ungenauigkeit wird die Abgrenzung zu den ebenso wahlberechtigten „Emigranten“ verwischt.

¹⁶ Auf S. 504, dritter Absatz, fehlt der letzte Satz der deutschen Übersetzung des polnischen Textes.

Gründung der beiden deutschen Staaten bis 1949, die Doppelgeschichte der Bundesrepublik und der DDR bis zur Wiedervereinigung 1990 und die ersten fünf Jahre des vereinten Deutschland nachzeichnen, unternimmt die Chronik den Versuch, diese drei Abschnitte deutscher Nachkriegsgeschichte gemeinsam darzustellen. Sie geht damit über die bereits vorhandenen Kalendarien, wie sie vor allem zur Wiedervereinigung 1990 vorgelegt worden sind, hinaus. Das Jahr 1990 mit der Überwindung der deutschen Teilung, die die wohl einschneidendste politische Folge des verlorenen Krieges darstellte, bleibt so zwar eine historische Zäsur, die man als das Ende der Nachkriegszeit bezeichnen kann, gleichzeitig relativiert die Fortführung der Chronik aber auch den Eindruck, mit dem Jahr 1990 sei tatsächlich ein Abschnitt deutscher Geschichte *abgeschlossen* gewesen. Wie bei den meisten historischen Schlüsseldaten verhält es sich auch hier: Kontinuitäten sind weit auffälliger als die wirklichen Brüche. Gerade die gebündelte Auflistung von Ereignissen nach 1990 macht sichtbar, in welchem Ausmaß historische Hypotheken und aktuelle wirtschaftlich-soziale und politische Probleme weiterwirken und nicht zuletzt das Zusammenwachsen erschweren.

Benutzerfreundlich ist in dieser Chronik die parallele Darstellung der Tagesereignisse im geteilten Deutschland zwischen 1949 und 1990. Dies stellt in der Tat ein Novum dar; in der Regel werden sonst chronologisch die Ereignisse aus beiden deutschen Staaten aneinandergereiht. Dieses Kalendarium macht dagegen auch optisch sichtbar, daß jenseits aller gesamtdeutschen Rhetorik das geteilte Deutschland seit 1949 verschiedene Wege ging: marktwirtschaftliche Orientierung mit schneller Fortsetzung der Modernisierung und tiefgreifenden sozialen Veränderungen im westlichen Teilstaat; Transformation in eine „sozialistische Gesellschaft“, begleitet von erheblichen politischen und ökonomischen Krisen, in der DDR. Auf der linken Buchhälfte werden so jeweils die Ereignisse in der Bundesrepublik, auf der rechten das Geschehen in der DDR dargestellt, wobei allerdings weder drucktechnisch noch inhaltlich immer exakt die gleichzeitige Wiedergabe derselben Zeiträume eingehalten werden konnte.

Als Benutzer sollte man sich von vornherein darüber im klaren sein, daß ein solches Kalendarium zur Bestimmung von wirklichen Parallelentwicklungen der beiden deutschen Staaten nur beschränkt aussagekräftig ist. Hier wäre ein Hinweis im Vorwort hilfreich gewesen. Daß den Jahresereignissen vom Autor ein „Motto“ vorangestellt wird, erweist sich deshalb eher als hinderlich, weil nicht ersichtlich ist, ob er tatsächlich auf inhaltliche Parallelität bzw. eine zufällige Gleichzeitigkeit oder eher auf ein als zentral empfundenes Ereignis eines Jahres aus west- und ostdeutscher

Perspektive hinweisen will. Weder das eine noch das andere ist schlüssig durchgehalten worden, eher scheint hier mit einer gewissen Beliebigkeit vorgegangen worden zu sein. Hier wäre es mehr von Vorteil gewesen, die dem jeweiligen Jahr vorangestellte kurze Einleitung nicht zu trennen, sondern stärker auf inhaltliche Fragen der angestrebten „Doppelchronologie“ auszurichten. Wünschenswert wären zudem auch einige andere Veränderungen, die dem Benutzer den schnellen Zugriff auf Daten vereinfachen würden, so z.B. eine Akzentuierung durch Symbole, die wirtschaftliche, kulturelle oder politische Ereignisse deutlicher herausheben.

Trotz dieser Kritik bietet der Band von Bögeholz insgesamt ein zuverlässiges Kalendarium, das dem Benutzer durch ein Sach- und Personenverzeichnis auch den schnellen Zugriff auf die gewünschten Daten ermöglicht. Wenn der Verlag es wahrmacht, diese Chronik auch als CD-Rom anzubieten, wird sie sich zweifellos ihren Platz als Nachschlagewerk erobern.

Bernd Stöver, Potsdam

Erhard Eppler, Als Wahrheit verordnet wurde. Briefe an meine Enkelin. 4. Aufl., Frankfurt am Main (u.a.): Insel Verlag 1995, 184 S.

„Wenn Dir jemand sagt, im Dritten Reich seien die weitaus meisten Deutschen weder fanatische Nazis noch todesmutige Widerstandskämpfer gewesen, dann widersprich nicht. Dies ändert aber nichts daran, daß fast alle, kritisch oder unkritisch, getan haben, was Hitler von ihnen verlangte. Wenn jemand behauptet, dieser Hitler müsse doch mehr gekonnt haben als hassen, brüllen und in Teppiche beißen, sonst wäre die Mehrheit der Deutschen ihm nicht nachgelaufen, so prüfe ruhig, aber kritisch, ob er als Historiker besser verstehen oder als Propagandist entschuldigen will.“ (S. 183) Diese Ratschläge stehen neben zwei weiteren ganz am Ende des hier zu besprechenden Buches von Erhard Eppler. Sie sind an Lisa, seine zwölfjährige Enkelin, gerichtet und als Hilfestellung für sie gemeint im Hinblick auf eine jede zukünftige Kontroverse „mit Leuten, die meinen, diese Zeit müsse ganz neu bewertet werden“ (S. 183). Eben eine solche ‘Neubewertung’ liegt Eppler völlig fern; seinen von September 1993 bis April 1994 verfaßten 42 Briefen an Lisa liegt das Motiv zugrunde, durch das Nachdenken über die eigene Biographie insbesondere der Jahre 1933 bis 1945 Antworten auf Fragen zu versuchen, die als Anfragen an Zeitzeu-

gen wohl auch wieder und dann letztmalig in der Generation von Lisa aufkommen werden: Wie konnte es zu einer solchen Barbarei in Deutschland kommen? Wie konntet ihr, die ihr diese Zeit miterlebt habt, so etwas zulassen? Erstmals und mit besonderer Vehemenz wurden sie von der Generation gestellt, die genau zwischen dem 1926 geborenen Eppler und seiner Enkelin liegt. Die daraufhin abgegebenen Erklärungen und Rechtfertigungen waren lange Jahre bevorzugter Gegenstand nicht nur des historischen, sondern auch des soziologischen, pädagogischen sowie psychoanalytischen Interesses und bilden einen festen Topos der deutschen Nachkriegsliteratur.

Es ist so gesehen kaum verwunderlich, daß die meisten Konstellationen im Lebensweg von Eppler sowie die von ihm vorgelegten Deutungsversuche 'bekannt' sind. Es gab eine übliche familiäre Gemengelage: die in Erziehungsdingen durchaus liberale Mutter, die aber den Nationalsozialismus „ganz gut“, allerdings zwei Dinge an den Nationalsozialisten empörend fand: „einmal, wie sie die Juden schikanierten, zum anderen, wie sie mit der Kirche umsprangen“ (S. 57); da war der korrekte und pflichtbewußte Vater, militärischen Umgangsformen zugetan, von dem keine antisemitische Äußerung bekannt ist, aber auch keine, „mit der er die Juden in Schutz nahm“ (S. 55). Der äußere Ablauf von Kindheit und Jugend war ebenfalls nicht spektakulär, eher für die Zeit typisch und normal: Erhard kam im Frühjahr 1937 zum Jungvolk, dann zur HJ-Spielschar, im September 1943 Flakhelfer, im März 1944 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, Einberufung im Juni 1944 und Einsatz an einem Frontabschnitt in Holland, schließlich das Kriegsende und Rückkehr in sein elterliches Haus nach Schwäbisch Hall. Die verhängnisvollen, schlimmen Ereignisse der Zeit wurden nach der Erinnerung des 67jährigen Eppler von dem jungen Eppler nur ungenau, nicht nachhaltig wahrgenommen – auch dies scheinbar ein feststehendes Muster deutscher Vergangenheitsbewältigung: Man wußte schon recht früh etwas von einem Konzentrationslager in der Nähe von Schwäbisch Hall, die immense Aufrüstung blieb nicht verborgen, ein Onkel sprach während des Fronturlaubes von Judenerschießungen. Es fehlen in den Briefen auch die Sätze nicht, in denen das Bedürfnis manifest wird, zu begründen und zu erklären: „Meine Altersgruppe sollte man vielleicht gar nicht fragen, ob wir für oder gegen das NS-Regime gewesen seien. Wir sind in den NS-Staat hineingewachsen, wußten nicht, was vorher war, was Demokratie, freie Wahlen oder Menschenrechte seien, und konnten uns etwas ganz und gar anderes nicht vorstellen.“ (S. 104) „Sicher, ich habe die Unfreiheit gespürt, unter der täglichen Gängelei gelitten. Aber um daraus ein klares Nein zum ganzen System werden zu lassen, hätte ich einen Gegenentwurf kennen müssen, einen liberalen, einen

sozialdemokratischen, einen konservativ-demokratischen. Ich kannte keinen.“ (S. 106)

Wir haben dies alles schon einmal gehört. Wir haben es aber vielleicht noch nicht so gehört, wie Eppler es in seinen autobiographischen Briefen vorbringt. Sicher auch aufgrund der pietistischen Schlichtheit seiner Sprache und seines Erzählstiles vermittelt die Lektüre des Buches die Erfahrung von Authentizität. Die Texte von Eppler strahlen Aufrichtigkeit aus, nicht zuletzt bedingt durch sein Bemühen, Erleben und Verstehen zusammenzuführen. Natürlich sind auch die Erinnerungen eines Erhard Eppler selektiv, mögen manche seiner Deutungen stereotyp wirken. Prägend ist jedoch der Eindruck, daß hier jemand wirklich versucht hat, einen kleinen Ausschnitt nationalsozialistischer Lebenswelt verständlich zu machen.

Bleibt die Frage, für wie repräsentativ Eppler die Adressatin seiner Briefe hält. Sollte es zur Intention des Buches gehören, gerade die Generation der um 1980 Geborenen anzusprechen, so wird ihm kaum Erfolg beschied werden. Es trifft wohl nicht den Ton heutiger Jugendlicher; dazu geben sich die Briefe dann doch wieder zu altväterlich. Wenn der Band bereits nach einem Jahr in vierter Auflage gedruckt wurde, dann werden es eher die Altersgenossen von Eppler und ihre Kinder gewesen sein, denen diese große Nachfrage 50 Jahre nach dem Untergang des NS-Reiches zu verdanken ist. Das muß kein schlechtes Zeichen sein.

Ulrich Ribbert, Lüneburg

Die Autoren der Abhandlungen

Prof. Włodzimierz Borodziej, ul. Targowa 41/8, PL-03-728 Warszawa.

Geboren 1956, Studium der Geschichte an der Universität Warschau, 1984 Promotion, 1991 Habilitation, 1994/95 Gastprofessor an der Universität Marburg, seit 1996 Professor am Historischen Institut der Universität Warschau. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, u.a.: *Terror i polityka*. Warszawa 1985; *Od Poczdamu do Szklarskiej Poręby. Polska w stosunkach międzynarodowych 1945–1947*. Londyn 1990. Wissenschaftliche Schwerpunkte: polnische Geschichtsschreibung nach 1945; das Ministerium für Staatssicherheit der DDR und die Volksrepublik Polen.

Dipl.-Pol. Egil Levits, Ferdinandstr. 22, 53127 Bonn.

Geboren 1955, 1972 Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland, 1975–1986 Studium der Rechts- und Politischen Wissenschaft an der Universität Hamburg, 1984–1986 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Kiel, 1989–1992 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutschland- und Osteuropaforschung Göttingen, 1991/92 Parlamentsberater in Lettland, 1992/93 Botschafter Lettlands in der Bundesrepublik Deutschland und in der Schweiz, 1993/94 stellvertretender Ministerpräsident und Justizminister Lettlands, 1994/95 Botschafter Lettlands in Österreich, Ungarn und der Schweiz, seit 1995 Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg. Zahlreiche Veröffentlichungen zu den Arbeitsschwerpunkten: Öffentliches Recht, Völkerrecht, politische und rechtliche Transformationsprobleme der postsozialistischen Gesellschaft, Zeitgeschichte.

Justas Paleckis, Botschafter der Republik Litauen in Großbritannien, Embassy of Lithuania, 84 Gloucester Place, GB-London W1H 3HN.

Geboren 1942, Studium der Journalistik in Vilnius sowie an der Diplomatischen Akademie Moskau, 14 Jahre im diplomatischen Dienst der Sowjetunion (Schweiz, DDR), 1989/90 Beteiligung an der Trennung der KP Litauens von der KPdSU und bei der Wiederherstellung des unabhängigen litauischen Staates, Abgeordneter des Obersten Rates der Republik Litauen, 1990–1992 Stellvertretender Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses, 1993–1996 außenpolitischer Berater des Staatspräsidenten, seit August 1996 außerordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Republik Litauen in Großbritannien. 1990–1995 Lehrtätigkeit an der Universität Vilnius, zahlreiche Bücher und Veröffentlichungen zu Fragen der internationalen Beziehungen, insbesondere zum Kaliningrader Gebiet.

Prof. Dr. Rex Rexheuser, Deutsches Historisches Institut Warschau, Pałac Kultury i Nauki (XVII p.), Plac Defilad 1, Skr. 33, PL-00-901 Warszawa.

Geboren 1933, Studium der Geschichte und Germanistik in Göttingen, Assistent am Seminar für osteuropäische Geschichte in Erlangen-Nürnberg, dort Promotion 1971 und Habilitation 1977 in osteuropäischer Geschichte. 1977/78 Austauschwissenschaftler bei der Akademie der Wissenschaften in Moskau, 1983–1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg und Privatdozent, ab 1993 apl. Professor an der Universität Hannover, seit 1993 Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Warschau. Arbeitsgebiete: Russische Geschichte des 18.–20. Jahrhunderts, polnische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Geschichte der Deutschen im Osten.

Prof. em. Dr. Karl-Heinz Ruffmann, Crailsheimstr. 3, 83278 Traunstein.

1962–1990 ordentlicher und seither emeritierter Professor für osteuropäische Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg. Wissenschaftliche Schwerpunkte: Geschichte Rußlands und der Sowjetunion, zeitgeschichtliche vergleichende Deutschlandforschung, deutsch-litauische Beziehungen im 20. Jahrhundert, Geschichte an Gymnasien. Veröffentlichungen u.a.: Sowjetrußland. Struktur und Entfaltung einer Weltmacht. München 1967; 9. Aufl. 1984; Fragen an die sowjetische Geschichte. Von Lenin bis Gorbatschow. München 1987; Oldenburg Geschichte an Gymnasien 11 (als Herausgeber). München 1993.

Dr. Elena Zubkova, Institut für Russische Geschichte, Dm. Uljanova 19, GUS-117036 Moskva.

Geboren 1959, 1976–1981 Studium am Moskauer Historischen Archivinstitut, anschließend Promotion, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Russische Geschichte der Akademie der Wissenschaften. Forschungsschwerpunkte: Gesellschaft und Macht in der UdSSR (1945–1964), nationale Konflikte in der UdSSR, v.a. im baltischen Raum. Zahlreiche Publikationen, u.a.: Gesellschaft und Reformen. 1945–1964. Moskau 1993; Gesellschaftliche Atmosphäre nach dem Krieg (1945–1952), in: Svobodnaja Mysl' (1992), Nr. 9; Die aus dem Krieg entstandene Gesellschaft. Russen und Deutsche im Jahr 1945, in: Otečestvennaja Istorija (1995), Nr. 3; Beiträge in verschiedenen Sammelbänden.